







DIE VORURTHEILE

DES

GEMEINEN VERSTANDES.

VON

LAZAR B. HELLENBACH.

WIEN, 1880.
VERLAG VON L. ROSNER.

Vorrede.

An meine Leser und Leserinnen!

Das vorliegende Buch zerfällt in zwei Theile; die Vorurtheile des gemeinen Verstandes, und die von diesen losgelöste Naturbetrachtung. Diese Eintheilung ist objectiv genommen ganz richtig; vom Standpunkte des Lesers aber, was etwa für ihn neu, belehrend oder unterhaltend sein werde, müsste das Buch eigentlich in drei Theile zerfallen.

Die ersten 60 Seiten oder vier Capitel sind trocken, enthalten eigentlich für den philosophisch gebildeten Leser nichts Neues; diese 60 Seiten sind nur da, um dem Leser die Lectüre von eben so viel trockenen Büchern zu ersparen — das ist immerhin ein Gewinn, und das mag ihn trösten. Mich hat das Zusammenziehen viel Mühe gekostet.

Die nächstfolgenden 70 Seiten oder vier Capitel behandeln zwar ein Thema, das von den Philosophen auch behandelt wurde, aber meine Anschauungen weichen von diesen ab, und stellen diese 70 Seiten an den Leser nicht mehr die Anforderung des Wissens, wie die früheren, sondern nur mehr des Denkens. Sie sind nicht mehr trocken, wenn auch gerade nicht unterhaltend, doch sind sie nothwendig, insbesondere das 5. Capitel über die Phänomenalität der Per-

sönlichkeit, deren Verständniss den Schlüssel abgibt, sich in den folgenden Capiteln zurechtzufinden; wer diese 70 Seiten überschlagen würde, käme in die Lage eines Japanesen, der in's deutsche Schauspielhaus geht, er würde so Manches sehen, aber von der Handlung sehr wenig verstehen; der Leser stünde gleichsam vor einer Sammlung historischer Bilder, deren Gegenstand ihm unbekannt wäre.

Der ganze Rest von weit über 200 Seiten (die letzten drei Capitel) wird dem Leser wie ein sonderbarer Traum vorkommen, und einige meiner Leser werden, so will ich hoffen, wünschen, dass dieser Traum kein solcher, sondern Wirklichkeit wäre oder würde. Diesen Lesern erlaube ich mir einen besonderen Rath zu ertheilen.

Nach meiner eigenen Erfahrung habe ich bei Lectüre eines Buches meine Aufmerksamkeit nie so concentriren können, dass ich nicht — durch allerlei Gedanken veranlasst — Bruchtheile von Seiten nur mechanisch gelesen hätte, was zur Folge hatte, dass ich bei nach einiger Zeit wiederholter Lectüre Vieles fand, was mir früher entgangen, und mir Vieles verständlich wurde, was es früher nicht war. Es ist eben nicht wahrscheinlich, dass des Lesers Unaufmerksamkeit gerade bei derselben Stelle eintreten würde. Wird mein Leser nach einer einmaligen, sagen wir flüchtigen Durchlesung das Buch wieder in die Hand nehmen, so wird er den ersten, trockenen Theil in einem ganz anderen Lichte sehen, und auch das Ganze besser verstehen. Er wird dann zu seiner Ueberraschung finden, *dass gerade das, was er für Wirklichkeit gehalten, der* **Traum**, *und der gewünschte Traum die* **Wirklichkeit** *sei!*

Im Juni 1880.

Der Verfasser.

Inhalt.

Druckfehler.

Seite 165, 6. Zeile statt: Physische lese: Psychische.
„ 274 in der Aufschrift statt: Hoffnungen lese: Offenbarungen.

I. Capitel.

Einleitung.

Wenn ein Maler ein Gemälde entwirft, so muss er für die Herstellung der Bedingungen Sorge tragen und den Grund legen, auf welchem das Bild zur Darstellung gebracht werden soll. Ich befinde mich in einer ähnlichen Lage; ich muss meinen Leser durch einige trockene, wenn auch nicht zu lange Capitel hindurchführen, bevor ich daran denken und hoffen kann, ihm ein verständliches, neues und anziehendes Gemälde zu liefern. Diese drei Capitel tragen die Aufschrift: „Phänomenalität unserer Sinneswahrnehmungen, der Materie und unserer räumlichen Vorstellungen.“ Es wird daher gut sein, den Leser durch Angabe des zu erreichenden Zweckes vorzubereiten.

Wenn wir die Hand in ein Wasser tauchen, so haben wir eine andere Empfindung, als wenn wir sie an die Wand drücken, wir sagen das Wasser sei flüssig, die Mauer sei fest, und doch ist es nur die Empfindung des verschiedenen Widerstandes, die uns veranlasst, die Mauer für undurchdringlich zu halten, was sie nicht im Mindesten ist. Es ist daher nothwendig, dass ich mich über die Natur der Sinneseindrücke mit meinem Leser früher verständige.

Wir glauben weiter, dass die Welt voll der Stoffe sei, denen wir verschiedene Kräfte zuschreiben, und doch

ist das ganz falsch; die Welt besteht nur aus Kraftäusserungen, und unser Verstand macht aus den Empfindungen den Stoff. Der gemeine Verstand pflegt sich dahin auszudrücken, dass der Ofen wärme; er weiss wohl, dass es das Holz oder die Kohle ist, welche dem Ofen die wärmende Eigenschaft gibt; er geht noch weiter, und schreibt dem Verbrennungsprocesse die Wirkung zu; die Zahl derjenigen, welche diese Wirkung in die Schwingungen verlegen, die unsere Haut treffen, ist schon eine geringe; noch geringer ist die Zahl derjenigen, welche sich über den Zusammenhang und die Umsetzung von lebenden Kräften (kinetische Energie) in Spannkräfte Rechenschaft zu geben vermögen, und doch ist es dringend nothwendig, dass mein Leser einen richtigen Begriff von Dem erhalte, was wir so leicht und ganz allgemein als Materie bezeichnen.

Noch schwieriger ist das dritte Capitel, welches die Phänomenalität unserer räumlichen Vorstellungen betrifft: weil der Massstab für die räumlichen Verhältnisse uns durch unsern Organismus angeboren ist, und nur ein philosophisch angelegter Kopf aus eigener Initiative zu erkennen vermag, dass gerade darum unsere Anschauung der räumlichen Beziehungen der Objecte durchaus der einwirkenden Realität nicht entsprechen müsse; denn wären wir anders geboren, so hätten wir andere angeborene Anschauungsformen, woraus folgt, dass es mit den vier Billionen Meilen Sternweite eben so wie mit dem Zwischenraume der Atome und den Quadrillionen Molekeln in einem Cubikcentimeter Luft, deren sehr viele zusammengelegt für uns noch unwahrnehmbar sind, noch seine Haken habe, wenn die phänomenale Gesetzmässigkeit auch diese Ziffern ergibt. (Siehe Jonston Stoney Philos. Mag. Vol. 36, Seite 141.)

Der Leser wird im ersten Augenblicke vielleicht ausrufen, dass ich ihn in's Bodenlose führe, wenn ich die Phänomenalität alles dessen behaupte, was die alleinige

Unterlage unseres Wissens und Denkens ist; doch ist der Teufel nie so schwarz, als er an die Wand gemalt wird. Es fällt mir nicht bei, zu behaupten, dass unseren Sinneswahrnehmungen keine Realität, unseren Empfindungen keine wirkenden Veranlassungen unterliegen; auch nicht, dass die räumlichen Beziehungen der Objecte nicht existiren. Wohl aber müssen wir den kritischen Standpunkt einnehmen, und die phänomale Natur unserer Vorstellungen von diesen Dingen gründlich begreifen, wenn ich meinen Leser durch die Erkenntniss der Phänomenalität unserer Persönlichkeit auf ein nicht nur interessantes, sondern auch hoch wichtiges Gebiet mit Nutzen bringen soll.

Der Leser mag vielleicht ausrufen: „Also auch meine Persönlichkeit ist phänomenaler Natur? Ich soll auch nicht existiren, wo doch der Vater der modernen Philosophie gerade das Ich als den einzigen sicheren Pfeiler der Speculation erkannte? — Wenn das „*cogito, ergo sum*“ auch keine Giltigkeit mehr haben soll, wo werden wir da hin gelangen?“

Halt! mein Leser! Wenn ich auch nachgewiesen haben werde, dass das Phantom unserer Persönlichkeit ein sich langsam entwickelndes Product unseres Organismus ist, so würde daraus noch nicht folgen, dass es keine reelle Unterlage habe; auch das Bild im Spiegel hat eine und gesetzmässig entsprechende Unterlage und ist doch nur ein Bild, ein Phantom. Eines ist gewiss, dass wenn unsere Persönlichkeit, wie wir sie in unserem Bewusstsein stehen haben, eine Realität wäre, es für uns besser sein würde, wir wären nie geboren; denn eine solche Realität ist des Jammers nicht werth, der unserer Existenz vorhergeht, sie begleitet und ihr folgt. Ist hingegen unsere Persönlichkeit nur ein Phänomen, nur ein Bild, dann gewinnen wir den Anspruch auf die Befriedigung jenes Bedürfnisses, das durch

Liebe und Moral hervorgerufen, den Menschen zum Gegner einer pessimistischen Weltanschauung macht. Nur die Phänomenalität unserer Persönlichkeit, die von Kant tiefsinnig erschlossen, von Schopenhauer und Hartmann weiter ausgeführt wurde, kann uns den Schlüssel zu einer befriedigenden Weltanschauung liefern. Darum möge sich der Leser der Lectüre der drei ersten Capitel mit Resignation unterziehen, welche das Fundament einer kritischen Betrachtung der Natur und unserer eigenen Individualität einzig allein ermöglichen. Ich habe am Schlusse eines jeden dieser drei Capitel eine Zusammenfassung gesetzt, in welcher klar ausgesprochen ist, was bewiesen werden sollte; dieser Zweck wird auch bei jenem meiner Leser erreicht sein, der zufolge mangelhafter Detail-Kenntnisse des einen oder anderen Zweiges der Naturwissenschaft einzelne Beweisführungen nicht verstanden haben sollte. Es führen bekanntlich alle Wege nach Rom, und die Wahrheit muss auf verschiedene Weise zu beweisen sein; ist meinem Leser ein Argument unklar, so genügen auch die anderen, ihm verständlichen, vollkommen. Jedes einzelne Argument ganz gemeinfasslich darzustellen, hätte diesem Buche, und besonders den drei ersten Capiteln, einen zu grossen Umfang gegeben.

Der Zweck dieser drei Capitel ist nicht, dem Leser unsere Sinneswahrnehmungen zu erklären, oder das Räthsel der Materie und des Raumes zu lösen, was zum Theil eine unmögliche, jedenfalls aber schwierige Aufgabe wäre. Es handelt sich nur darum, die von dem gemeinen Verstande so leicht als Realität genommene Phänomenalität der Welt nachzuweisen; es müssen die Vorurtheile des gemeinen Verstandes gebrochen werden, denn es steht ein hoher Preis auf das Gelingen!

Wer durch den phänomenalen Schleier hindurch die Schattenumrisse der wirklichen Realitäten zu erfassen vermag, der ist der Culturentwicklung gewonnen, sowohl

der eigenen als der fremden, der wird in den Kämpfen des Lebens den Muth nicht verlieren, weil er dieses von einem höheren Standpunkte aus zu betrachten vermag; und so wie ein mehrfach umgerissener Boden neuen Saaten ein üppiges Wachsthum verspricht, so wird sich auf den Trümmern der Vorurtheile des gemeinen Verstandes ein Bild der „intelligiblen Welt" aufbauen lassen, deren Existenz der von der Phänomenalität befangene gemeine Verstand mit Hartnäckigkeit läugnet, ohne welche intelligible Unterlage aber der Schwindel der phänomenalen Welt gar nicht möglich wäre.

Ich habe im zweiten Band der Vorurtheile gezeigt, dass der Aufriss der intelligiblen Welt, wie ihn die Religionsstifter, Propheten und Spiritisten auf einander widersprechende Weise versuchten, werthlos ist; ich habe weiters gesagt, dass die Experimente im Genre eines Zöllner allerdings einige Data zu liefern vermögen, mit deren Hülfe sich Schlüsse ziehen lassen; hier aber soll ein neuer, meines Wissens noch nie begangener Weg betreten werden. Wir werden den Aufbau auf der Grundlage der Voraussetzung versuchen, dass die phänomenale Welt nur ein durch das Gehirn erzeugtes Bild der intelligiblen sei. Wir werden den Versuch machen — eines gemeinfasslichen Gleichnisses mich bedienend — aus der phänomenalen (dreidimensionalen) Photographie auf das intelligible (vier-dimensionale) Original zu schliessen. Es ist daher begreiflich, dass Alles auf die Wahrheit und Richtigkeit obiger Voraussetzung ankommt, darum aber auch Alles aufgeboten werden muss, sie sicher zu stellen. Je höher ein Gebäude werden soll, desto solider muss der Unterbau sein; wer die Schriften Schopenhauer's, Drossbach's und Kant's kennt, kann sich die drei folgenden Capitel schenken, wer sie nicht kennt, für den sind sie obligat.

Zweites Capitel.

Die Phänomenalität unserer Sinneswahrnehmungen.

Das Gehör. — Das Gesicht. — Der Geruch und der Geschmack. — Der Tastsinn.

Das Vorurtheil des gemeinen Verstandes besteht hauptsächlichst darin, dass er subjective Empfindungen für reale Objecte der Aussenwelt nimmt. Schon die Sprache, diese erste Lehrmeisterin unserer Begriffe, muss ihn dazu verführen. Sie spricht von einem Ton des Claviers, einer Farbe, von Stoff und Materie, und doch sind das lauter Dinge, die nur in unserer Vorstellung zu Stande kommen, wenn auch äussere Einwirkungen sie veranlassen.

Die Vorurtheile des gemeinen Verstandes werden im wahren Sinne des Wortes vererbt, denn sie sind eine Consequenz unserer Organisation. Der erste Gegenstand, mit dem wir uns befassen werden, ist demnach die Phänomenalität unserer Sinneswahrnehmungen im Allgemeinen.

Es ist durch die Erfahrung erwiesen und Jedermann verständlich, dass die auf unsere Sinne einwirkenden Kräfte einen gewissen Grad von Intensität haben müssen, wenn

sie uns fühlbar werden sollen; nicht jede Schwingung wird zum Tone oder zur Lichtempfindung; auch wissen wir nichts davon, wenn wir einige Mohnkörner in den Kleidern tragen; weder wird deren Gewicht für uns fühlbar werden, noch werden sie unsere Nase afficiren.

Weniger bekannt ist es, dass die Steigerung auch ihre Grenzen hat, d. h. dass wir von einer gewissen Grenze ab die Vermehrung nicht mehr oder als etwas Anderes empfinden. So empfinden wir Schwingungen als Licht durch das Auge, oder auch als Wärme durch die Haut.

Das Ergebniss dieser ersten Betrachtung ist, dass unser Organismus nicht etwa nur der Qualität nach, sondern auch in Bezug auf die Quantität der Einwirkung ein beschränktes Instrument ist. Ja, wir werden finden, dass quantitative Aenderungen in uns qualitativ verschiedene Empfindungen hervorrufen, d. h. als solche empfunden werden.

Doch selbst dieses Segment von Empfindungsfähigkeit zeigt auffallende Verschiedenheiten; denn wenn die Intensität der Empfindung auch im Verhältnisse zur Intensität der Einwirkung steht, so sind diese Progressionen nicht gleich, d. h. die Steigerung beider ist keine ganz gleiche. Wir bemerken sehr leicht den Unterschied der Beleuchtung, wenn es sich um eine oder zwei Kerzen handelt, ob aber 40 oder 41 Kerzen brennen, das können wir nicht mehr unterscheiden. Wundt hat für die einzelnen Sinne folgende Zahlen gefunden, um welche die Einwirkung vermehrt werden muss, um von uns empfunden zu werden.

Licht 1 Procent.

Muskelbewegung 6 Procent (z. B. beim Heben eines Gewichtes).

Druck, Schall und Temperatur 33 Procent.

Um diese Beträge muss die ursprüngliche Einwirkung vermehrt werden, wenn wir sie empfinden sollen. Fechner und Wundt haben gefunden, dass die Empfindungen um gleiche Grössen zunehmen, wenn die veranlassenden Reize so zunehmen, dass ihr Zuwachs zur ganzen vorhandenen Reizgrösse immer dasselbe Verhältniss beibehält; das würde aber den Verhältnissen von Zahl und Logarithmus entsprechen, daher sich denn der Satz ergibt; „die Empfindung wächst wie der Logarithmus der Reize."

Wir haben nicht nothwendig, so tief in diese Fragen einzugehen, um uns klar zu machen, dass alle unsere Wahrnehmungen etwas Phänomenales, von dem Instrumente (Leib genannt) Abhängiges seien. Wir sind einer Wage zu vergleichen, die weder für ein sehr kleines noch ein sehr grosses Gewicht, sondern nur für eine sehr beschränkte Menge von Abmessungen brauchbar ist. Fehlt uns ein Sinn, so entbehren wir einer Reihe von Vorstellungen gänzlich, obschon die einwirkenden Kräfte existiren; aber auch die Sinne, die wir haben, können nur für ein kleines Segment der vorhandenen wirkenden Kräfte verwendet werden.

Wollen wir das an den einzelnen Sinnen deutlicher zu machen suchen.

Das Gehör.

Die Naturwissenschaft hat es zu einer ganz unzweifelhaften Gewissheit erhoben, dass alle unsere Gehörvorstellungen, seien es nun harmonische Töne oder gewöhnliches Getöse, die Folgen von Schwingungen sind, die in starren Körpern eben so wie in der Luft hervorgebracht werden können, wenn ihre Intensität, Dauer und Fortpflanzungsfähigkeit in den verschiedenen Medien auch begreiflicherweise eine verschiedene ist.

Man kennt selbst die Zahl der Schwingungen, die zur Hervorbringung der verschiedenen Tonempfindungen nothwendig sind, das 32füssige C der Orgel, — der tiefste Ton, wie er meines Wissens nur in der Cisterzienser Kirche zu Prag am Hratschin und in einer Hamburger Orgel aus Metall zu finden ist — gibt 32 Schwingungen in der Secunde oder richtiger, 32 Schwingungen erzeugen in unserem Kopfe den Ton des tiefsten C; das 16füssige C gibt 64 Schwingungen, und das geht so fort, immer um das Doppelte, nämlich 128, 256, 512, 1024 bis 2048 Schwingungen für das dreigestrichene C, während die Länge des Rohrs von 32 Fuss immer um die Hälfte verkürzt werden muss und auf einen halben Fuss herabsinkt. Es sind die Ziffern dieser Schwingungen bei den verschiedenen Experimenten nicht immer scharf zu nehmen, weil Temperatur, Dichtigkeitsverhältnisse einen Einfluss haben; nichts destoweniger hat Dulong mit der von Caignard de la Tour erfundenen Sirene sehr scharfe Messungen vorgenommen.

Man weiss so ziemlich die Grenze, innerhalb welcher das menschliche Ohr Schwingungen zu empfinden vermag, und es schwebt die Empfindungsfähigkeit zwischen 32 und 36.000 Schwingungen; es wurden von Savart allerdings auch etwas tiefere und auch höhere Zahlen angegeben, doch hat dies für uns keine Bedeutung. Die übereinstimmenden Messungen von Chladni, Dulong, Sauveur, W. Weber und Anderen haben für das gewöhnliche Stimmungs-A zwischen 800 und 900 Schwingungen in der Secunde ergeben, mit Ausnahme Euler's, der nur 784 Schwingungen gefunden haben will. Man darf auch nicht vergessen, dass ausser den schon angeführten Temperaturs- und Dichtigkeits-Verhältnissen auch die Orchester nicht ganz gleichgestimmte Stimmgabeln haben.

Uns genügt es, zu wissen, dass wir es mit Schwingungen zu thun haben, was schon Leibniz erkannte.

Newton war der Erste, der sie als Wellenbewegungen erkannte und für die Fortpflanzuug in der Luft das Gesetz aufstellte, dass sich diese Wellen direct wie die Quadratwurzeln der Elasticitäten und umgekehrt, wie die Quadratwurzeln der Dichtigkeiten verhalten; eine Aufstellung, welche später durch Chladni erfahrungsmässig geprüft und für die atmosphärische Luft ganz genau, für die Fortpflanzung in Sauerstoff, Stickstoff, Stickgas, Kohlensäure- und Salpetergas so ziemlich genau befunden wurde, nur in Wasserstoffgas, diesem leichtesten Materiale, das wir kennen, ergab sich eine grosse Differenz. Gewiss ist, je höher der Ton, desto mehr Schwingungen in der Secunde müssen erfolgen, und wenn diese Schwingungen die Höhe von 36,000 (nach anderen 38,000) in der Secunde erreichen, so hört der Ton auf, und nur ein Zischen ist anfangs noch zu vernehmen. Es ist ferner noch hervorzuheben, dass die Tonhöhe dem Logarithmus der Schwingungszahlen proportional ist.

Ein Professor der Mathematik, der seine Wissenschaft liebte, rief seinen Schülern zu, dass Gott selbst weiter nichts sei, als ein grosser Mathematiker; wenn man das Obige berücksichtigt, und sich weiters überzeugt, dass es mehr oder weniger mit den anderen Sinnen sich ebenfalls so verhält, die Zahlen überhaupt eine grosse Rolle in der uns anschaulichen Welt spielen, so kann man diesen Erguss eines für sein Fach begeisterten Professors gan˜ gut begreifen. Ist ja selbst die Harmonie in der Musik nichts als die Folge von Zahlenverhältnissen gleichzeitiger Schwingungen.

Alle diese Schwingungen gingen aber als Töne verloren, wenn wir kein Ohr hätten, das durch eine wunderbare Construction an seinen Nervenenden diese Schwingungen auffinge, die sich schliesslich in unserem Gehirn als Tonvorstellungen darstellen. Der Ton ist also

nicht dort, wohin der gemeine Verstand ihn verlegt, er ist nicht etwa in der Geige oder Trompete, sondern nur in unserem Kopfe. Wir brauchen einen Tauben nur in eine Oper zu führen, um uns zu überzeugen, dass Musik nur dort existirt, wo ein Ohr vorhanden ist, das Schwingungen in Töne zu umsetzen versteht.

Uebergehen wir nun auf die interessanteste Function unseres Organismus, das Sehen.

Das Gesicht.

Das menschliche Auge ist nicht nur das nothwendigste und wichtigste, sondern auch das interessanteste Organ, durch welches der Verstand die Anschauungen der Welt gewinnt, und doch ist es nur für die Empfindlichkeit der Lichteinwirkungen construirt. Das Auge ist mit einer Glaslinse oder einem Spiegel zu vergleichen, durch welchen die Lichtstrahlen aufgefangen werden, und welche auf die Endorgane (kleine Stäbchen oder Zapfen) wirken. Es ist wahrscheinlich, dass die Nervenenden im Ohre gleich den Saiten eines Clavieres nur für bestimmte Einwirkungen empfänglich sind; ob dies beim Auge auch der Fall, ist schwer zu entscheiden, für die Aufklärung der quantitativen und qualitativen Lichteinwirkungen aber durchaus nicht nothwendig. Bevor wir aber zur Licht-Empfindung schreiten, müssen wir uns klar werden, was denn das Licht selbst ist.

Es war seit jeher das gewöhnliche Auskunftsmittel der Naturforscher, wenn sie eine wirkende Kraft wahrnahmen, und keinen Stoff zur Hand hatten, dem sie die entsprechende Kraft zuschreiben konnten, einen solchen zu erfinden, und ihm alle Eigenschaften beizulegen, die nothwendig waren, um sich die Erscheinungen erklären zu können; dass das keine Erklärung sei, auf das kamen in der Regel erst die Nachkommen. Selbst ein Newton griff

zur Annahme unendlich kleiner materieller Theilchen, zu einem Lichtstoff und wurde der Gründer der Emissions- oder Emanationstheorie. Die Schwierigkeiten, welche die Refraction und Inflection der Lichtstrahlen dieser Hypothese bereiteten, war übrigens Newton nicht entgangen, und hat er selbst am Schlusse seines optischen Werkes die Frage aufgeworfen, ob sich denn die Lichterscheinungen nicht besser auf Vibrationen — aber wieder eines Stoffes, des Lichtäthers — zurückführen liessen. Um dem Leser nur einen beiläufigen Begriff der monströsen Consequenzen bei der Emissionstheorie zu geben, wird es genügen, die Ausführungen der Fachmänner anzuführen, denen zu Folge die Geschwindigkeit des Lichtes beim Eintritte in Glas beschleunigt wird und in einem zwölf Billiontel einer Secunde das 1·5fache betragen müsste; so zu lesen bei Brandes. La Place — auch ein Anhänger der Emissionstheorie — hat ähnliche Ziffern. Die entscheidendste Widerlegung der Newton'schen Theorie sind die Wirkungen des achromatischen Refractors, dessen Möglichkeit von Newton auch ganz consequent bestritten wurde.

Die eigentlich schon von Newton angeregte Vibrations- oder Undulations-Theorie, der zu Folge das Licht ein Product von Schwingungen gleich dem Schalle wäre, wurde von Huygens und Euler zuerst vertheidigt. Durch diese Theorie lassen sich die Erscheinungen der Lichtbrechung weit besser erklären, und braucht man nicht zu so ungeheuerlichen Ziffern zu greifen. Die Schnelligkeit des Lichtes oder der Schwingungs-Fortsetzungen sind für unsere räumlichen Anschauungen ohnehin gross genug, um sehr verdächtig zu werden — ein Thema, auf welches wir später noch zurückkommen werden — doch sind diese für unsere phänomenale Raumanschauung ganz gesetzmässig und relativ sicher gestellt, und zwar auf doppelte Weise, vor allem durch die Mondesfinsternisse des Jupiter, welche je nach der grösseren Ent-

fernung von der Erde, später oder früher ein- oder austreten, welche Zwischenzeit vierzehn Secunden beträgt; und da wir uns um 590,000 Meilen vom Jupiter entfernen, so ergibt die Rechnung, dass das Licht oder vielmehr die Lichtschwingungen 42,000 Meilen in der Secunde durchlaufen müssen. Obschon auch so gewichtige Astronomen wie Römer und Cassini die Sache richtig auffassten, so genügte die vorgefasste Meinung eines Descartes, dass das Licht sich ohne Zeitverlust fortpflanze, um obige Anschauung von den Franzosen verwerfen zu lassen. Erst als Bradley im Wege der Aberration des Lichtes die gleichen Ziffern herausbrachte, kam diese Anschauung zur Geltung.*)

Durch nichts aber wird die Phänomenalität der Gesichtswahrnehmungen klarer nachgewiesen, als durch die subjective Natur unserer Farbenempfindungen, die lediglich nur durch die Verschiedenheiten der Thätigkeit der Retina hervorgebracht werden. Goethe hatte die Sache gegenüber der allgemein angenommenen Anschauung Newton's angeregt; Schopenhauer ist aber der eigentliche Begründer der neueren Auffassung. Der Leser mag in dessen kurzer Abhandlung über das Sehen und die Farben sich die näheren Beweise für den subjectiven Ursprung der Farben holen. Wie richtig die Theorie Schopenhauer's ist, geht aus dem Experimente mit Herrn von Zimmermann hervor, der farbenblind war, das heisst, dessen Retina nicht die Fähigkeit hatte, ihre Thätigkeit qualitativ zu theilen, und der daher nur Weiss und die verschiedenen Nuancen von Grau kannte, als welches ihm alle anderen Farben erschienen. Nach der Theorie Schopenhauers müssen einem solchem Auge Roth und Grün ganz gleich erscheinen, und wirklich zog Zimmermann anstatt einer rothen Uniform anstandslos die grüne

---

*) Die Theorie Parrots, der auch einen Lichtstoff annahm, ist heute ein überwundener Standpunkt.

an, während die Verschiedenheit der anderen Farben ihm als eine Verschiedenheit von Grau erschien. In dem Kreise meiner Bekannten befinden sich Einige, an denen die gleiche Erscheinung beobachtet wurde.

Nachdem es ausser Zweifel gestanden, dass die optischen Erscheinungen durch Schwingungen hervorgebracht werden, entstand die Frage, was denn eigentlich schwinge? Die Naturwissenschaft ist nicht verlegen eine Antwort zu geben, sie setzt einfach einen Stoff voraus, dem sie alle Eigenschaften zuspricht, die sie nothwendig hat, um die Erscheinungen zu erklären; so muss der Aether ein den ganzen Weltraum erfüllendes und alle Körper durchdringendes, vollkommen elastisches Fluidum sein; er muss im freien Raume eine andere Dichtigkeit haben als in luftartigen flüssigen Körpern, in nicht krystallisirten constant, in krystallisirten aber veränderlich sein. Der Leser sieht, dass die Naturwissenschaft sich das sehr bequem gemacht hat. Es hat noch Niemand die Spuren dieses Aethers gefunden, aber er wird gleich mit allen nothwendigen Eigenschaften vorausgesetzt. Wir werden später die Schwierigkeiten, die diese Aether-Hypothese macht, berühren; für jetzt genügt es uns zu wissen, dass es Schwingungen sind, mit denen wir es zu thun haben, ob es nun ein unbekannter Aether oder etwas Anderes ist, was da schwingt, kann uns gleichgiltig sein.

Das Licht ist kein Stoff, wie man früher glaubte, sondern eine Bewegung, durch welche die obigen Nervenenden afficirt werden, wodurch Empfindungen entstehen, aus welchen der Verstand durch Schlüsse von der Wirkung auf die Ursache und durch die fortwährende Erfahrung Vorstellungen hervorruft, die in ihren ersten Anfängen unbewusste Schlüsse sind, endlich aber zu unseren bewussten Vorstellungen werden, aus denen sich das Bild der Welt

zusammensetzt. Schopenhauer hatte vollkommen recht, wenn er sagte: die Welt ist meine Vorstellung.

Dass Licht und Farbe nur subjective Erscheinungen sind, beweisen schon die Blinden, die fehlerhaft Construirten, Erkrankten und Farbenblinden. Ohne Organ keine Vorstellung, mit verschiedenen Organen verschiedene Vorstellungen — das ist klar, aber selbst bei gleichen Organen und gleichen auf uns einwirkenden Gegenständen entstehen verschiedene Vorstellungen, wenn das Medium, durch welches die Bewegung durchwirken muss, ein anderes wird. Die Aenderung eines in das Wasser getauchten Stabes ist bekannt.

Wenn man in einem Vollbade sitzt, und die innere Handoberfläche vertikal unter dem Wasser hält, so werden Finger und Handoberfläche kurz und breit, fast viereckig; gibt man der Hand die horizontale Lage — selbstverständlich immer unter dem Wasser — so werden Finger und Hand schmal und langgestreckt; hebt man da den Daumen auf, dass er allein senkrecht steht, so wird er zu einem Stumpf. Wir haben dasselbe Medium (Luft und Wasser) und räumlich genommen, doch ein ganz anderes Bild.

Aus allen diesen Versuchen geht hervor, dass die wirkende Ursache Schwingungen sind, die unser Verstand in Bilder verwandelt. Roth soll die grösste Wellenlänge und die geringste Schwingungszahl, Violett die kürzeste Wellenlänge und die grösste Schwingungszahl haben, unser Verstand übersetzt diese Schwingungen in Roth und Violett. Was diese Schwingungen hervorbringt, gehört nicht hierher, eben so wenig, was das Schwingende eigentlich ist; wir haben nur auf gemeinfassliche Weise uns überzeugt, dass [illegible] Gesichtsvorstellungen phänomenaler Natur sind. [illegible] damit selbstverständlich nicht gesagt, dass die W[illegible] ohne Ursache seien. Wenn wir von der P[illegible] und Lichterscheinungen sprechen, so liegt [illegible]

weit mehr in der Construction unserer Augen und Ohren; denn das, was sie hervorbringt, sind nur Schwingungen.

Licht und Wärme sind eigentlich identisch, weil sie sogenannte Aetherschwingungen sind, welche durch einen luftleeren Raum auch wirken, hingegen sind die Schallwellen Luftschwingungen, die sich durch einen luftleeren Raum nicht fortpflanzen. Wir sind es, die diese Schwingungen je nach der Zahl derselben in gleichen Zeiträumen und je nach unseren Organen in Licht und Wärmeempfindungen umsetzen. Auch ist es eine sichergestellte Thatsache, dass eine theilweise Lähmung der Augenmuskeln eine Aenderung in der Raumanschauung hervoruft; denn die Gegenstände werden verschoben, was durch die grössere Anstrengung und die erhöhten Bewegungsempfindungen veranlasst wird. Das Auge ist nämlich so empfindlich für die geringste Drehung, dass selbst der sechzigste Theil eines Winkelgrades, also eine Winkelminute empfunden wird. Carl Freiherr du Prell sagt in einem Aufsatze über die „möglichen Planetenbewohner“:

„Das dem Auge sichtbare Spektrum der Sonne gibt die Regenbogenfarben: Roth, Orange, Gelb, Grün, Blau, Indigo, Violett. Es ist aber nachweisbar, dass der zerlegte Sonnenstrahl noch mehr Strahlen enthält, als welche die Netzhaut reizen. Das Auge ist nur für ein Intervall der wirklich vorhandenen Strahlen empfänglich. Jenseits des rothen Endes finden sich unsichtbare Strahlen, welche wärmen, jenseits des violetten Endes solche, welche chemisch wirken und nur dann sichtbar werden, wenn man sie etwa auf Uranglas auffängt. Der chemische Theil des Spektrums ist sogar länger als der sichtbare Theil. Wenn aber schon von den Strahlen, welche nachweisbar sind, nur etwa ein Drittel uns sichtbar wird, so ist die Zahl derjenigen, welche nachzuweisen wir keine Hilfsmittel besitzen, uns ganz unbekannt.

Weil nun die Sichtbarkeit der Strahlen nicht von ihnen selbst, sondern vom Auge abhängig ist, so können wir uns auch recht wohl Wesen vorstellen, welche ganz andere Bestandtheile des Sonnenspektrums sehen, als wir, und da diese Wesen an den Dingen alle jene Eigenthümlichkeiten erkennen würden, welche auf diesen Strahlen beruhen, so ist gar nicht zu bestimmen, welchen Umfang ihr Wissen

über diese Dinge hiedurch gewinnt; denn auch unser Wissen würde viel umfangreicher sein, wenn unsere Sinne uns orientiren würden über die ganze Länge des Spektrums ohne jede Lücke.

Da die Unterschiede der Schwingungen, in deren Wahrnehmung unsere verschiedenen Sinne sich theilen, nur quantitativer Natur sind, so würde durch eine blosse Modification unserer Sinne eine Verschiebung der jedem einzelnen Sinne zugetheilten Intervalle denkbar sein, der Art, dass wir als Wärme empfänden, was uns Ton ist, dass wir hören würden, was wir als Licht und Farbe empfinden, oder umgekehrt, dass wir sehen, was wir hören.

Aber nicht nur Modificationen unserer Sinne, sondern auch ganz andere Sinne sind denkbar. Wenn wir keinen Sinn besitzen für die Erscheinungen des Magnetismus, der Electricität und der chemischen Affinität, so kann doch der Anpassungsprocess anderer Wesen vollkommener sein, so dass sie auch diese Vorgänge wahrnehmen; oder er kann derart sein, dass ihnen vielleicht der Theil der Wirklichkeit, den wir empfinden, ganz verschlossen ist, dass sie dagegen befähigt sind, nur die Vorgänge zu erfassen, die wir nicht zu empfinden vermögen. Solche Wesen, welche vielleicht nichts von dem wissen, was unsere Gesammtsinne offenbaren, würden eine durchaus andere Welt vorstellen, die doch nur das Ergänzungsstück zu der unsrigen wäre. So gut als es Bewegungsarten des Aethers geben mag, von welchen wir nichts wissen, und die Anzahl derselben vielleicht von sehr grosser Mannigfaltigkeit sein kann, so gut ist auch eine Anpassung an dieselben denkbar, kann es also Wesen geben, welche dieselben wahrnehmen. Unendliche Möglichkeiten von Empfindungen können im Universum gegeben sein, die uns so unbegreiflich erscheinen würden, als dem Blindgebornen das Wesen des Lichts unbegreiflich sein muss, und die den damit begabten Wesen einen Zuwachs an Intelligenz gewähren, der vielleicht grösser ist, als der Zuwachs, den unsere niederen Sinne durch die Fähigkeiten des Gesichtes erhalten; denn wir dürfen weder die Menschheit als die höchste Stufe biologischer Entwicklung ansehen, noch die Erde als jenen Planeten, auf welchem die günstigsten Bedingungen für den Lebensprocess vorhanden sind, noch überhaupt die Welt, der wir angepasst sind, als die ganze Welt. Wenn es Kräfte gibt, die auf uns nicht einwirken, so kann es auch Wesen geben, unempfindlich für das, was wir empfinden, welche vielleicht in Medien leben, in welchen irdische Organismen nicht existenzfähig wären und deren Leben sich beschränkt auf Regionen, wo die uns unbekannten Schwingungen geschehen — wodurch freilich unsere Vorstellung von

der Bewohnbarkeit der Welten eine namhafte Erweiterung erfahren würde. . . . . . "

„Unsere Natur gestattet uns sechs bis zehn Wahrnehmungen in einer Secunde zu erfassen. Dieses uns angeborne subjective Zeitmass, welches die Anzahl der Reactionen unserer Sinne innerhalb einer gegebenen Zeit regelt, bestimmt auch ganz und gar die subjective Dauer unseres Lebens, welche auf der Menge unserer Empfindungen beruht. Wie ganz anders würde sich aber die Welt solchen Wesen darstellen, welche, selbst wenn sie im Uebrigen unsere Sinne hätten, ein anderes subjectives Zeitmass in sich trügen, welche einer längeren oder kürzeren Zeit bedürften als wir, um sich eines Sinneseindrucks bewusst zu werden, oder bei welchen auch nur die Zeit, während welcher ein Eindruck beharrt, eine verschiedene wäre. . . . . Eine glühende Sternschnuppe, welche gegen die Erde fällt, sehen wir nicht als leuchtende Masse, was sie ist, sondern als Feuerlinie, weil der Eindruck, den sie hervorruft, wenn sie beim Eintritt in die Atmosphäre erglüht, noch anhält, wenn sie bereits das Endstück der von uns gesehenen Feuerbahn erreicht hat; wir würden also eine ganz andere Welt auch dann sehen, wenn die Zeit, während welcher unsere Sinneseindrücke beharren, verlängert oder verkürzert würde. . . . . So würde aber auch, wie Bär bemerkt (Reden I. S. 259), die Sonne solchen Wesen erscheinen, deren subjectives Zeitmass statt $^1/_6$ bis $^1/_{10}$ Secunde, wie bei uns, etwa zwei Tage wären. Diese würden nicht ein leuchtendes Gestirn am Himmel sehen, sondern einen leuchtenden Bogen, der sich nach den Jahreszeiten hebt und senkt und auch Nachts nicht verschwinden würde, weil der Eindruck des hellen Lichts viel länger andauert als der Eindruck der Dunkelheit. Höchstens würden diese Wesen eine regelmässig wiederkehrende momentane Abschwächung dieses Bogenlichtes bemerken, eine Art continuirlichen Wetterleuchtens mit zuckendem Lichte. Würden nun diese Wesen zur Schule der Materialisten gehören, auf dem Standpunkt des naiven Realismus stehen und demgemäss an die Objectivität dieses Feuerbogens glauben, so würden sie in der Erklärung dieser Erscheinung schliesslich auf unlösliche Antinomien stossen, und nur wenn sie diesen Standpunkt aufgeben, könnte es ihnen bei entsprechendem Scharfsinne gelingen, den trügerischen Schein zu erkennen, der sie umfängt, wie Kopernikus die Bewegung der Sonne als trügerischen Schein erkannte, weil unter der Voraussetzung derselben immer neue Verwicklungen dem menschlischen Denken sich boten.

Würde dagegen das Zeitmass verkürzt werden, das wir brauchen, um uns eines Eindrucks bewusst zu werden, so würde z. B. ein Gehörorgan, wie wir es besitzen, seinen Träger ganz anders orientiren: was

wir tiefe Töne nennen, wäre ihm unhörbar, unsere hohen Töne wären tiefe für ihn, ja bei sehr starker Verkürzung des Zeitmasses würde er hohe Töne hören, wenn wir von einer Wärmeempfindung reden, die höchsten Töne, wenn wir behaupten, einen farbigen Gegenstand zu sehen."

Es kann die Phänomenalität unserer Sinneswahrnehmungen nicht klarer dargelegt werden; und können wir uns in Bezug auf die anderen Sinne ganz kurz fassen.

Der Geruch und der Geschmack.

Diese beiden Sinne unterscheiden sich von den früheren sehr wesentlich; nicht etwa durch die Art der Construction, indem wir es immer mit Zellen und Nervenenden zu thun haben, wohl aber dadurch, dass sie für die Einwirkung chemischer Reize eingerichtet sind. Wir wissen, dass Krankheiten der Epithelzellen auf der Zunge den Geschmack verändern, selbst ganz vernichten, und dass ein gewöhnlicher Schnupfen genügt, um unsere Geruchsvorstellungen zu modificiren. Die chemischen Einwirkungen sind immer dieselben, aber zum Riechen und Schmecken gehören Organe, und unsere Geruchs- und Geschmacksvorstellungen sind also ebenfalls phänomenaler Natur.

Man kann irgend etwas auf chemischem Wege zerstören, entzünden, zersetzen, um aber Empfindungen und Vorstellungen dadurch hervorzurufen, bedarf man geeigneter Organe; je nach dem Zustande derselben werden auch die Vorstellungen sein; es sind daher alle unsere Geruchs- und Geschmacksempfindungen r e i n p h ä n o m e n a l e r N a t u r.

Der Tastsinn.

Der Tastsinn ist in zwei verschiedene Arten von Empfindungen zu zerlegen, ganz wie beim Gesichtssinne; Bewegungs-Empfindungen, und Druck- und Wärme-Empfin-

dungen. Wenn wir die Hand ausstrecken, oder viele Schritte machen müssen, so sind das Bewegungs-Empfindungen, welche uns zu unseren Raumvorstellungen verhelfen; etwas Anderes ist es, wenn wir sagen, ein Körper sei hart oder weich, kalt oder warm.

Der Widerstand und die Ausdehnung durch Wärme beeinflussen alle Körper, zu Empfindungen und Vorstellungen werden sie aber nur für Organismen, wenigstens für Thiere und Menschen. Die Abhängigkeit dieser Vorstellungen von der organischen Beschaffenheit ist klar.

Für Druck- und Wärme-Empfindungen haben wir keine eigentlichen speciellen Organe, und sind alle Körper der Welt für den Widerstand und die Wärme empfänglich; sie erleiden Veränderungen, bei sehr geringem Wechsel Empfindungen, falls sie dazu befähigt sind. Nichts desto weniger hat ein Versuch E. H. Weber's nachgewiesen, wie selbst diese phänomenaler Natur sind. Wenn man einen Zirkel nimmt, diesen öffnet, so dass die Spitzen einen Millimeter auseinander stehen, so ist die Zungenspitze der einzige Ort, wo zwei Spitzen empfunden werden; die Fingerspitzen empfinden zwei Millimeter Entfernung, die Lippen fünf, die Wange 11, der Handrücken 31, der Fussrücken 54 und die Mitte des Rückens oder Oberarms sogar 68. Also selbst unsere Tastempfindungen, so localer Natur sie auch sind, könnten unter Voraussetzung einer anderen Organisation ganz andere sein.

Aus dieser Betrachtung unserer Sinneswerkzeuge geht unwiderleglich hervor, dass die ganze Welt, wie sie in unserem Kopfe steht, und uns durch unsere Sinne vermittelt wurde, rein phänomenaler Natur ist, während ihr der gemeine Verstand eine objective, seiner Empfindung entsprechende Realität gibt. Es ist das ein sehr begreifliches Vorurtheil, weil der Mensch im gewöhnlichen Leben nur

mit dem Phänomenalen zu rechnen hat, was uns später noch einleuchtender werden wird. Die ganze Naturwissenschaft beruht auf der gesetzmässigen Erklärung des Phänomenalen, aber es soll Jeder (und der Naturforscher müsste selbst) wissen, dass er es nur mit dem Phänomenalen zu thun habe, und dass der Philosoph ganz berechtigt ist, auf die Unterlage der phänomenalen Welt zu fahnden und sie der Speculation zu unterziehen, wenn er auch die Ueberzeugung hat, dass er auf die letzten Realitäten nicht kommen wird.

Drittes Capitel.

Phänomenalität der Materie.

Die Fernwirkung der Atome. — Die Aether-Hypothese. — Die letzten Realitäten. — Die Phänomenalität der Materie wird von allen tieferen Denkern anerkannt.

Die meisten Menschen und selbst ein grosser Theil der Naturforscher pflegen zwischen Stoff und Materie keinen Unterschied zu machen. Stoff ist ein schon bestimmter Zustand der Materie, es kann darum mehrere Stoffe geben; doch das, was diesen Stoffen zu Grunde liegt, ist im Sinne der Materialisten und des gewöhnlichen Sprachgebrauches die Materie, diese ist aber ein von den verschiedenen Eigenschaften der Stoffe abstrahirender, mehr allgemeiner Begriff, welcher alle Stoffe mit allen denkbaren Eigenschaften in sich schliesst.

Nachdem wir aber unsere Kenntniss des Stoffes und also auch der Materie nur den Einwirkungen auf unsere Sinne verdanken, so ist die Materie eigentlich dasjenige, was auf uns einwirkt; wir suchen nach der Ursache der Einwirkung und glauben diese in einem mit Kräften begabten Stoffe zu finden, wesshalb Schopenhauer die Materie als Causalität auffasste. In Wirklichkeit sind es aber nur Kräfte, die auf uns einwirken, wie das schon Newton, Kant, Faraday,

Zöllner und Andere, man kann sagen, alle tieferen Denker, immer behaupteten; der Begriff der Materie entsteht in uns durch unsere Sinnes-Vorstellungen und ist jene also — phänomenal. Einige Betrachtungen mögen dies verdeutlichen.

Das letzte, schon nicht mehr anschauliche Element ist das Atom, und so sehr die Ansichten auch über die innere Natur des Atoms auseinander gehen mögen, so wird es doch allgemein von den Materialisten als ein wirklich räumlich Ausgedehntes angenommen, von den Vorsichtigeren aber nur als Hülfsbegriff oder Rechenpfennig. Für unsere Untersuchung ist es auch gleichgiltig, ob das Atom mit der Monade des Leibniz oder mit den Realen Herbarts zusammenfällt, oder ob es eine Emanation des „Willens“ oder des „Unbewussten“ ist, oder von einer Gottheit geschaffen wurde u. s. w.

Das Gesetz der Multipeln in den chemischen Verbindungen spricht allerdings für eine Art Unwandelbarkeit der sogenannten einfachen Stoffe, doch sind durch die Spectralanalyse diesbezüglich bereits Zweifel entstanden, auch ist der Begriff der Untheilbarkeit, dem der Name Atom entlehnt ist, damit nicht sichergestellt, weil die Stabilität der Stoffe doch nur immer eine relative sein könnte. Wir haben gar keine Garantien, ob die Metalle nicht Zusammensetzungen seien; die Untheilbarkeit allein ist auch kein specifisches Merkmal eines Atoms, denn dieses könnte so gross sein wie ein Ochs, sagt Schopenhauer, falls dessen Cohäsion jedem Eindrucke widerstehen würde.

Der gemeine Verstand sieht in einem Goldstücke schon einen festen und undurchdringlichen Klumpen von materiellen Atomen, von dem er nur weiss, dass er in Stücke zerschlagen oder zu Staub gefeilt, dass er durch Wärme flüssig, vielleicht gasförmig werden könne; in den ersten beiden Aggregationsformen hält aber der gemeine Verstand

den Klumpen Gold oder eine Stahlschiene für etwas Continuirliches, Zusammenhängendes.

Die Naturwissenschaft tritt dieser Anschauung schon entgegen. Sie behauptet, dass alle Stoffe unter allen Umständen durch leere Räume getrennt und diese durch Aetheratome gefüllt seien, sie bedarf dieser Annahme, um die Wärme- und Lichterscheinungen, und so vieles andere, insbesondere die *actio in distans* erklären zu können. Nicht genug dessen treten Philosophen wieder gegen diese Behauptung der Naturwissenschaft auf, indem sie sagen: wenn die Atome unter einander keine Verbindung haben, wie könnte man durch einen Strick ein Schiff gegen das Wasser ziehen? Wenn die Atome räumlich von einander getrennt wären, so muss doch ein anderes Band immaterieller Natur da sein, was den Zusammenhang und die Tragfähigkeit erklärt.

Gegen diese Ansicht wird wieder eingewendet, dass, wenn ein solches Band bestünde, es unbegreiflich wäre, wie das Schiff frei werde, wenn ich das Seil durchschneide?

Wer die Schriften eines Schopenhauer, Ulrici, Drossbach und der Philosophen überhaupt kennt, weiss, dass die Beantwortung der Frage, was Atom oder Materie sei, nicht so einfach ist, als sich Mancher und selbst ein Chemiker vorstellt. Das frühere Capitel hätte uns eigentlich schon in Voraus vermuthen lassen können, dass, wenn alle unsere Sinneswarnehmungen phänomenaler Natur sind, dem zu Folge auch das Gesammtresultat derselben phänomenaler Natur sein müsse. Zum praktischen Gebrauche genügt die Annahme, dass die Materie, wie wir sie im Kopfe als Vorstellung herumtragen und eigentlich erst construiren, volle Realität habe, vollkommen, doch dürfen wir nie den Ursprung des Begriffes der Materie ausser Acht lassen, wenn wir uns vom praktischen Gebiete entfernen und über die Welt nachdenken. Die phänomenale Gesetzmässigkeit auf phänomenalem

Gebiete gibt nur Bürgschaft, dass in der Natur Alles gesetzmässig verlaufe, aber keinen Aufschluss über das angebliche Wesen der Dinge.

Durch die Analyse des Stoffes, sei es mit der Retorte oder mit dem Verstande, können wir über das Atom, das unendlich Kleine und darum auch über die Materie keinen genügenden Aufschluss bekommen; versuchen wir es mit dem unendlich Grossen, vielleicht, dass wir da auf etwas Greifbares stossen.

Die Gesetzmässigkeit der Bewegungen am Firmamente haben der Lehre von der Anziehungskraft der Massen im umgekehrten Verhältnisse der Quadrate der Entfernungen eine Weihe gegeben, dass kaum ein Zweifel in die Wahrheit und Richtigkeit dieses Gesetzes erhoben werden kann. Steht aber dieses Gesetz, so muss eine Wirkung der Sonnenbestandtheile auf die Erdmasse mit Allem, was in ihr ist und lebt, und vice versa angenommen werden, wir haben es dann jedenfalls mit einer Fernwirkung zu thun.

Wenn wir aber eine Wirkung in die Ferne ausüben, so kann diese eine directe oder indirecte sein; wir können ein Glockensignal durch Schnur, Draht oder auf electrischem Wege geben, etwas muss aber da sein, was in die Entfernung wirkt. Ob wir nun die Einwirkung der anziehenden Kraft mittelbar durch einen Aether oder unmittelbar durch die Atome selbst annehmen, bleibt für unseren Fall vorläufig gleich, da wir die nothwendigen Voraussetzungen statt an Massen-Atomen an Aether-Atomen machen müssten; wir können schon aus dem Grunde der Vereinfachung vom Aether absehen, der nur aus alter Gewohnheit als Hypothese in der Naturwissenschaft, und da nicht allgemein figurirt.

Ist die Anziehungskraft der Atome eine Wahrheit, so müssen von den durch Zahlen gar nicht mehr ausdrück-

baren Mengen von Massenatomen (Kraftcentren) der Sonne unsichtbare Fäden oder Kraftlinien nach allen Raumdimensionen mit constanter Wirksamkeit ausgehen; würden die Atome nur bis zu einer gewissen Distanz wirken, so könnte die ganze Masse der Atome auch nur bis zu dieser Distanz reichen; reichen hingegen die Massenatome der Sonne bis zu uns mit ihrer Wirkung, so muss nothwendig jedes Atom zu uns reichen. Ob die Entfernung von 20 Millionen Meilen nur ein relativer Massstab, ist eine andere Frage, die nicht hierher gehört. Die Atome der Sonne reichen einmal her, und ist es gleichgiltig, was dasjenige ist, was wir Entfernung nennen.

Wir entlehnen alle unsere Massstäbe vom Organismus, wir sagen Fuss, Klafter, Elle und so entsteht der Begriff Meile. Wir müssten daher statt 20 Millionen Meilen sagen 400 Monddistanzen oder so und so viele Erddurchmesser; weil aber die Sonnenentfernung den Masstab für die Astronomie gibt, so wollen wir bei dieser Ziffer bleiben, und von ihrer Relativität, selbst möglichen Idealität, absehen. Steht der Satz, dass die Entfernung der Sonne so viel beträgt, steht die Behauptung, dass die Sonne die Erde im Verhältnisse der Masse anzieht — und das bestätigen die gesetzmässigen Vorgänge am Firmamente in Bezug auf alle Störungen — so ist es eine nicht abzuweisende Folgerung, dass alle Atome der Sonne bis an uns heranreichen und wirken.

Wenn eine Steinkugel um mich kreisen und nicht wegfliegen soll, so muss ich einen Strick haben, an dem ich sie herumführe, wenn aber die Kraft der Anziehung bei den Himmelskörpern den Massen entspricht, so muss die ganze Masse mit ihren unsichtbaren Fäden wirken — das ist evident!

Newton, der Gründer der Attractionsgesetze, nimmt eine Wirkung sowohl der kleinsten Theile ohne unmittel-

baren Contact als der grössten kosmischen Massen durch einen absolut leeren Raum an und sagt in einem Briefe an Bentley, „dass es unbegreiflich wäre, wie ein unbeseelter, roher Stoff ohne Vermittlung von etwas Immateriellem auf einen anderen Körper ohne wechselseitige Berührung wirken und ihn afficiren könne." Dass sich die kleinsten Stofftheilchen nicht berühren, sondern Zwischenräume haben, geht aus allen Erscheinungen des Druckes und der Kälte, der Hitze und Ausdehnung hervor, weil die Ersteren die Stoffe sonst nicht verkleinern, die Letzteren sie nicht ausdehnen könnten, dass sie aber auf einander wirken im Grossen und Kleinen, ist ebenfalls gewiss und wir können uns diese Einwirkungen im dreidimensionalen Raume wenigstens bildlich nicht anders vorstellen, als durch unsichtbare ideale Fäden oder Strahlen; wir müssen annehmen, wie Faraday, „dass jedes Atom sich durch das ganze Sonnensystem ausdehne, aber stets sein eigenes Kraftcentrum bewahre"; auch Kant hat der Materie so ein geistiges Band zuerkannt.

Wollen wir diese Annahme bei den anderen Arten von Bewegungen prüfen, denn es ist von Wichtigkeit, ob sich die Bewegungen widerspruchsfrei mit ihr erklären lassen oder doch neben ihr bestehen können.

Wir brauchen zur Erklärung der Licht- und Wärmestrahlen Schwingungen, die unter Umständen gebogen (abgelenkt) und reflectirt werden können; existiren solche Fäden, Strahlen, Kraftlinien oder wie wir diese Verbindundung immer nennen wollen, so hat das weiter keine Schwierigkeit. Die allgemein bekannte und normale Wirkung des Menschen in die Ferne ist die Stimme; wir sind durch die Construction des Kehlkopfes im Stande, Schwingungen hervorzurufen, und je kräftiger die Stimme oder die künstliche Concentration durch Instrumente und Anhäufung der Töne, desto grösser ist die Fernwirkung; dasselbe gilt vom Lichte,

es kann uns daher nicht Wunder nehmen, wenn ein so mächtiger brennender Körper, wie die Sonne, die Schwingungen bisher zu verpflanzen vermag. Haben wir doch durch die verschiedene Wirkung eines Kerzenlichtes, eines brennenden Hauses und eines Vulkans den besten Massstab für die zunehmende Fernwirkung bei grösseren Schwingungsherden.

Ton, Wärme und Licht sind Schwingungs- oder Bewegungsresultate; wenn wir uns nun eine gespannte Saite oder einen hängenden Strick denken, welchem wir einen Stoss oder Riss geben, so entstehen Schwingungen, Wellen, also gerade das, was wir brauchen, um uns die Erscheinung der Wärme, des Tones und des Lichtes erklären zu können; für die Erscheinungen der Electricität und des Magnetismus liegt die Brauchbarkeit dieser Leistungsfäden auf der Hand; wir kommen also durch die für die Attraction nothwendigen Annahmen, mit den Resultaten der Naturwissenschaft nicht nur nicht in Widerspruch, sondern sie sind für unser Causalitätsbedürfniss geradezu nothwendig. Wenn die Massen der Planeten der entscheidende Factor in der Anziehung sind, so können wir uns durch unseren Verstand kein anderes Bild von der Fernwirkung der Atome machen, als dass sie Strahlen aussendende Kraftcentren sind — eine Annahme, die übrigens alle Erscheinungen unterstützen*).

Das folgende Capitel, welches die Phänomenalität des Raumbegriffes behandelt, wird erweisen, dass die ganze Gesetz-

*) Die Substitution des Weber'schen Gesetzes für die Erscheinungen der Gravitation machen diessbezüglich keinen Unterschied; es handelt sich hier um die Gesetzmässigkeit dieser Bewegungen, die auf Grundlage beider Annahmen sichergestellt werden kann. Uebrigens ist die Gravitations-Theorie Newton's dann als Folge electrischer Fernwirkung nur als ein untergeordneter Specialfall des allgemeineren Weber'schen Gesetzes zu betrachten (vergleiche Zöllners wissenschaftliche Abhandlungen I. Band, Seite 417. II. Band 1. Theil Seite 1.)

mässigkeit doch nur eine relative ist. Im vorigen Capitel waren wir in voller Uebereinstimmung mit Schopenhauer, im folgenden, welches den Raum zum Gegenstande hat, werden wir uns auf Kantischer Grundlage befinden; in diesem Capitel werden wir einem Anderen, der individualistischen Richtung angehörigen Philosophen das Wort einräumen, welchen meine Leser übrigens schon kennen.

Maximilian Drossbach hat eine sehr interessante, 120 Seiten starke Brochüre unter dem Titel „Ueber Kraft und Bewegung" (im Hinblick auf Licht- und Wärmetheorie) veröffentlicht, auf welche ich den Leser verweise. Ich erlaube mir nur folgende Stelle herauszunehmen:

„Kräfte sind es, welche die Sonne und die Erde, sowie die Molecüle in ihrer gegenseitigen Lage festhalten und welche daher auch Widerstand leisten, wenn die Molecüle aus ihrer Lage gebracht werden. Da dieselben in gerader Richtung von dem einen zu dem anderen Körper wirksam sind, so kann man sie nach dem Vorgang Faraday's „Kraftlinien" nennen, nicht aus discreten Theilen zusammengesetzt, wie ein Seil oder ein Faden, sondern continuirliche oder stetige Reihen von Kraftpunkten. Dass diese Kraftpunkte es sind, welche Widerstand leisten, ersieht man auch, wenn man bedenkt, dass bei einem Stoss nicht die Molecüle, resp. die Mittelpunkte der Kraftsphären in Berührung mit einander kommen, sondern nur die Kraftsphären; die Kraftpunkte der Sphären stossen auf einander, nicht die Mittelpunkte, und wenn die Molecüle in Folge des Stosses der Kraftsphären ihre Orte verändern, so geschieht diess nur, weil die Punkte der Kraftsphären ihre Orte verändert haben; die Bewegung dieser hat erst die Bewegung der Mittelpunkte (oder der sogenannten Molecüle) zur Folge. Hätten die Punkte der die Körper verbindenden Kraftlinien keine Widerstandskraft, so könnten sie nicht in Bewegung gebracht werden, die ganze Linie bliebe in Ruhe, es bewegte sich dann nur das gestossene Molecül, resp. der Mittelpunkt und das nächste Molecül erführe keine Einwirkung, bliebe also auch in Ruhe. Wird ein Molecül in Bewegung gesetzt, so kann das andere, da es immer in einer gewissen Entfernung von ihm sich befindet, nur dann in Bewegung kommen, wenn es durch Kraftlinien, ähnlich wie durch Fäden mit ihm verbunden ist; ohne eine solche Verbindung könnte die Bewegung des ersteren keinen Einfluss auf das zweite haben und soll das zweite durch die Kraftlinien

des ersten bewegt werden, so müssen diese selbst in Bewegung sein. Wird aber das eine Molecül durch Stösse in sehr rasche Schwingungen versetzt, so können die Punkte der Kraftlinien wegen des Widerstandes, den sie leisten, nicht augenblicklich folgen, ähnlich wie die Theile des Seiles, welches an einem Ende rasch hin und her bewegt wird; daher pflanzen sich die Schwingungen in Wellenform in den Kraftlinien wie im Seile fort, und dies muss der Fall sein, mag die Entfernung gross oder klein sein, also sowohl bei Molecular- als bei Weltkörperentfernung und wenn es einen Aether gäbe, so müsste es auch bei Aetheratomentfernung der Fall sein.

Man kann nicht sagen, dass Fortpflanzung der Schwingungen stattfinde zwischen Dingen, die nicht mit einander in Verbindung stehen. Das Seil schwingt wohl, wenn auch kein Gewicht angehängt ist, aber das kommt daher, weil das Seil selbst schon ein Gewicht hat. Sollen Schwingungen in dem Raume zwischen dem Aufhängungspunkte und dem Gewichte am untern Ende des Seiles stattfinden, so müssen beide mit einander verbunden sein. Beim Seil sind Molecüle vorhanden, welche die Verbindung vermitteln; nimmt man diese weg, so können keine Schwingungen mehr stattfinden, aber das Gewicht wird auch nicht mehr schwebend gehalten. Hiernach scheint es, dass zum Zusammenhalten und zur Fortpflanzung der Schwingungen Molecüle in dem Zwischenraum unumgänglich nothwendig sind. Dennoch sind die Molecüle nicht die Ursache, dass das Gewicht schwebend gehalten wird, sondern die Kräfte in den Zwischenräumen derselben. Wäre ein Seil zwischen Sonne und Erde, so hinge die Erde doch nicht an den Molecülen, sondern an den Kräften, die in den Zwischenräumen derselben thätig sind, und denken wir uns vollends das Seil so kurz, dass es nur aus zwei Molecülen bestünde, so hinge die Last an der Kraft in dem Zwischenraum dieser beiden Molecüle. Ein solcher Raum befindet sich zwischen Sonne und Erde, in ihm sind keine Molecüle vorhanden, und die Erde wird von den in diesem Raume befindlichen Kräften gehalten. Es findet zwischen Sonne und Erde sowohl ein Zusammenhalten als auch eine Fortpflanzung von Schwingungen statt, ohne dass Molecüle dazwischen sind — das Zusammenhalten und die Schwingungen zwischen ihnen sind nicht bedingt durch das Vorhandensein von Molecülen. Wie beim Seil Fortpflanzung der Schwingungen stattfindet, weil die Kraftpunkte in den Zwischenräumen der Molecüle Widerstand leisten, so findet zwischen Sonne und Erde Fortpflanzung der Schwingungen statt, weil die Kraftpunkte in dem Zwischenraum dieser Weltkörper Widerstand leisten. Die Kräfte, welche den Zusammenhang bewirken, widerstreben auch einer Aenderung dieses Zusammenhangs,

daher widerstrebt die Kraft, welche die Erde mit der Sonne verbindet, der plötzlichen Verrückung ihrer Richtung durch die in Schwingung befindlichen Molecüle der Sonne, und die Folge dieses Widerstrebens ist die wellenförmige Fortpflanzung der Schwingungen von Punkt zu Punkt dieser Kraft.

Die Drossbach'sche Aufstellung führt zu nichts weniger als zur Beseitigung des von der Naturwissenschaft in Anspruch genommenen Aethers. So wie man in der ersten Zeit zur Erklärung des Lichtes einen Lichtstoff, und zur Erklärung der Wärme einen Wärmestoff erfand, so wurde nach Verfall der Emissionstheorie der Aether erfunden, um den Träger für die Schwingungen zu haben. Es ist einmal die vorgefasste Meinung der Menschen, dass jede Kraftäusserung einen Träger haben müsse, die Materie, während es doch umgekehrt die Kräfte sind, deren Wirkungen wir in die phänomenale Materie verwandeln.

Man machte es sich mit dem Aether ausserordentlich leicht; man setzte seine Existenz nicht nur einfach voraus, sondern legte ihm genau die Eigenschaften bei, welche man brauchte. Er musste ein vollkommen elastisches Fluidum sein, das sich nicht nur im ganzen Weltenraum, sondern auch zwischen allen Elementen durch den Durchmesser der Erde durch verbreitet. Er musste im freien Raume gleich vertheilt und ausgebreitet und gleich dicht sein; die Dichtigkeit musste zunehmen in Luft, Wasser und festen Körpern; nicht genug dessen, sie musste in nicht krystallisirbaren Körpern constant, in krystallisirbaren festen aber veränderlich sein! Auf diese Weise lässt sich wohl Alles erklären; man setzt einen unsichtbaren und unfindbaren Körper oder Stoff voraus, und gibt ihm alle möglichen Eigenschaften, die man braucht, und diese dazu noch so veränderlich, als man sie braucht.

Die Emissionstheorie fiel durch die Schwierigkeiten der Brechung der Lichtstrahlen; die Aether-Hypothese hat aber wahrlich keine geringeren. Es gehört ein starker Glaube

dazu, dass der Aether durch die 1720 Meilen dicke Erde so mir nichts dir nichts durchdringen soll, und dass die Bewegung der Erde so ganz ohne Einfluss bliebe. Schleppt ein Fernrohr die Aethertheilchen mit, wenn es gerade gegen die Richtung der vibrirenden Aethertheilchen gerichtet wäre? Eine grosse Schwierigkeit bieten auch die Transversalschwingungen; sollen die Aethertheilchen nach allen Richtungen zusammenhängen?

Dass der Widerstand eines Aethers die Bewegungen der Himmelskörper merkbar beeinflusst hätte, ist in Bezug auf die Planeten noch nicht beobachtet worden, und könnte auch noch andere Ursachen haben. Wir wissen gar nicht, welchen Einfluss die Kreuzung aller Vibrationen in Bezug auf Licht und Bewegung üben kann; wir wissen nicht, welche Massen in die Sonne täglich stürzen, und ihre Anziehungskraft vermehren; wir wissen nicht, welchen Verlust ein Himmelskörper erleidet — lauter Dinge, die auf Beschleunigung und Aenderung der Bewegung Einfluss haben können. Was aber die Beschleunigung der Kometen anbelangt, die beobachtet wurde, so ist der Verlust ihrer flüchtigen Masse allein schon hinreichend, das zu erklären; übrigens hat Zöllner in seinem Buche der Kometen eine Theorie entwickelt, die entscheidend hindert, aus der Beschleunigung der Kometen in ihrer Umlaufszeit zu Gunsten des Aethers Kapital zu schlagen. Doch selbst innerhalb der Kreise, die sich mit Naturwissenschaft befassen, namentlich mit Molecular-Physik, regen sich die Zweifel in Bezug auf den Aether. C. W. Wittwer beginnt seine Schrift über die Molekular-Gesetze mit der Bemerkung: „Unter diejenigen physikalischen Disciplinen, welche gegenwärtig nur sehr wenig cultivirt werden, gehört sicherlich die Lehre vom Aether; ist es doch fast so weit gekommen, dass Arbeiten über diesen Gegenstand mit mitleidigem Lächeln begrüsst werden, ja dass es an Schriften nicht fehlt, welche die

Existenz des Aethers ganz und gar läugnen; und eigentlich ist es nur noch die Optik, welche ihn festhält, ohne sie wäre er längst über Bord geworfen worden."

Die Herren Naturforscher werden sich schon bequemen müssen, die Vibrationen für immaterielle Bewegungen zu nehmen, deren grössere Massenhaftigkeit erst bis zur Vorstellung auf uns zu wirken vermag, aus welcher Vorstellung wir in unserem Kopfe die Materie bilden. Schon Rumford hat die Materie für eine immaterielle Bewegung gehalten, wofür auch die Thatsache spricht, dass wir durch Reibung eine unerschöpfliche Quelle von Wärme hervorzubringen im Stande sind, wie das aus den Bohrversuchen Rumford's, dem Vorgänger Robert Mayer's, klar hervorgeht.

Eine sehr kräftige Stütze gewinnt obige Anschauung durch die neuesten Experimente von William Crookes, welche er als Vortrag unter dem Titel: „Strahlende Materie oder der vierte Aggregatzustand" veröffentlicht hat.

Anknüpfend an Faraday weist Crookes nach, dass mittlere freie Weglänge zwischen Molekeln (also der Zustand der Ausdehnung, wenn diese sehr vergrössert wird durch Evacuation eines geschlossenen mit Gas gefüllten Raumes) die Materie strahlend macht; diesen Zustand bezeichnet er als einen (weil über die Gasform hinausgehenden) vierten Aggregatzustand, in welchem die Materie folgende Fähigkeiten zeigt.

Strahlende Materie übt eine kräftige phosphorogene Wirkung aus, wo sie auftrifft.

Strahlende Materie bewegt sich in geraden Linien.

Strahlende Materie von einem festen Körper aufgefangen, wirft einen Schatten.

Strahlende Materie übt eine kräftige, mechanische Wirkung aus, wo sie auftrifft.

Strahlende Materie wird von einem Magnete abgelenkt.

Strahlende Materie erzeugt Wärme, wenn ihre Bewegung gehemmt wird.

Strahlende Materie hat chemische Wirksamkeit.

Die physikalischen Eigenschaften, sagt Crookes, scheinen aller Materie von geringer Dichtigkeit gemein zu sein. Gleichviel ob das ursprüngliche Gas, mit dem man experimentirt, Wasserstoff, Kohlenstoff oder atmosphärische Luft ist, die Erscheinungen der Phosphorescenz, die Schatten, die magnetische Ablenkung etc. sind ganz die gleichen, nur beginnen sie bei verschiedenem Drucke.

Crookes schliesst seinen höchst interessanten Vortrag mit folgenden Worten:

„Beim Studium dieses vierten Zustandes der Materie scheinen wir endlich unter unseren Händen und im Bereich unserer Prüfung die kleinen untheilbaren Theilchen zu haben, von denen man mit gutem Grunde voraussetzt, dass sie die physikalische Grundlage des Weltalls bilden. Wir haben gesehen, dass in einigen ihrer Eigenschaften die strahlende Materie ebenso materiell ist, als dieser Tisch, während sie in anderen Eigenschaften fast den Charakter strahlender Energie annimmt. Wir haben thatsächlich das Grenzgebiet berührt, wo Materie und Kraft in einander überzugehen scheinen, das Schattenreich zwischen dem Bekannten und Unbekannten, welches für mich immer besondere Reize gehabt hat. Ich denke, dass die grössten wissenschaftlichen Probleme der Zukunft in diesem Grenzlande ihre Lösung finden werden und selbst noch darüber hinaus; hier, so scheint mir's, liegen letzte Realitäten."

Aus diesen Experimenten ist ersichtlich, dass so viele Erscheinungen in Bezug auf Licht, Wärme, Magnetismus, mechanische und chemische Wirksamkeit lediglich von dem Aggregatzustande der Materie, den Abständen der Molekeln und der Verschiedenhelt der Molekularbewegungen abhängen, welche letztere durch Oscillation der Molekel selbst oder der sie bildenden Atome unter sich hervorgebracht werden können. Auch die Schwingungen könnten verschiedenartig sein, pendelartig schwankend, drehend u. s. w., wobei es keine überflüssigere Hypothese gibt als den Aether. Es

ist hier weder der Ort, noch bin ich der geeignete Fachmann, um die Consequenzen zu ziehen, welche sich aus der Anwendnng dieser Erfahrungen auf die Wirkungen der Sonnenstrahlen, das Vacuum der siderischen Zwischenräume u. s. w. ergeben; doch es dämmert da ein merkwürdiges Licht herauf und freut es mich herzlich, dass es von einem Crookes angezündet wird. Es ist ein merkwürdiger Zufall, dass es gerade einem Wilhelm Weber, Crookes und Zöllner zufällt und gelingt, so schöne physikalische Errungenschaften zu liefern! Diejenigen Leser, welche meinen zweiten Band der Vorurtheile gelesen haben, werden das begreifen; denn das sind die Männer, die von den wissenschaftlichen Vorurtheilen nicht angefressen sind und selbstständig denken.

Wir werden uns übrigens der Ausdrücke Stoff und Materie bedienen, die auf phänomenalem Gebiete auch ganz brauchbar sind; doch darf der Leser nie vergessen, dass diese Bezeichnungen sofort untauglich werden, wenn wir von der Phänomenalität absehen.

Aus dem Umstande, dass für die Erscheinungen der Anziehung, der Wärme und des Lichtes die Sonne mit dem Vollgewichte ihrer Masse eintritt, kann man mit Sicherheit annehmen, dass das Anziehungs- und Schwingungsvermögen eine allgemeine Eigenschaft der Materie oder der Stoffe sei (wie dies durch die oben erwähnten Experimente Crookes bestätigt wird), während die Wirkung der einzelnen Stoffe specielle Eigenschaften zeigen; wer weiss, welche Wirkungen wir auf der Erde empfinden würden, wenn die Sonnenmasse aus einem einzigen Stoffe bestünde, etwa aus Quecksilber? Denn die Allgegenwart der Wirkung jedes Atoms im Raume, wenn auch in einer, dem umgekehrten Verhältniss der Entfernung entsprechenden Wirkungsfähigkeit, ist nicht abzuweisen, so schwer wir uns auch das vorzustellen vermögen. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass

die unläugbare Wirkung so geringer Mengen in der Homöopathie und selbst einiger sogenannter sympathetischer Mittel auf dieser Allgegenwart beruhe; auch so manche Erscheinungen, die im zweiten Bande der Vorurtheile erwähnt wurden, finden dadurch eine physikalische Lösung.

Wir müssen von der Ansicht ausgehen, dass Alles in's Unendliche wirke, wenn auch geschwächt durch die Entfernung; es kommt also nur auf die Masse der einwirkenden Kraftcentren auf der einen Seite, und den Grad der Empfänglichkeit auf der anderen Seite an. Ich kann Jemand mit der Hand fassen, ich kann ihn aber auch aus der Entfernung anrufen, weil die Schwingungen, die ich durch meine Stimme hervorzubringen im Stande bin, ihn durch die Einrichtung seiner Gehörsorgane anregen. Es ist aber durchaus nicht zu widerlegen, dass, wenn ich an Jemand lebhaft denke oder etwas thue, was für ihn von grossem Einflusse ist, die Schwingungen nicht eben so dahingeleitet werden, wie Anziehung, Licht- und Wärmeschwingungen auf Hunderte von Millionen Meilen; nur dass er sie nicht empfindet — unter normalen organischen Verhältnissen und bei normalem Bewusstsein! Die Erfahrung aber zeigt uns, dass solche Anormalitäten wirklich vorkommen, dass Fernwirkungen durch die Richtigkeit und Wahrheit constatirt werden, die nur auf einem solchen Wege erklärbar sind, und die im nächstfolgenden Capitel, das unsere Raumvorstellungen behandelt, abermals einen weiteren Theil der phänomenalen Unbegreiflichkeit verlieren werden.

Auf nicht zu grosse Entfernung können wir das experimentell verfolgen; denn Hansen, der im zweiten Bande erwähnte Magnetiseur, kann auf die Entfernung wirken, aber doch immer nur unter der Voraussetzung einer Empfänglichkeit des magnetisirten Individuums. Ich kenne einen Landwirth, der im Kreise seiner Familie lebt, isst, trinkt,

sich unterhält und sehr wenig liest, also eine ganz gewöhnliche materielle Lebensweise führt, und doch hat er die Gabe, wenn er ruhig in einem Zimmer liegt, sehr häufig die ausser dem Hause Gehenden gleichsam zu fühlen und ihre Persönlichkeit zu bezeichnen, ihre Annäherung zu verkünden.

In einer mir sehr befreundeten Familie ist im October 1879 ein fünfundsiebzigjähriger Greis gestorben, der fast ein Jahr auf dem Sterbebette lag und in den letzten Monaten vor seinem Tode anfing Visionen zu haben, die Ereignissen in seiner Nähe ausserhalb des Hauses, ja selbst in grösseren Entfernungen vollkommen und wahrheitsgetreu entsprachen. Mit dem Verluste der Empfindlichkeit des Organismus tritt eine grössere Empfindlichkeit eines Metaorganismus zu Tage. Ich gebrauche diesen Ausdruck, den ich bereits in meinem „Individualismus" angewendet, weil ich mich überzeugt, dass der in einer früheren Schrift gebrauchte — die Seele — in Folge der damit verknüpften und vorgefassten Begriffe leicht zu Missverständnissen führt. (Die Rechtfertigung des Ausdruckes später.)

Die Beziehungen und Wechselwirkungen alles Seienden bleiben sich immer gleich, nur ist das Signalement im Gehirn nicht immer vorhanden, welches uns das dreidimensionale Bild liefert, weil nur ein geringer Bruchtheil von diesen Beziehungen durch unsere Sinne empfunden werden kann.

Die Materie ist eine Vorstellung und nicht der rohe Stoff, wie das die moderne Naturforschung in naiver Weise behauptet, weil sie sich von den Vorurtheilen des gemeinen Verstandes nicht zu emancipiren weiss. Zum Denken sind die meisten Naturforscher zu faul, und die Benützung fremder Gedanken zur Anregung ist ihnen durch die Vernachlässigung der philosophischen Literatur versperrt. Die

modernen Naturforscher stehen, mit wenigen Ausnahmen, diessbezüglich noch auf dem Standpunkte eines Leukipp, Demokrit und Epikur, das heisst, sie sind über die Hypothese der Atome als kleinster Theile von hochfeiner und verschiedener Beschaffenheit nicht hinausgekommen.

Les extrêmes se touchent! Der rohe Materialismus führte zu einem eben so widersinnigen Idealismus und gingen diese beiden Richtungen eine ganze Zeit neben einander her. Wir können die idealistische Auffassung, wie sie sich durch Malebranche, Berkeley, Spinoza, Hume entwickelte, nicht weiter verfolgen; Leibniz nahm eine Mittelstellung ein. Er erkannte die Richtigkeit der idealistischen Auffassung, dass unsere Vorstellung der Materie nur ein verworrener Begriff von Erscheinungen und Eigenschaften einwirkender Wesenheiten sei und stellte seine Monadologie auf. Man findet allerdings fast bei allen späteren Naturforschern Sätze, die oft an die Auffassung, wie wir sie hier entwickelt, anstreifen; man sah ein, dass den Atomen eine Wirkung in die Ferne und Ausdehnung zugesprochen werden müsse. Aber immer scheiterte die richtige Anschauung an dem Vorurtheile des gemeinen Verstandes, dass es eine Materie gebe, welche Kräfte besitzt, statt, dass umgekehrt, die Kräfte die Vorstellung der Materie in uns hervorrufen.

Kant war derjenige, der die Materie als eine Erscheinung auffasste, hinter welcher sich ein uns unbekanntes Ding an sich verberge, das uns unerkennbar sei. Kant war nicht nur der grösste Denker aller Zeiten, sondern hat mit Hilfe seines ganz aussergewöhnlichen Verstandes auf dem Gebiete der Naturwissenschaft Resultate zu Tage gefördert, wie sie selbst unter den heutigen Umständen staunenerregend wären, in Rücksicht des damaligen Fortschrittes der Naturwissenschaft aber ganz unglaublich sind. Zöllner hat im ersten Bande seiner wissenschaftlichen Abhandlung folgende

Zusammenstellung gemacht: „Kant, der vor 111 Jahren als Professor der Philosophie lebte, ist derselbe Mann, der 40 Jahre vor Laplace die moderne Kosmogenie unseres Planetensystems entwickelte, der 60 Jahre vor Hansen die excentrische Lage des Mondschwerpunktes vermuthete, der 94 Jahre vor Robert Mayer und 11 Jahre vor dem französischen Akademiker Delaunay die allmälige Rotationsgeschwindigkeit der Erde durch den Einfluss der Ebbe und Fluth voraussagte und 40 Jahre vor Laplace die Umlaufszeit des Saturnringes nach derselben Theorie, wie jener berühmte Mathemetiker berechnete, und zugleich die Zusammensetzung dieses Ringes aus mehreren einzelnen Ringen über 40 Jahre früher folgerte, ehe dieselben durch die Teleskope William Herschels wirklich nachgewiesen werden konnten." Mit Recht sagt Zöllner, dass kein Philosoph (und man könnte auch wohl sagen Naturforscher) vor oder nach Kant solche Proben eines überlegenen Verstandes aufzuweisen hat.

Ob nun in Kant's Auffassung, dass zur Existenz der Materie zwei einander entgegenwirkende Kräfte, Dehnkraft und Ziehkraft, nothwendig seien, nicht eine Vorahnung der Weberischen Lehre liege, das mögen Physiker vom Fach entscheiden*). Jedenfalls hätte die Würdigung der Schriften eines solchen Denkers, wie Kant, verhüten müssen, dass die moderne Naturforschung dem Materialismus ver-

*) Soeben ist eine Broschüre von Zöllner: „Das Scalen-Photometer" erschienen, in welcher es heisst: „Als Beweis für die bewunderungswürdige Divinationsgabe Kant's auf allen Gebieten der Naturwissenschaften mögen hier seine folgenden, vor 117 Jahren niedergeschriebenen Worte den obigen Wilhelm Weber's gegenübergestellt werden." Hierauf citirt Zöllner die Worte Kant's (Rosenkranz, I. Bd., S. 140), durch welche dieser die Verwandtschaft der Elektricität, des Magnetismus und der Wärme constatirt und in der „positiven und negativen Wirksamkeit der Materien" die Quelle allgemeiner Gesetze sieht, welche „eine glücklichere Nachkommenschaft erkennen wird".

falle und alle bedeutenden Denker und Nachfolger Kant's, wie sehr sie auch sonst in ihrer Ansicht auseinander gehen (wie Fichte, Schelling, Hegel, Schopenhauer, Hartmann, Herbart, Drossbach und Andere), haben die Materie nur als Vorstellung aufgefasst; darin stimmen sie überein.

Schopenhauer, einer der bedeutendsten Denker dieses Jahrhunderts, sagt, und zwar schon im Jahre 1816, in seiner Schrift über das Sehen und die Farben und über die vierfache Wurzel des zureichenden Grundes:

„Das Gesetz der Causalität als abstracter Grundsatz ist freilich wie alle Grundsätze in abstracto, Reflexion, also Object der Vernunft, aber die eigentliche, lebendige, unvermittelte, nothwendige Causalität geht aller Reflexion, wie aller Erfahrung vorher und liegt im Verstande. Mittelst desselben werden die Empfindungen des Leibes der Ausgangspunkt für die Anschauung einer Welt, indem nämlich das a priori uns bewusste Gesetz der Causalität angewandt wird auf das Verhältniss des unmittelbaren Objectes (des Leibes) zu den anderen nur mittelbaren." (S. 8. Fb.)

„Er (der Verstand nämlich) fasst vermöge seiner selbsteigenen Form, also a priori d. i. vor aller Erfahrung (denn diese ist bis dahin noch nicht möglich) die gegebene Empfindung des Leibes als eine Wirkung auf (ein Wort, welches er allein versteht), die als solche nothwendig eine Ursache haben muss. . . . Dennoch aber ist, was Getast und Gesicht liefern, noch keineswegs die Anschauung, sondern bloss der rohe Stoff dazu: denn in den Empfindungen dieser Sinne liegt so wenig die Anschauung, dass dieselben vielmehr noch gar keine Aehnlichkeit haben mit den Eigenschaften der Dinge, die mittelst ihrer sich uns darstellen. . . . Drücke ich mit der Hand gegen den Tisch, so liegt in der Empfindung, die ich davon erhalte, durchaus nicht die Vorstellung des festen Zusammenhanges der Theile dieser Masse, ja gar nichts dem Aehnliches; sondern erst, indem mein Verstand von der Empfindung zur Ursache derselben übergeht, construirt er sich einen Körper, der die Eigenschaft der Solidität, Undurchdringlichkeit und Härte hat." (S. 52—54 z. G.)

Diese Anschauung ist ganz richtig; wir glauben ein Pferd zu sehen, und doch ist der Körper des Pferdes nur ein Product unseres Gehirns, wohingegen die Kraft oder Kräfte, welche auf uns wirken, und aus deren Wirkungen

wir die Vorstellung des Pferdes erhalten, dasjenige sind, was wir wahrnehmen. Eine Ansicht, die nicht nur die Schopenhauerische Schule, sondern auch die Individualisten vertreten. Drossbach sagt: „Wir nehmen wahr, was nicht Erscheinung ist, und wir nehmen nicht wahr, was Erscheinung ist; wir nehmen nicht materielle Dinge, sondern die immateriellen Kräfte wahr; die bewegenden Kräfte sind nichts unsinnliches, nichts metaphysisches — die Körper nichts sinnliches, nichts physikalisches."

Wenn aber die Welt aus lauter solchen Kraftcentren besteht, die eine Wirkung nach allen Räumen, wenn auch geschwächt, durch die Entfernungen ausüben, so ist es klar, dass wir nur Kräfte vor uns haben, deren Einwirkungen auf unsere Sinne erfolgen, aus welchen unser Verstand die Materie zusammensetzt, die als solche nirgends anders existirt, als in unserem Kopfe, eine Anschauung, die übrigens von den bedeutendsten Denkern und Forschern immer vertreten wurde. Leider bilden diese nicht die Majorität, die Wenigsten sind sich klar bewusst, dass sie es nur mit Phänomenen zu thun haben, und dass ihnen überdies nur phänomenale Mittel der Beurtheilung zu Gebote stehen, daher denn die ganze Gesetzmässigkeit auch nur eine phänomenale ist (was uns später weit durchsichtiger werden wird). Daher ist es erklärlich, wie wenig „exact" die Forschungsresultate sind, und hat Dr. von Schütz eine köstliche Zusammenstellung von Aussprüchen hervorragender Naturforscher unter dem Titel: „das exacte Wissen der Naturforscher" veröffentlicht, in welchen er den Einen gegen den Anderen ausspielt.

Ob jeder meiner Leser im Stande war, alle Einzelheiten in diesem Capitel zu Folge Zusammenziehung auf wenige Sätze richtig und voll zu verstehen, ist Nebensache;

aber Eines muss geblieben sein, die Ueberzeugung, dass der gemeine Verstand mit Unrecht den Dingen eine Materialität zuspricht, die nur die Frucht seiner Organisation ist; kein Ohr — kein Ton, kein menschliches Gehirn — keine materielle Welt! Es bleibt nichts als Schwingungen unbekannter Kräfte, die uns anziehen, abstossen und allerlei Vorstellungen in uns erregen.

Die ganze Materie ist also etwas Phänomenales.

In weiterer Consequenz der physikalischen Gesetze haben aber Messungen ergeben, dass so wie 30 bis 30.000 Schwingungen ungefähr in der Secunde das Reich der Töne bilden, für die rothe Farbe bereits gegen 300, für die violette sogar 700 Billionen Schwingungen in der Secunde nothwendig sein sollen!! Wenn sich der denkende Mensch das veranschaulichen will, so muss er an der Theorie irre werden. Er wird unwillkürlich ausrufen: „Meine Herren! Allen Respect vor Eueren Messungen, aber das ist ein zu starker Tabak! Da muss irgendwo ein Fehler stecken, das kann nicht sein!"

Diese Ziffern haben in so weit ihre Richtigkeit, als sie die Consequenz der phänomenalen Gesetzmässigkeit sind.

Wenn die 20 Mill. Meilen Sonnenentfernung und Anziehung im geraden Verhältnisse der Massen und umgekehrten der Quadrate der Entfernungen eine Wahrheit sind, so ist die Allgegenwart der Stoffe, also auch die *actio in distans* eine unabweisliche Nothwendigkeit. Dann aber ist gegen obige Ziffern weiter nichts einzuwenden; wollte Jemand die Wahrheit derselben bestreiten, so müsste der Fehler in den 20 Millionen Meilen Entfernung stecken. Entweder reichen die Atome der Sonne bis zu uns, oder die Entfernung ist eine Fiction unseres Gehirns — das ist klar! Wir könnten schon jezt die

Antwort geben; phänomenal reichen die Atome 20 Millionen weit; doch ist der gesetzmässige Zusammenhang der phänomenalen und wirklichen Vorgänge noch nicht die Identität derselben.

Zwischen dem Schatten und dem Schatten werfenden Objecte besteht auch ein gesetzmässiger Zusammenhang, und doch können die Objecte sehr verschiedene Eigenschaften haben, welche in deren Schatten ihren Ausdruck nicht finden.

Untersuchen wir also die 20 Millionen Meilen, was so viel heisst als: beschäftigen wir uns mit dem Raume.

Viertes Capitel.

Phänomenalität unserer Raumvorstellung.

Die Raumvorstellung wird durch die Bewegungs-Empfindungen gewonnen. — Die auf diese Weise gewonnene Raumvorstellung entspricht nicht dem wirklichen Raume im metaphysischen Sinne. — Kant und die Fernseher.

Ein Blinder würde, wenn auch sehr mangelhafte, aber immerhin Raumvorstellungen haben, weil er beim Betasten der Gegenstände je nach ihrer Entfernung seine Finger und seinen Arm mehr oder weniger ausstrecken müsste, welches Ausstrecken im Wege der Muskelbewegungen Empfindungen erzeugt. Aus diesen Empfindungen gewinnt er einen Massstab, und aus diesem resultirt seine Raumvorstellung selbst für grössere Entfernungen, welche durch die Zahl der Schritte und der nothwendigen Zeit nur noch vervollständigt wird; wir messen nämlich den Raum durch die Zeit (der Bewegung), und die Zeit durch den Raum (durch die Strecken, die ein Uhrzeiger zurücklegt).

Der Umstand, dass Kant den Unterschied einsah, der in den eigentlichen Empfindungen, die doch auch Vorstellungen sind, und unseren Raumvorstellungen liegt, führten ihn zu seiner idealen Ansicht über den Raum; die Bewegungsempfindungen scheinen ihm entgangen zu sein, aus welchen

die modernen Physiologen unsere Raumvorstellungen aus der Erfahrung ableiten wollen*). Die Beweisführung, dass beide Theile bis zu gewissen Grenzen recht haben, ist dasjenige, worauf es mir bei meinem Leser ankommt. Einerseits ist es unläugbar, dass unsere räumlichen Vorstellungen wirkich die Frucht der Empfindungen, also der Erfahrung sind, und diese Empfindungen sind, weil sie von der Organisationsform abhängen, offenbar phänomenal. Wenn ich die Hand ausstrecke, so habe ich eine Empfindung, und Prof. Wundt nennt mit Recht die Empfindungen die einzigen Signale, durch welche wir von den Veränderungen in uns und ausser uns eine Kenntniss erhalten. Der grössere oder kleinere Schritt wird empfunden, eben so die Bewegungen unserer Hand, wenn wir greifen oder Clavier spielen.

Dass die Vorstellungen, zu denen wir durch die Bewegungs-Empfindungen unserer Hand und unseres Fusses gelangen, dem Blinden das Urtheil über die Raumverhältnisse verschaffen, ist Jedem einleuchtend; ein Jeder begreift, dass wir darin einen Massstab gewinnen, um die räumlichen Beziehungen der Objecte zu erkennen, und begreift Jeder, dass wir mit sehr grossen oder sehr kleinen Händen und Armen auch andere räumliche Verhältnisse haben würden. Was aber nicht Jedem einleuchtet, ist, dass das, was für die durch die Gliedmassen verursachten Bewegungsempfindungen eines Blinden gilt, auch für die Bewegungsempfindungen eines Sehenden Geltung hat. Denn zur Bewegung unseres Augapfels sind ebenfalls Muskeln nothwendig. Der Augapfel muss sich nach allen Richtungen drehen, um die Lichteffecte

*) Kant sagt Paragraph 5 (de mundi sens. et intellig. forma et principiis) „Ad sensualem itaque cognitionen pertinet tam materia, quae est sensatio, et per quam cognitiones dicuntur sensuales, quam forma, per quam, etiamsi reperiatur absque omni sensatione, repraesentationes vocantur sensitivae.“ Die Form ist ebenso Sache der Empfindung, als es die Materie ist.

auf der Netzhaut aufzufangen, und wenn diese über Lichtstärke und Farbe entscheidet, so sind die Bewegungsempfindungen wieder für die räumlichen Verhältnisse der Objecte massgebend.

Aus diesem Umstande würde man auf die volle Identität der wirklichen und vorgestellten Raumverhältnisse zu schliessen geneigt sein, und fühlt sich dazu berechtigt, weil eine entsprechende Gesetzmässigkeit allerdings wahrgenommen wird. Aus dieser Uebereinstimmung folgt aber noch lange nicht die Identität der wirklichen und vorgestellten Raumverhältnisse, was durch praktische Versuche sehr leicht zu erweisen ist und deutlicher wird.

Wenn ich durch ein Opernglas sehe, so scheinen mir die. Gegenstände viel näher, wenn ich es umkehre, viel weiter, als mit dem blossen Auge; dadurch wird aber nur die Elle, mit der wir den Raum messen, als eine ideelle, von unserer Organisation abhängige erkannt, nicht die Identität des Verhältnisses berührt. Wir haben schon oben von dem Unterschiede gesprochen, den wir bei dem Anblick der Hand im Wasser wahrnehmen, wo deren verticale oder horizontale Lage zufolge des Mediums, durch welches die Lichtschwingungen durch müssen, solche merkwürdige Veränderungen hervorruft; noch deutlicher wird das durch folgende Versuche, die wohl Jeder schon gemacht hat, wenn er auch darüber hinweggegangen ist.

Wenn wir in einen convexen oder concaven Spiegel schauen, so werden wir finden, dass, obschon eine gewisse Gesetzmässigkeit zwischen den Objecten und deren reflectirten Bildern besteht, das Verhältniss doch ein ganz anderes ist. Wenn wir daher annehmen würden, dass unsere Augen entweder eine sehr convexe oder sehr concave Retina hätten, der Art, dass sich die Gegenstände in unserer Vorstellung eben so verzerrt abspiegelten, wie in den analogen Spiegeln,

so müssten manche unserer geometrischen und stereometrischen Axiome einer Aenderung unterzogen werden. Schon Kant hatte behauptet, dass uns der Raum dreidimensional erscheine, weil die Kräfte im umgekehrten Verhältnisse der Quadrate der Weiten auf uns wirken, und es gedacht werden könnte, dass diese Wirkung im Verhältniss nicht zum Quadrate, sondern zur dritten oder vierten Potenz der Weiten auch bestehen könnte. Es schimmert uns da die volle Abhängigkeit von unserer Organisation und mithin die Idealität unserer Raumanschauungen entgegen.

Man nimmt nicht mit Unrecht an, dass selbst das Pferd zufolge seiner gewölbten Augen andere Raumvorstellungen als der Mensch habe, die entfernteren Gegenstände weiter, die näheren grösser und näher sehe, als der Mensch, was intelligente Kutscher und Reiter wohl bestätigen werden; wenn seitlich irgend etwas plötzlich auftaucht, erschrickt ein Pferd sehr leicht. Es wird uns das verständlicher, wenn wir eine gewölbte färbige Staubbrille nehmen und auf einem ebenen Wege gehen, blicken wir gerade vor uns hin, so wird der Unterschied nicht so auffallen, wenn wir aber vor die Füsse schauen — aber noch durch das Glas, nicht u n t e r das Glas — so wird unserer Empfindung nach der Fuss den Boden immer wo anders finden, als ihn das Auge schaut, wir werden unseren Fuss immer etwas prellen, weil die von Kindheit an in Uebereinstimmung gesetzte Raumanschauung unserer Gesichts- und Tastempfindungen plötzlich gestört ist.

Aus allen diesen Experimenten und Betrachtungen geht mit einer unerschütterlichen Consequenz hervor, d a s s d e r R a u m o d e r d e r O r t s i c h d o r t b e f i n d e t, w o h i n u n s e r V e r s t a n d d e n A u s g a n g d e r W i r k u n g s e t z t; unser Verstand ist aber diessbezüglich von den Empfindungen und ganz besonders B e w e g u n g s e m p f i n d u n g e n, also von der Organisationsform abhängig. Zöllner

sagt im ersten Bande seiner wissenschaftlichen Abhandlungen Seite 252:

„Wenn einmal zugegeben wird, dass wir auf die Existenz realer Objecte nur aus den Wirkungen schliessen, welche dieselben an der Oberfläche unseres beseelten Leibes hervorrufen, dann hängt die Localisation dieser Wirkungen und hiermit die Vorstellung von der Realität der wahrgenommenen Objecte lediglich von den räumlichen Anschauungsformen ab, welche unser Verstand zur widerspruchsfreien Erklärung jener Wirkungen auf dieselben anwendet. Erweitert sich diese Anschauungsform, so verändert sich hiermit auch der Ort, wohin unser Verstand jenes Object verlegt. Bei dem hoch entwickelten Gesichtssinne suchen wir das reale Object, dem ein zweidimensionales Bild auf der Netzhaut entspricht, in einem Raume von drei Dimensionen, während bei dem weniger hoch entwickelten Tastsinn das Object dort hinversetzt wird, wo es die Tastkörperchen der Hautoberfläche afficirt. Und dennoch sind es in beiden Fällen lediglich Veränderungen des Zustandes unserer Nerven, die für den Verstand die Data liefern, aus denen er sich die Vorstellung eines räumlich ausgedehnten Objectes bildet."

Unsere Raumvorstellungen sind also etwas Phänomenales, nicht aber ist es der Raum selbst; denn dieser muss eine Realität haben, weil nur unter seiner Voraussetzung eine Bewegung und Einwirkung möglich ist. Denjenigen meiner Leser, dem dieser Gegenstand zu fremdartig ist, und der die Sache gründlicher fassen will, muss ich auf das dritte Capitel meiner Philosophie des g. V. verweisen, wo er auch die einschlagenden Stellen bei Kant und Wundt angegeben findet, und wofern ihm das nicht genügt oder er sich besonders dafür interessirt, so kann ich ihm nicht genug das Capitel über „Wirkungen in die Ferne" der Zöllner'schen Abhandlungen, I. B., anempfehlen.

Von diesem Standpunkte, den wir soeben gewonnen, sind die uns undenkbaren Ziffern von Billionen Schwingungen in der Secunde, sind die Billionen Meilen von Sternweiten, die Millionen Lichtjahre und Trillionen Molekeln in einem Cubikcentimeter ganz nebensächlich, denn es sind ideale Rechenpfennige, die es uns möglich machen, das

phänomenale Gebiet mit phänomenaler Gesetzmässigkeit zu erklären — was vollkommen genügt. In Portugal rechnet man mit Reis, und 1000 Reis Papier haben einen Werth von 1 Mark und 80 Pfennigen; sie sind auch nur eine ideale Münze, mit der man aber rechnen kann.

Dadurch, dass alle unsere Sinneswahrnehmungen, wie wir oben gesehen haben, phänomenaler Natur sind, wird die Materie auch phänomenal; ist es der Raum auch, nun so ist es unsere ganze Weltanschauung. Dadurch, dass wir wissen, warum unsere Weltvorstellung eine dreidimensionale ist, wird es begreiflich, dass schon Kant die mögliche Existenz einer vierten Raumdimension denken konnte, die nunmehr durch Zöllner's Untersuchungen über die Stabilität der kosmischen Massen und seine sonstigen Experimente noch mehr in den Vordergrund getreten ist, wie wir im zweiten Bande der Vorurtheile gesehen haben und gleich darauf zurück kommen werden.

Der Leser muss sich aber hüten, „Raum" und „Raumvorstellung" zu verwechseln, was selbst einem Schopenhauer geschehen oder doch durch Undeutlichkeit des Ausdruckes zugeschrieben werden kann. Nachdem Schopenhauer dem Raume eine besondere Gestalt des Satzes vom Grunde zugeschrieben, den Seinsgrund, also dadurch die volle Realität zuerkannt, meint er (um wieder die Idealität des Raumes zu beweisen), dass:

„der einleuchtendste und zugleich einfachste Beweis der Idealität des Raumes darin liege, „dass wir den Raum nicht, wie alles Andere, in Gedanken aufheben können. Bloss ausleeren können wir ihn. Aber ihn selbst können wir auf keine Weise los werden. Was wir auch thun, wohin wir uns auch stellen mögen, er ist da und hat nirgends ein Ende; denn er liegt allem unserem Vorstellen zu Grunde und ist die erste Bedingung desselben. Dies beweist ganz sicher, dass er unserem Intellect selbst angehört, ein integrirender Theil desselben ist, und zwar der, welcher den ersten Grundfaden zum Gewebe desselben, auf welches danach die bunte Objectenwelt aufgetragen wird, liefert. Ist aber der Raum offenbar eine Function, ja eine Grundfunction unseres Intellects

selbst, so erstreckt sich die hieraus folgende Idealität auch auf alles Räumliche, sofern es räumlich ist, also, sofern es Gestalt, Grösse und Bewegung hat. Auch die so genauen und richtig zutreffenden astronomischen Berechnungen sind nur dadurch möglich, dass der Raum in unserem Kopfe ist. Dass der Kopf im Raume sei, hält ihn nicht ab einzusehen, dass der Raum doch nur im Kopfe ist."

In diesem letzten Satze liegt der Widerspruch. Die Vielheit (also auch der Kopf) wäre nicht möglich ohne etwas, was wir Raum nennen, doch die Vorstellung von dem Raume, wie wir sie haben und kraft unserer Organisation haben können, ist nur im Kopfe. Schopenhauer ist der Ansicht, dass nur durch die Vereinigung von Zeit und Raum die Vorstellung der Materie möglich wird. Da nun eine solche Vorstellung existirt, so müssen auch alle Factoren, die zur Zustandebringung nothwendig sind, also auch Raum und Zeit vorhanden sein, wenn auch nicht so, wie wir uns Raum und Zeit vorstellen.

Ich glaube, dass der Streit hauptsächlich durch eine mangelhafte Ausdrucksweise entstanden ist, indem sehr häufig die Raumvorstellung mit der Vorstellung von den räumlichen Beziehungen der Objecte verwechselt wurde.

Wir gewinnen zuerst die Vorstellungen von den räumlichen Beziehungen der Objecte, und wenn wir diese weg denken, so bleibt der Raum in abstracto. Ich kann die Einrichtungstücke eines Zimmers wegdenken, dann bleibt der Raum im Zimmer; denke ich das Zimmer weg, so kann noch das Haus bleiben; denke ich dieses weg, so bleibt die Stelle, wo es stehen könnte; denke ich den Planeten fort, so bleiben die anderen Gestirne; denke ich auch diese weg, so bleibe nur ich selbst; abstrahire ich von mir, so ist im menschlichen Sinne kein Raum. Es entsteht daher leicht die Frage, ob der Raum etwas Anderes sei, als das von den räumlichen Beziehungen abstrahirte Resultat. Darin liegt der Grund, warum Viele den Raum als empirisch gewonnen

und nicht a priori in uns liegend betrachten. Die Fähigkeit, aus Wirkungen auf Ursachen zu schliessen, liegt aber a priori in uns; dies und die Organisationsform bedingen dann unsere Raumanschauung. Der Raumbegriff, den wir aus unseren Anschauungen der Objecte abstrahiren, ist aber etwas Anderes als der Raum im metaphysischen Sinne*). Die Beziehungen der Sternenwelt und der irdischen Objecte bleiben auch ohne uns, und diese sind es, welche in uns die Raumvorstellungen veranlassen.

Wie dem immer sei, so müssen wir von den „räumlichen" Vorstellungen die „Raum"-Vorstellung unterscheiden, die eigentlich keine vielfache Zahl für ein Subject hat; ich werde daher im weiteren Verlaufe mich immer des Ausdruckes von räumlichen Vorstellungen bedienen, wenn es sich um Entfernungen und Beziehungen, um das Nebeneinander oder Uebereinander der Objecte handelt, und unter Raumvorstellung nicht die Beziehungen der Objecte zu uns und untereinander, sondern den Raum in abstracto verstehen; wie wir denn auch Mensch und menschlich, Haus und häuslich wohl unterscheiden. Wenn ich von der Entfernung und gegenseitigen Lage zweier Objecte spreche, so ist das eine Vorstellung räumlicher Beziehungen, nicht aber eine Raumvorstellung. Die erstere Art haben alle Menschen, die letzteren sind Abstractionen, die nur die Gebildeteren fassen können,

*) Kant sagt, Par. 6: „*Necesse autem hic est, maximam ambiguitatem vocis abstracti notare.... Nempe proprie dicendum esset; ab aliquibus abstrahere, non aliquid abstrahere... Hinc conceptus intellectualis abstrahit ab omni sensitivo, non abstrahitur a sensitivis, et forsitan rectius diceretur abstrahens quam abstractus.*" Darum bleibt aber der Satz: „*Quidquid est, est alicubi et aliquando*" doch aufrecht. Die wirkliche Localisation der Objecte (also der wirkenden Kräfte) braucht — trotz der scheinbaren Gesetzmässigkeit der Uebereinstimmung mit der uns scheinbaren Localisation — mit dieser nicht identisch zu sein.

und in die sich zu vertiefen nur ein philosophisch angelegter Kopf vermag.

Kant hat im 1. Par. seiner Erörterungen eine Anschauung ausgesprochen, die den Hauptanlass zu späteren Missverständnissen gegeben hat. Er sagt:

(§. 1:) „In der Erscheinung nenne ich das, was der Empfindung correspondirt, die Materie derselben, dasjenige aber, welches macht, dass das Mannigfaltige der Erscheinungen in gewissen Verhältnissen geordnet werden kann, nenne ich die Form der Erscheinung. Da das, worinnen sich die Empfindungen allein ordnen und in gewisse Form gestellt werden können, nicht selbst wiederum Empfindung sein kann (?), so ist uns zwar die Materie aller Erscheinungen nur a posteriori gegeben, die Form derselben aber muss zu ihnen insgesammt im Gemüthe a priori bereit liegen und daher abgesondert von aller Empfindung können betrachtet werden."

Ich habe in meiner Philosophie d. g. V. diesen Sätzen folgende Einwürfe folgen lassen:

Der gemeine Verstand wird dazu bemerken:

1. Es ist wahr, die Materie aller Erscheinungen ist uns a posteriori gegeben und die Form — und hier hat Kant inbesondere die räumliche Form im Auge — muss als subjective Fähigkeit, die Dinge im Raume ansehen zu können, in uns liegen. Aber ich muss ähnliche Voraussetzungen auch bei nicht räumlichen Eindrücken machen; ich muss eine gewisse Disposition im Organismus in mir voraussetzen, für alle Eindrücke, ob Raum, ob Farbe u. s. w. Es gibt zum Beispiel Verhältnisse in den Dingen, die wir theils in räumliche, theils in farbige Vorstellungen übersetzen, es gibt andere Verhältnisse und Einwirkungen, die wir als Wärme, Kälte, Härte oder Flüssigkeit bezeichnen; diese Fähigkeit, Empfindungen auf äussere Einwirkungen zu beziehen, liegt allerdings a priori in uns (darum identificirt Schopenhauer Materie und Causalität).

2. Es ist wahr, dass ich die Form der Erscheinung, nachdem ich sie einmal gewonnen, ganz abgesondert von aller Empfindung betrachten kann, aber das kann ich überhaupt mit allen Abstractionen, es ist dies kein Privilegium des Raumbegriffes allein.

3. Der gemeine Verstand wird hingegen die Frage aufwerfen: Ist es aber auch wahr und bin ich dessen gewiss, dass der Eindruck der Form der Erscheinung nicht auch eine Empfindung sei, und zwar nicht nur in Bezug auf ihren Inhalt, sondern gerade in Bezug

auf ihre Form? Räumliche Unterschiedc können von uns durch Hände, Füsse, durch die ganze Oberfläche des Körpers, insbesondere durch das Auge, im Wege der Bewegungsempfindungen vermittelt werden.

Wilhelm Weber und Fechner haben sich mit diesen Problemen beschäftigt, insbesondere hat Wundt mit grosser Gründlichkeit die Empfindungsfähigkeiten unserer Sinne untersucht und gefunden, dass das Auge die Entfernungen der ruhenden Gegenstände im Raume genau mit derselben Schärfe auffasse, wie seine eigenen Bewegungen, und dass die Grenze, die es im Erkennen räumlicher Distanzen erreichen kann, identisch mit der Grenze sei, die der Auffassung seiner eigenen Bewegungsempfindungen gesetzt ist. In diesem Umstande, nämlich in der Uebereinstimmung zwischen der Auffassung der kleinsten Augenbewegungen und der Auffassung der kleinsten Raumelemente, sieht Wundt den Hauptbeweis, dass der Raum ein Product eigener physischer Thätigkeit sei und meint, wenn wir den Raum nicht sehen und fühlen könnten, so würden wir von ihm nichts wissen. Das hat allerdings seine Richtigkeit, würde aber darum der Raum nicht existiren, wenn wir davon nichts wüssten? Unsere Raumanschauung würde allerdings nicht existiren, wohl aber der Raum, von dem Kant ausdrücklich sagt, dass er kein blosses „Gedankending“ ist.

Diese Unklarheit mag vielleicht mehr im Ausdrucke als in den Gedanken Wundt's existiren, aber es ist ein falscher Satz, wenn Wundt sagt, „der Raum ist Erfahrung“. Unsere Raumvorstellung ist Erfahrung, der Raum aber die Bedingung derselben. Wenn wir aus einem Fenster den weidenden Thieren zusehen und diese sich hin und her bewegen, so muss sich in den Verhältnissen nothwendig etwas ändern, wenn es in uns veränderte Empfindungen machen soll; ob unsere Vorstellungen mit der Realität congruiren, das ist etwas Anderes; aber Aenderung, Bewegung muss vor sich gegangen sein, die Verhält-

nisse müssen sich geändert haben; ein Etwas, das unserer Raumanschauung entspricht, muss vorhanden sein, wenn es auch nicht der in unserem Kopfe sitzende dreidimensionale Raum ist.

Ich werde im Wege der Gleichnisse meinem Leser diese schwierige Frage deutlich zu machen suchen. Was es für Folgen hätte, wenn wir andere Augen besässen, haben wir schon erwähnt und uns auf das Bild berufen, das wir bekommen, wenn wir auf convexe oder concave reflectirende Flächen blicken oder durch derartige Linsen schauen. Dieser Umstand würde sich auf den Satz Kant's beziehen, dass die Kräfte nicht immer im umgekehrten Verhältnisse des Quadrates der Entfernung wirken müssen, dass sie sehr leicht ein anderes Verhältniss einhalten oder vielmehr von uns so gesetzmässig befunden werden könnten.

Wenn wir in einer Stadt des Nachts bei Strassenbeleuchtung gehen, so wird unser Schatten sich ganz gesetzmässig verhalten. Heben wir Fuss oder Hand, so wird das Bild des Schattens unseren Bewegungen genau folgen, und doch, wenn wir gehen, so bemerken wir, dass unter Voraussetzung verschiedener Laternen, sich unser Schattenbild verlängert, verkürzt, von rechts nach links hinüberspringt; mit einem Worte bei aller Gesetzmässigkeit doch ein sehr verschiedenes Bild, mitunter auch doppelten Schatten gibt. Wenn wir nun voraussetzen, dass Jemand unseren Schatten, nicht aber uns wahrnehmen könnte, so würde er trotz aller Gesetzmässigkeit dennoch die verschiedensten Eindrücke haben können, wenn gleich sich auch an uns selbst und den leuchtenden Laternen nichts ändert, sondern nur in der gegenseitigen Stellung die Veränderungen vor sich gehen. Was für Verschiedenheiten mag es wohl in der Anschauungsweise dieser Welt geben! Dieses Gleichniss würde dem Satze Kants entsprechen, wo er sagt:

„Der Raum ist nichts Anderes, als nur die Form aller Erscheinungen äusserer Sinne, d. i. die subjective Bedingung der Sinnlichkeit, unter der allein uns äusere Anschauung möglich ist. Weil nun die Receptivität des Subjectes, von Gegenständen afficirt zu werden, nothwendiger Weise vor allen Anschauungen dieser Objecte vorhergeht, so lässt sich verstehen, wie die Form aller Erscheinungen vor allen wirklichen Wahrnehmungen, mithin a priori im Gemüthe gegeben sein könne, und wie sie als eine reine Anschauung, in der alle Gegenstände bestimmt werden müssen, Principien der Verhältnisse derselben vor aller Erfahrung enthalten könne."

„Weil wir die besonderen Bedingungen der Sinnlichkeit nicht zu Bedingungen der Möglichkeit der Sachen sondern nur ihrer Erscheinungen machen können, so können wir wohl sagen, dass der Raum alle Dinge befasse, die uns äuserlich erscheinen mögen, aber nicht alle Dinge an sich selbst, sie mögen nun angeschaut werden oder nicht oder auch von welchem Subject man wolle. Denn wir können von den Anschauungen anderer denkender Wesen gar nicht urtheilen, ob sie an die nämlichen Bedingungen gebunden seien, welche unsere Anschauungen einschränken und für uns allgemein gültig sind."

Doch die Idealität unserer Anschauung geht noch viel weiter als in Bezug auf Farbe, Entfernung, äussere Form u. s. w. Man kann mit Recht behaupten, dass selbst die drei Dimensionen des Raumes nur eine Frucht unserer Auschauungsweise seien, die grossen Denker und Mathemathiker haben es auch behauptet. Wollen wir auch das durch ein Gleichniss deutlich machen. Wir wissen, dass ein Sonnenstrahl durch ein Prisma gehend in mehrere farbige Strahlen bricht, das heisst, in uns die Farbenvorstellung hervorruft. Wir können unseren Kopf ganz gut als ein Prisma ansehen, das die räumlichen Beziehungen in drei Dimensionen auseinander zieht oder darauf beschränkt. So wie ein dreidimensionaler Körper als Schatten ein Flächenbild gibt, ebenso gut können vierdimensionale Körper oder Ereignisse in einer vierdimensionalen Welt durch die Empfindungen und Vorstellungen in unserem Kopfe als ein dreidimensionales Bild erscheinen. Der zweite Band hat eine

ganze Reihe Thatsachen und Erläuterungen gebracht, wie auf diese Weise eine Menge sonst unbegreiflicher Erscheinungen eine natürliche Erklärung findet. Heinrich More hat selbst 100 Jahre vor Kant die Zulässigkeit verschiedener Raumdimensionen erkannt, worauf wir am geeigneten Orte noch zurückkommen werden.

So wie in den früheren Capiteln über unsere Sinneswahrnehmungen und die Phänomenalität der Materie nicht alles von meinem Leser verstanden werden musste, ohne Gefährdung des Zweckes, so ist es auch hier; die eine Ueberzeugung dürfte sich der Leser selbst in dem Falle des unvollkommenen Verständnisses dieses Capitels dennoch geholt haben, dass der gemeine Verstand mit seinen räumlichen Anschauungen ebenfalls und durchaus auf phänomenalem Gebiete stehe, und wenn die Erklärungen, die ein Kant, Gauss, Zöllner und Andere gegeben, auch fehlerhaft sein würden, wir dennoch einen bekannten Wiener Refrain anfügen könnten: „Nichts Gewisses weiss man nicht!“ Mehr ist für unseren Zweck nicht nothwendig.

Wer tiefer eindringen will, der versuche es mit dem Capitel meiner Phil. des g. V. und Zöllner's Werken; wer die Sache ganz gründlich packen will, kann Wundt und Kant nicht umgehen, da der Eine die physiologische, der Andere die philosophische Seite der Frage behandelt.

Doch gibt es noch einen praktischen Weg zur Erkenntniss der Idealität unserer räumlichen Vorstellungen, und zwar den Weg der Thatsache, der Erfahrung. Die Gabe des Fernsehens oder Wahrträumens, wie es Schopenhauer getauft, ist eine zwar seltene, weil mehr oder weniger krankhafte Erscheinung, aber eine Thatsache, die nicht mehr zu läugnen ist. Mit einer einzigen solchen Thatsache wäre erwiesen, dass es noch ganz andere Anschauungen und Beziehungen im Raume geben könnte, als wie unser Ver-

stand in normalen Verhältnissen solche kennt, eine Ansicht, welche schon Schopenhauer aussprach. Wir werden in einem folgenden Capitel eine Erklärungsweise für das Hellsehen und die Fernwirkung bringen, welche die hier vertretene Anschauung von Materie und Raum kräftig unterstützen wird. Von grossem Interesse ist, was solche Hellseher selbst von diesem Zustande des Fernsehens sagen, wenn gleich diese Aussagen selbstverständlich nicht als baare Münze, sondern nur als eine Allegorie, als Bild genommen werden dürfen. Fechner erzählt von einem Somnambulen, Richard Görwitz, Folgendes:

Der oben erwähnte Richard Görwitz sagte von einem neugebornen Kinde, dessen Geburt er aus der Ferne angezeigt hatte, im 23. Jahre werde sein Schicksal eine sehr ernste Wendung geben.

Frage: „Was nennst du denn eigentlich Schicksal, Richard?“

Antwort: „Es ist die Folge des Vergangenen. Das Kleinste, auch wenn es schon vor unserer Geburt geschehen ist, hat eine Folge für und eine Beziehung auf uns; eine Folge, die sich immer weiter verbreitet und endlich das Schicksal wird oder ist. Ihr kennt wohl das Schicksal, könnt aber nicht zurückschauen, wie ich es kann, und denkt nun, es wäre Zufall! — Das ist es aber nicht! — Denn was ihr jetzt leidet und was euch jetzt freut, dazu war schon lange der Grund gelegt. Wie eine Blume, wie ein Baum wächst aus dem kleinsten Samenkörnchen, das wir kaum erkennen, so wächst das Schicksal der Menschen aus tiefster Verborgenheit, aus dem Schoosse der Nothwendigkeit. — Für alles Geschehende sind zureichende Ursachen vorhanden! — Kein Zufall. — Und wenn ich in meinem jetzigen (magnetischen) Zustande in die Zukunft sehe, so sehe ich die fortlaufenden Ursachen auf einmal, und der Geist des Schicksals steht vor mir! — Nur ihr nennt es Voraussehen, es sieht sich aber eigentlich gar nicht voraus, sondern es ist schon jetzt.“

S. 135 sagt Richard: „Die Zukunft ist ein gar eigenes Licht!“

Frage: „Wie meinst du dieses Letztere?“

Antwort: „Es ist hell und auch nicht hell; dunkel und auch nicht dunkel. In Worten, wie Ihr sie habt, lässt

sich's nicht fassen. Das menschliche Auge, ich meine sein geistiges, kann dieses Licht nicht vertragen."

Frage: „Wodurch weisst du denn die Zukunft?"

Antwort: „Es strömt mir das Geschehende entgegen wie ein Aether in hellem Wissen, wie ein Ton im geistigen Hören."

Der Hellseher Davis schildert sein Hellsehen folgendermassen:

„Der Kreis meines Schauens begann sich jetzt zu erweitern ... Zunächst konnte ich die Mauern des Hauses deutlich wahrnehmen Anfangs erschienen sie mir ganz dunkel und finster; aber bald wurden sie heller und dann durchscheinend; und jetst konnte ich die Wände der angrenzenden Wohnung erblicken. Auch diese wurden alsbald licht und verschwanden schmelzend gleich Wolken vor meinem heranwachsenden Schauen. Ich konnte jetzt die Gegenstände, das Hausgeräth und die Personen in dem angrenzenden Hause ebenso leicht sehen, wie die in dem Zimmer, in welchem ich mich befand. In diesem Augenblicke hörte ich die Stimme des Magnetiseurs. Er fragte mich, ob ich ihn deutlich sprechen hören könne. Ich antwortete ihm bejahend. Er fragte dann nach meinen Empfindungen, und ob ich etwas unterscheiden könnte. Auf meine bejahende Antwort wünschte er, dass ich gewisse Personen, welche anwesend waren, durch das „Lesen des Titels eines Buches mit geschlossenen Deckeln hinter vier oder fünf anderen Büchern davon überzeugen sollte. Nachdem meine körperlichen Augen mit Tüchern fest verbunden waren, stellte er die Bücher in eine horizontale Linie mit meiner Stirn, und ich sah und las den Titel ohne die geringste Stockung. Dieser Versuch und viele Experimente derselben Art wurden vorgenommen und oft wiederholt; und der Beweis des Sehens, unabhängig von den physischen Sinnes-Organen, war klar und unzweifelhaft." (S. 249.)

„Aber meine Wahrnehmungen flossen noch weiter! Die weite Oberfläche der Erde wurde viele Hunderte von Meilen vor meinen umherschweifenden Blicken, — (die beinahe einen Halbkreis beschrieben), — durchsichtig wie Wasser . . . und ich sah die Gehirne, die Eingeweide und die vollständige Anatomie der Thiere, welche in den Wäldern der östlichen Hemisphäre umherstreiften, Hunderte und Tausende von Meilen von dem Zimmer entfernt, in dem ich diese Beobachtungen anstellte!"

Von einem nicht geringeren Interesse ist die Schilderung einer schlichten, nach langer Krankheit plötzlich, unfreiwillig und nur vorübergehend hellsehend gewordenen Frau.

Eine Recension des Pester Lloyd über den zweiten Band meiner „Vorurtheile“ veranlasste einen Juwelier J. P. in Semlin mir folgenden Brief zu schreiben, den ich im Auszuge und stylistisch verbessert, aber sonst so ziemlich wörtlich einschalte, (der Schreiber ist ein Serbe und der deutschen Sprache nicht stylgemäss mächtig): „Im Jahre 1861 verfiel meine Schwester, verehelichte J. von N... zu Vukovar in einen Typhus. Die Krankheit verschlimmerte sich, und das Consilium der Aerzte ergab die Entscheidung: Tod ohne Rettung innerhalb 24 Stunden. Schon nach 14 Stunden gegen 11 Uhr Nachts wurden wir von zwei alten Tanten mit der Nachricht geweckt, dass die Kranke soeben gestorben sei. Ich, mein Vater, meine Frau und der Gemahl der Sterbenden gingen zum Sterbebette und fanden schon die Kufe bereit, um nach orientalisch-griechischer Weise die Todte zu waschen, was auch geschah; wenige Minuten nachdem sie auf den Tisch gelegt war, erwachte die Todgeglaubte *). Sie fing an zu reden, obschon sie in der letzten Zeit ihrer Krankheit nicht mehr zu reden vermochte. Wir erschraken über diesen Zufall, aber sie fing an, allen Anwesenden die Sünden und Fehler vorzuhalten und verschonte nicht einmal ihren Vater . . . “ Nun folgt ein Detail ihrer Angaben, die sich selbst auf gestohlene und genau bezeichnete (und an der bezeichneten Stelle auch wieder gefundene) Gegenstände der Dienstleute bezogen u. s. w. Dieser Zustand dauerte bis 5 Uhr Nachmittags, und da schilderte sie im Laufe dieser ihrer Kundgebungen ihr Erwachen auf folgende Weise: „Gestern Abends gegen 10 Uhr weckte mich ein

*) Wahrscheinlich in Folge des Waschens, was bei Typhuskranken oft Wunder wirkt.

ungewöhnliches Geräusch; alle Zimmerwände schwinden, wie auch der Plafond, ich sah die himmlischen Räume, alles offen, alle Sterne stehen wie in der Pyramide u. s. w.“ Sie behauptet im weiteren Verlaufe, dass sie nur ihrer Kinder und nicht ihres Mannes halber zurückkehre, dass sie gesund bleiben werde bis ihre Kinder aufgewachsen — und zum Staunen der Aerzte und ihrer Umgebung waren ihre Angaben nicht nur richtig, sondern es geschah Alles, so wie sie es vorhersagte.

Sowohl die objective Bewahrheitung vieler solcher Behauptungen der Fernseher, als auch die Uebereinstimmung aller in Bezug auf die subjective Empfindung geben einen werthvollen praktischen Beweis, dass die Schranken unserer drei Dimensionen ein Product unserer Organisation, daher unsere räumlichen Vorstellungen doch nur phänomenaler Natur seien.

Ist es nicht merkwürdig, dass wir es immer mit Ellypsen, Parabeln, Hyperbeln und Brennpunkten zu thun haben, gleichgiltig, ob es sich um optische Gläser, Hohlspiegel, Kugelspiegel, Brenngläser oder Brennspiegel, ob es sich um Schall, Licht, Wärme oder Bewegung und Anziehung der Himmelskörper handelt?! Ist es nicht merkwürdig, dass Anziehung, Licht, Wärme, elektrische und magnetische Kräfte im umgekehrten Verhältnisse der Quadrate der Entfernungen auf unseren Organismus wirken, und Kant diesem Umstande unsere dreidimensionale Anschauungsform zuschreibt?

Ist das nicht gleichzeitig ein sprechender Beweis, wie nahe verwandt, ja identisch die Anziehung mit den Wärme- und Lichtstrahlenschwingungen ist, so dass diese letzteren nur eine Modification der ersteren sind? Es spricht das aber nicht nur für die Berechtigung, die Aether-Hypothese im Sinne Drossbachs zu beseitigen, und die unmittelbare Wirkung der Sonnen-Bestandtheile anzunehmen, sondern es

beweist die Identität der mathematischen Hülfsmittel für die Erscheinungen der Optik, Wärme und Gravitation, dass es sich nur um Bewegung und Kraftäusserung handelt, während die Einwirkung im umgekehrten Verhältnisse des Quadrates der Entfernungen — ein rein willkürliches Mass ist, und eine diessbezügliche Aenderung unserer Organisation genügen würde, unsere ganze Raumanschauung zu verschieben.

Es ist eigenthümlich, dass der Inhalt einer Kugel im kubischen Verhältnisse des Halbmessers zunimmt, und die Anziehung, die doch nicht von der Oberfläche, sondern der Masse abhängt, im quadratischen Verhältnisse der Entfernung abnimmt.

Es wäre nicht uninteressant, wenn ein Mathematiker oder Physiker über die Consequenzen speculiren würde, wenn statt dem Quadrate der Entfernung bei den verschiedenen Wirkungen ein anderes Verhältniss gesetzt würde.

Vom phänomenalen Standpunkte haben daher die Ziffern der Astronomie (und der Physik überhaupt) ihre volle Giltigkeit; die Natur ist etwas gesetzmässiges, und so wie mein Bild im Spiegel keine anderen Bewegungen machen kann, als ich selbst, so müssen die Vorgänge in der Welt von x Dimensionen immer ein gesetzmässig entsprechendes Bild in der uns sichtbaren dreidimensionalen Anschauungsform liefern — so weit wir sie mit dem dreidimensionalen Glas wahrzunehmen im Stande sind.

Was ist es nun, was mein Leser oder gar meine Leserin aus diesem schwierigsten, die grössten Anforderungen an das Denken stellenden Capitel mit hinüber bringen muss?

Wenn ich mittelst einer Laterna Magica Schattenbilder an die Wand werfe, so hängt es von mir ab, sie grösser oder kleiner, je nach Stellung des Lichtes zu machen; eine Gesetzmässigkeit der Vorgänge im Zimmer und an der Wand wird bestehen, aber nicht die volle Identität. Jeder meiner

Leser kennt auch das Kaleidoskop, das uns ein ebenfalls gesetzmässig zusammenhängendes, aber nicht identisches Bild gibt. Nun denn, der Mensch ist auch so ein Instrument, welches wir, da die Bilder dreidimensional sind, und das Hauptwerkzeug der Kopf ist, ein dreidimensionales Kephaloskop nennen wollen. Mit Hilfe dieses Kephaloskops bekommen wir von den Beziehungen der Objecte in der Welt ein dreidimensionales Bild, welches gesetzmässig, aber nicht mit dem Original identisch ist, d. h. es existiren Raum und räumliche Beziehungen und Aenderungen, nur sind sie nicht derartig, als sie in unserem Kopfe stehen. Es ist darum ein ganz falscher Satz der Idealisten, die da lehren, der Raum bestehe gar nicht ausserhalb des Kopfes; es ist aber auch sehr naiv, zu glauben, die Welt stehe draussen eben so da, wie in unserem Kopfe. Die Raumvorstellung, die von den Beziehungen der Objecte abstrahirt (also durch Ausleerung gewonnen) wird, ist etwas anderes, als die Raumvorstellung, welche von diesen Beziehungen abstrahirt.

Der Leser muss begriffen haben, warum das Capitel nicht die übliche Aufschrift: „Idealität des Raumes", sondern: „Phänomenalität unserer Raumvorstellung" trägt. Begreift der Leser diesen Unterschied, so genügt das vollkommen; begreift er ihn nicht, so muss er das Capitel noch einmal lesen. Denn wer an die Idealität des Raumes in diesem Sinne glauben könnte, würde Wirkungen ohne Ursachen annehmen, da doch etwas vorgehen muss, wenn die Sonne mir Vormittag auf der einen Seite, und Nachmittag auf der anderen scheint; wer hingegen an die Identität der vorgestellten und wirklichen Welt glaubt, ist von den Vorurtheilen des gemeinen Verstandes befangen, die zu zerstören meine Aufgabe ist.

Fünftes Capitel.

Die Phänomenalität unserer Persönlichkeit.

Das Bewusstsein unserer Persönlichkeit entwickelt sich spät. — Das zweidimensionale Spiegelbild und das dreidimensionale Bild im menschlichen Bewusstsein. — Unsere Sinne nehmen nicht wahr, sondern entscheiden nur über die Art der Wahrnehmung.

Die früheren Capitel haben die Phänomenalität unserer Sinneswahrnehmungen, der Materie und der Raumvorstellungen nachgewiesen; unwillkürlich werden wir fragen, wie steht es denn mit uns selbst? Sind wir nicht aus Materie zusammengesetzt und ein Object unserer Sinneswahrnehmung? Bewegen wir uns nicht ebenfalls im Sinne der Gesetzmässigkeit eines dreidimensionalen Raumes?

Gewiss, und der Leser kann mit voller Beruhigung den Gedanken ausdenken: Also ist unsere Persönlichkeit phänomenaler Natur!

Allerdings füge ich gleich hinzu: Der phänomenalen Persönlichkeit, wie sie in unserem Kopfe sitzt, muss eben so ein Subject entsprechen, als wie den Bestandtheilen unseres Körpers und jeder Materie Realitäten entsprechen; der Verstand entwirft mit Hülfe der Organisation der Sinne von diesen Realitäten nur verschiedene Bilder.

Die Vorstellung eines Hauses oder einer Blume findet sich nicht fertig im Kinde vor, sondern sie wird entwickelt; auf gleiche Weise entwickelt sich die Vorstellung unserer Persönlichkeit durch Reaction auf Einwirkungen.

Niemand hat die Phänomenalität unserer Persönlichkeit klarer erkannt und ausgedrückt, als Schopenhauer. Er sah ein, dass zwischen dem Unbekannten, (der eigentlichen Welt) und unserer Vorstellung, der Intellect des Organismus steht, daher unsere ganze Weltvorstellung mit Einschluss unseres menschlichen „Ichs" nur Vorstellung, nur ein Phänomenales ist. In dieser richtigen Anschauung wurzelt das Treffende und Sichere, was einen grossen Theil seiner Werke auszeichnet. Der Irrthum Schopenhauers liegt nur in dem Versuche, das von Kant so vorsichtig genannte „Ding an sich" erkennen zu wollen, oder vielmehr in dem „Willen" und zwar einem grossen metaphysischen Alleinen Willen, die unmittelbare Unterlage unserer Vorstellungswelt zu sehen.

Diese Anschauung ist nicht zulässig, weil sie unerweislich und auch in ihren Consequenzen unhaltbar ist; vor Allem aber stehen ihr Thatsachen entgegen, die auf die Function eines Metaorganismus hindeuten und einem solchen metaphysischen Willen vernünftiger Weise nicht zugeschrieben werden können. (Wir kommen in einem späteren Capitel darauf zurück.)

Wir haben uns vorläufig nicht mit dem zu beschäftigen, worin dieser grosse Denker irrte, also auch nicht, warum er irrte (der Leser kann die Veranlassung dazu in dem Capitel meiner Philosophie des g. Verst. finden), sondern es handelt sich um die Phänomenalität unserer Persönlichkeit, welche anzuerkennen Schopenhauer ganz im Rechte ist.*)

*) Schopenhauer argumentirt ungefähr so: die Vielheit ist durch Zeit und Raum bedingt und nur in diesen denkbar, also ist Zeit und Raum das Principium individuationis. Ausserhalb unserer Vorstellung gibt es weder Zeit noch Raum, daher existirt eine Vielheit nur in unserer Vorstellung, und hinter dieser kann nur ein Allen gemeinschaftlicher Wille stehen. Die Widerlegung findet der Leser in meiner Philos. d. g. V. Seite 52—111, auch werden wir bei der „Freiheit des Willens" darauf zurückkommen.

Diese will ich nun meinem Leser auf eine gemeinfassliche Weise darlegen.

Wie in vielen anderen Dingen ist das Unbewusste, der Instinkt, auch in der Begriffsbestimmung oft glücklicher als der Verstand der Verständigen, was sich in der Bildung der Wörter manchmal in auffallender Weise bestätigt. Persona bezeichnete eigentlich die Maske eines Schauspielers, die Darstellung einer Rolle, und wahrlich ist unsere Persönlichkeit nichts anderes. Wir sind Schauspieler in verschiedenen Rollen, und die ganze menschliche Welt, in welcher sich so Manche mit einem lächerlichen Pathos bewegen, ist nicht viel mehr als ein Bretterboden, auf dem im geschlossenen Raume Tragödien, Dramen und Possen zur Aufführung kommen, an denen wir theils als Schauspieler, theils als Zuseher mitwirken, nur dass die Handlung sich statt in Stunden, in Jahrzehnten abwickelt; es gibt eben nicht nur Stunden der Täuschung!

Von keinem Vorurtheile ist der gemeine Verstand am sichersten befangen, als von der eingebildeten Realität seiner Persönlichkeit, was ganz begreiflich ist, denn er steht nicht nur unter dem Eindrucke der Tradition seiner Vorgänger, sondern dem seiner eigenen Sinneseindrücke, die ihm eine Aussenwelt und das Gefühl der Unterscheidung von derselben liefern. Und doch ist nichts leichter und zuverlässiger nachzuweisen, als dass unsere Persönlichkeit zwar eine reale Unterlage habe, nichtsdestoweniger aber doch nur ein Phantom sei, so wie jede wirkliche Wahrnehmung auch eine objective Unterlage hat, obschon unsere Vorstellung davon eine phänomenale ist.

Wir haben bei den Sinnesentwickelungen gesehen, dass durch die Empfindungen Unterscheidungen, endlich Vorstellungen hervorgerufen werden, zu welchen Vorstellungen der Leib auch gehört; das Bewusstsein unserer Per-

sönlichkeit stellt sich erst spät ein. Kinder sprechen von sich, wie von einer dritten Person, durch Substitution des Namens für das „Ich.“ Da, wie wir weiter gesehen, alle unsere Sinneswahrnehmungen nur phänomenaler Natur sind, trotz ihrer reellen etwa vierdimensionalen Unterlage — so ist es einleuchtend, dass auch das Gesammtproduct dieser Unterlagen nur phänomenal sein kann, was uns übrigens durch die Erfahrung ganz handgreiflich wird.

Wenn wir schlafen, so erlischt das Phänomen des Bewusstseins und mit diesem auch unsere Persönlichkeit, um vielleicht im Traume gefälscht aufzudämmern. Die Veranlassungen zu unseren Träumen sind verschiedener Art, Gedanken, die uns lebhaft oder nur unmittelbar vor dem Einschlafen beschäftigt haben, Störungen im Organismus, äussere Einwirkungen; und gerade bei diesen beiden Letzteren zeigt es sich, dass der Einwirkung nur ein analoges, selten das wirkliche Bild entspricht. Bei Wahnsinnigen oder Fieberkranken zeigt es sich sehr oft, dass der Einbildung entweder keine oder doch eine ganz inadäquate Realität entspricht. So wie der Träumende oder Narr von der Phänomenalität seines Bewusstseins im Traume oder Wahne nichts weiss und nicht daran glaubt, so will es der gemeine Verstand auch nicht, wenn er nicht im Wege des Denkens zur gegentheiligen Anschauung gebracht wird. Jede Wahnvorstellung, selbst jeder Traum geben dem denkenden Menschen den klaren Beweis von der phänomenalen Natur der Persönlichkeit.

Die Frage, was hinter der Phänomenalität unserer Persönlichkeit steckt, ob eine individuelle Monade, ein „Unbewusstes“ etc., ist Gegenstand der Philosophie, und gehört nicht hierher, weil wir hier nur den Nachweis zu liefern haben, dass unser Bewusstsein rein phänomenaler Natur sei, also auch die Persönlichkeit, die nur langsam aus dem Kindesbewusstsein heraus dämmert. Ich

werde diese Phänomenalität meinem Leser so deutlich machen, dass er keinen Augenblick weiter daran zweifeln wird, muss aber zu diesem Zwecke zu einem Gleichnisse meine Zuflucht nehmen.

Denken wir uns ein Zimmer, in welchem verschiedene Gegenstände und Personen sich befinden, welche letztere sich bewegen; denken wir uns an die Wand dieses Zimmers oder eines Nebenzimmers einen grösseren Spiegel, der auf seiner zweidimensionalen Fläche ein Flächenbild der Gegenstände und Veränderungen geben wird, die sich in dem dreidimensionalen Raume des angenommenen Zimmers befinden und an dessen Inhalte zeigen werden.

Es ist selbstverständlich, dass Alles sich darin nicht abspiegeln kann, sondern nur das, was unter einem bestimmten Winkel einfällt; auch wird jeder Gegenstand im Flächenbilde verschwinden, der sich hinter einen andern stellt.

Denken wir uns nun eine ausserhalb des Zimmers befindliche Person, die durch eine Oeffnung wohl auf den Spiegel, nicht aber in das Zimmer blicken kann, etwa durch Reflex eines zweiten Spiegels im Nebenzimmer oder durch ein Loch in der Thüre.

Wenn wir annehmen, dass das dreidimensionale Zimmer und dessen Inhalt die Welt vorstelle, und dass der Spiegel, durch welchen wir die Welt erblicken, den Organismus eines Menschen repräsentire, so wäre das zweidimensionale Flächenbild im Spiegel dem dreidimensionalen Bilde von der Welt in unserem Bewusstsein zu vergleichen.

Es würden sich dann alle Ereignisse der vierdimensionalen Welt in unserem Bewusstsein unter einer dreidimensionalen Form abspiegeln, ebenso wie sich die Ereig-

nisse im dreidimensionalen Zimmer auf der zweidimensionalen Spiegelfläche nur als Flächenbild reproduciren.

Das Subject in mir und alle Atome in meinem Körper und der Welt sind nicht dreidimensionale Gebilde, wie man in der Regel glaubt, sondern vier- oder x-dimensionale Wesenheiten, wohl aber sind sie dreidimensionale Gebilde unseres Vorstellungsapparates, sie sind gesehen und erzeugt durch den Organismus. Machen wir mit Hilfe der Durchführung des Gleichnisses die Sache noch deutlicher; doch möge der Leser den hier folgenden Parallelen seine besondere Aufmerksamkeit zuwenden. Sollten diese Blätter von weiblichen Augen gelesen werden, so möge meine schöne Leserin nur den Gedanken festhalten, dass der Spiegel an der Wand und das Gehirn im Kopfe dasselbe sind, welche beide ein Bild geben; der erstere das Flächenbild dreidimensionaler Körper, das zweite ein körperliches Bild einer für den Menschen direct unwahrnehmbaren, daher nur intelligiblen (vierdimensionalen) Welt.

Das zweidimensionale Bild im Spiegel.

Es kann sich nichts im Spiegelbilde zeigen, was nicht im Zimmer veranlasst wurde

Wohl aber kann so Manches im Zimmer sein, was im

Das dreidimensionale Bild im menschlichen Bewusstsein.

. . . Es kann nichts in der dreidimensionalen Vorstellung des menschlichen Bewusstseins sein, was nicht die Einwirkung eines Objectes der intelligiblen oder vierdimensionalen Welt wäre.

Spiegel nicht gesehen wird, weil es gedeckt oder nicht im geeigneten Einfallwinkel steht . . In der vierdimensionalen oder intelligiblen Welt wird so Manches, selbst Vieles sein, was in der dreidimensionalen Anschauungsform unseres Bewusstseins nicht reflectirt wird.

Ist kein Spiegel im Zimmer vorhanden, so kann auch kein zweidimensionales Spiegelbild der Geschehnisse entstehen . . Ist kein menschlicher Organismus vorhanden, so kann auch das dreidimensionale Spiegelbild der Welt in unserem Bewusstsein nicht entstehen.

Ist der Spiegel convex, concav, roth, gelb oder mangelhaft, so wird das dreidimensionale Zimmer und sein Inhalt unter ganz anderen Formen und Farben erscheinen . Ist der Organismus mangelhaft oder verändert, so gibt es eine ganz andere Weltvorstellung.

Wollen wir uns und das Zimmer als Flächenbild sehen, so müssen wir uns einen Spiegel anschaffen . . . . Wollen wir als intelligible oder vierdimensionale Wesen uns und die Welt als dreidimensionale Gebilde sehen, so müssen wir uns einen derartigen Organismus anschaffen.

Wir können ein Flächenbild von uns und dem Zimmer nur dann haben, wenn wir unsere Blicke von uns und dem Zimmer ab- und dem Spiegel zuwenden	**Wir können ein dreidimensionales Bild von uns, das ist von dem in Frage stehenden Subjecte nur haben, wenn wir uns von der intelligiblen oder vierdimensionalen Welt abwenden.**
Unser eigentliches Antlitz können wir nur durch den Spiegel sehen	**Unseren eigentlichen intelligiblen Charakter können wir nur durch das dreidimensionale „Ich“ erkennen.**
Der Spiegel geht früher oder später zu Grunde und mit ihm das zweidimensionale Flächenbild	**Der Organismus geht früher oder später zu Grunde und mit ihm das dreidimensionale Gebilde unserer Vorstellung.**
Zimmer und Inhalt bleiben, wenn auch der Spiegel zerschlagen wird	**Die intelligible oder vierdimensionale Welt und ihr Inhalt bleiben, wenn auch der Organismus zu Grunde geht.**
Das anschauende „Ich“ bleibt, wenn auch der Spie-	

gel zerschlagen und mit ihm das Flächenbild vernichtet wird. Das anschauende (intelligible) Subject bleibt, wenn das Kephaloskop, diese wunderbare menschliche Laterna magica, und mit ihm das menschliche „Ich" zu Grunde geht.

Der Mensch sieht im Spiegel nicht wirkliche Dinge, sondern nur deren zweidimensionales Bild . . . . Der Mensch sieht durch sein Gehirn nicht die wirklichen Dinge, sondern nur deren dreidimensionales Bild.

Wir wissen, dass wir in dem Spiegel nur ein Bild sehen, dem irgend eine andere Realität entspricht, und nur ein Thier oder ein Sohn der Wüste würde den Spiegel zerschlagen, wenn aus demselben eine Drohung oder Widerwärtigkeit entgegenleuchtet. Wir wissen, dass die Gefahr nicht aus dem Spiegel droht, der ja nur ein Bild gibt. Ebenso will ich den Leser auf den philosophisch-kritischen Standpunkt erheben, in dem dreidimensionalen Bilde der Welt und unserer Persönlichkeit nur ein phänomenales Abbild eines anderen Subjectes und einer anderen Welt zu erkennen. Der unvergessliche Kant hat ein „Ding an sich" als nothwendige Unterlage erkannt, und offen ausgesprochen, dass die Seele und das Ich wohl einerlei Subject, nicht aber einerlei Person sein können.

Gauss, ein Hauptbegründer der vierten Raumdimension, hat dem Anscheine nach diesen Unterschied sich nicht deutlich machen können; falls wir es nicht mit einem Schreibfehler von Sartorius v. Waltershausen zu thun haben; denn Letzterer berichtet von ihm: „Gauss — nach seiner öfters ausgesprochenen innersten Ansicht —

betrachtet die drei Dimensionen des Raumes als eine specifische Eigenthümlichkeit der Seele (?); Leute, welche dieses nicht einsehen können, bezeichnet er einmal in seiner humoristischen Laune als Böotier. Wir könnten uns, sagte er, etwa in Wesen hineindenken, die sich zweier Dimensionen bewusst sind, höher über uns Stehende würden vielleicht in ähnlicher Weise auf uns herabblicken, und er habe, fuhr er scherzend fort, gewisse Probleme hier zur Seite gelegt, die er in einem höheren Zustande später geometrisch zu behandeln gedächte.“ Die „Seele“ ist nicht dreidimensional, sondern nur das menschliche Anschauungsvermögen, die Anschauungsform, ist es; nur das Phantom unserer Persönlichkeit, unser menschliches Bewusstsein, hat eine dreidimensionale Anschauung, die im Organismus, nicht aber in der Seele ihre Wurzel hat. Schon Heinr. More hat vor 200 Jahren die vierdimensionale Natur der Seele klar ausgesprochen. Es mag das vielleicht in einer anderen Definition der Seele liegen, die Gauss vorschwebte, wie denn auch Schopenhauer die Seele aus der Verbindung des Willens mit dem Intellect, νους, hervorgehen lässt, aus welcher Verbindung aber nur das Bewusstsein hervorgehen könnte, während es die Seele (der Metaorganismus) ist, die sich im Organismus aus Zellen darstellt und das Phantom des Bewusstseins ermöglicht.

Selbst Zöllner, dessen Ansichten mir doch am nächsten stehen, drückt sich mitunter in einer Weise aus, die zu Missverständnissen führen kann, wenn er z. B. sagt: „Dass wir uns in einer dreidimensionalen Welt befinden.“ Nein, wir haben nur eine dreidimensionale Anschauung der Welt im Kopfe*). Ebenso kann der Ausdruck: „Die Welt sei

*) Dass Zöllner die dreidimensionale Anschauung nur für das Product des Gehirns hält, hat er mir gegenüber brieflich ausdrücklich hervorgehoben, es kann also nur von einem Missverständnisse und nicht von einer Meinungsverschiedenheit die Rede sein.

die Projection einer vierdimensionalen Welt“ nur in dem Sinne und mit dem Zusatze verstanden werden, für unser Bewusstsein, im Spiegel unseres Bewusstseins. Die Welt ist nur eine, und zwar von x-Dimension, kann aber durch ein 2, 3, 4 oder n-dimensionales Glas gesehen oder verstanden werden. Wir haben gar keine Garantien, dass unser Neben-, Nach-, Unter- und Uebereinander nicht recht eigentlich ein In — einander ist, das wir nach drei Dimensionen auseinanderziehen, was aber ganz gut auch anders auseinandergezogen werden könnte.

Hat sich der gemeine Verstand von dem Vorurtheile der Realität seiner Sinneswahrnehmungen, der Materie, der räumlichen Beziehungen und seiner Persönlichkeit emancipirt, indem er durchwegs deren Phänomenalität anerkennt und begreift, dann bekommt die Welt für ihn eine andere Beleuchtung. Er ist Demjenigen zu vergleichen, der zwar auch nur das zweidimensionale Spiegelbild vor Augen hat, aber weiss, dass das Flächenbild nur ein Reflex von dreidimensionalen Vorgängen und Objecten ist, und daher richtige Rückschlüsse auf die Geschehnisse zu ziehen vermag, die sich im Spiegel reflectiren. Es wird ihn z. B. nicht überraschen, wenn ein Gegenstand im Bilde verschwindet, sei es, dass er sich hinter einen Gegenstand stellt oder aus dem Raume tritt, der durch den Spiegel wiedergegeben wird, und dann wieder erscheint, weil er ja weiss, dass er nur ein zweidimensionales Flächenbild von Dingen, die sich in einem dreidimensionalen Raume befinden, vor sich hat; er wird Vieles ganz natürlich finden, was ein Anderer, der das Flächenbild für eine Realität hält, und von der dritten Dimension nichts weiss, absolut nicht begreift. Ist er ein moderner flacher Naturforscher, so wird er vielleicht die unbequeme Thatsache läugnen. So wie man endlich durch einen Spiegel

nicht wahrnehmen könnte, ob es in einem Zimmer warm oder kalt, gut oder übel riechend sei, ebenso bleiben zahllose Gegenstände und Zustände der nicht phänomenalen Welt für unser Erkenntniss-Vermögen verborgen.

Während unsere Haut mit Ausnahme der Wärmeempfindungen in der Regel nur bei unmittelbarer Berührung Empfindungen vermittelt, erstreckt sich der Geruch schon auf grössere Entfernungen; noch weiter reicht das Empfindungsvermögen unseres Gehörs, und von der grössten Entfernung treffen die Lichtstrahlen unsere Sinneswerkzeuge. Wir sehen von Weitem ein brennendes Feuer, während die Empfindung der Wärme nur in dessen Nähe fühlbar wird. Die Sonne ist auch nichts Anderes als ein Feuerherd, doch ist es die Massenhaftigkeit des Sonnenbrandes, welche alles andere Licht erblassen macht und die Wärmeempfindung auf diese Distanz ermöglicht. Wer durch ein grosses astronomisches Instrument den Doppelstern Mizard im grossen Bären betrachtet, von denen der Eine im blauen, der Andere im grünen Lichte erscheint, der wird sich des Eindruckes nicht erwehren können, dass er hier furchtbare, unermessliche Gasbrände vor sich habe. Von einer Wärmeempfindung ist begreiflicherweise nichts zu fühlen, aber die Lichterscheinung wirkt aus diesen unermesslichen Räumen bis auf uns. Wir wissen allerdings, dass die zwanzig Millionen und vier ein halb Billionen Meilen Sonnen- und Fixstern-Entfernung nur Rechenpfennige sind, doch bleibt das für uns gleich, denn das Eine ist gewiss, dass die Atome dieser Weltkörper überall hinwirken, wenn auch Entfernung oder die Wirkungen anderer Atome unsere Empfindungsfähigkeit abschwächen oder paralysiren. Wäre das nicht, so wäre es ganz und gar unbegreiflich, wie die Schwingungen bis zu uns dringen, und wollte man das auf Aetherschwingungen abwälzen, wie die Anziehungskräfte im Verhältnisse zur Masse wirken könnten. Wir wissen, dass alle Kräfte

im umgekehrten Verhältnisse des Quadrates der Entfernung auf uns wirken, wodurch das dreidimensionale Bild der Welt entsteht, das für uns ebenso phänomenal ist, als das Bild im Spiegel.

Dadurch, dass die Massen für die Anziehung entscheidend sind, ist die *actio in distans* (nach unserer Vorstellung) für Alles, was wir Materie nennen, sichergestellt; dann hört das Wunderbare aber auf, dass z. B. Geschehnisse in London bis nach Wien wirken können, weil das gar nicht anders sein kann; das Wunderbare läge nur in der Fähigkeit, diese Wirkungen empfinden zu können, unsere Sinne vermögen es nicht, aber aussersinnlich ist Aehnliches wohl schon berichtet worden. Unsere Gedanken und Willensanstrengungen sind auch wirkende Kräfte, und es gibt Menschen, die eine ganz aussergewöhnliche Kraft in dieser Richtung besitzen (siehe II. B. der Vorurtheile) und ebenso gibt es welche, die solche Einwirkungen empfinden.

Es ist nicht wunderbar, dass die Schwingungen aller Geschehnisse im Weltall irgend wo zu finden sind, sie müssen sogar existiren, das Wunder läge nur darin, wenn man sie finden und empfinden könnte. Der Blick in die Zukunft gehört nicht hieher, weil er weit mehr einem Uebersehen der Kette von Ursache und Wirkung, Motiv und Handlung, als einer Fernwirkung oder Empfindung zu vergleichen wäre, wenngleich unsere Zeitauffassung zweifelsohne nur phänomenaler Natur ist, da das Zeitmass ebenfalls mit der Organisation zusammenhängt. Diese Eigenschaften der Allgegenwart und Allwissenheit hat der menschliche Geist in der Gottheit personificirt. Alle Erscheinungen und Behauptungen der Mystiker in Bezug auf Somnambulismus, Hellsehen, richtige Hallucinationen brechen als übernatürliches Wunder zusammen, und gewinnen eine natürliche Unterlage, insoweit sie wirkliche Thatsachen sind.

Das Wunderbare bleibt auch in allen diesen Fällen nur die Empfindungsfähigkeit.

Die Folge davon ist aber, dass nothwendig etwas da sein muss, was zu empfinden vermag, denn die Sinne sind es nicht, die empfinden, sondern sie vermitteln die Qualität der Empfindung; die Zellen als Bestandtheile unserer Organe können dieses einheitliche, für die ganze Lebensdauer identische Bewusstsein der Empfindungen nicht herstellen, was die ehrlichen und intelligenten Naturforscher auch zugestehen. Wir kommen also auch bei Betrachtung des physikalischen Vorganges, wie unsere Sinneswahrnehmungen entstehen, und bei der Analyse, was denn eigentlich die Materie und der Raum seien, immer wieder zu dem alten Satze Kant's, dass die Seele und das „Ich" des Bewusstseins wohl einerlei Subject, nicht aber einerlei Person sein könnten.

Bevor wir zu der Aufgabe schreiten, den Hintergrund unserer phänomenalen Weltvorstellung zu suchen, müssen wir noch einen Blick auf die vermeintliche Freiheit des Willens werfen; nicht nur, weil auch darin ein Vorurtheil des gemeinen Verstandes zu finden ist, sondern auch weil der „intelligible Charakter" Kant's damit im innigen Zusammenhange steht, in welchem deutliche Spuren unserer Doppelnatur zu finden sind. Wohl gemerkt: Nicht etwa im alten dualistischen Sinne von Körper und Geist! Wir werden nur die Spuren von der phänomenalen, empirischen Persönlichkeit einerseits, und von dem nicht phänomenalen, nicht empirischen, sondern nur intelligiblen Subject andererseits finden.

Kant hat durch die Unterscheidung eines empirischen und intelligiblen Charakters, in welchen letzteren er die Freiheit verlegt, um der Verantwortlichkeit gerecht werden zu können, der dualistischen Anschauung in meinem Sinne vorgebaut. Es ist von grossem Interesse, die Anerkennung

und andererseits die Bekämpfung der Kant'schen Anschauung durch Schopenhauer zu verfolgen; man wird daraus sehen, dass Kant der Wahrheit weit näher stand, als Schopenhauer. Nichtsdestoweniger sind Beide in Bezug auf die Grundlage der Ethik irre gegangen.

Sechstes Capitel.

Die scheinbare Freiheit des Willens.

Die Freiheit des Thuns und die Unfreiheit des Willens. — Die Erfahrung ändert das Wollen, also den Charakter. — Kant und Schopenhauer. — Die Nothwendigkeit unserer Handlungen und das Gefühl unserer Verantwortlichkeit.

Zu den Vorurtheilen des gemeinen Verstandes zählt begreiflicherweise die vermeintliche Freiheit des Willens. „Ich kann thun, was ich will", ist ein ganz richtiger Satz, doch beweist dieser nur die Freiheit des Thuns (wofern keine physischen Hindernisse vorliegen), nicht aber die Freiheit des Willens. Kann ich auch wirklich wollen, was ich will? Diese Frage hat schon Schopenhauer gestellt, und im verneinenden Sinne glänzend beantwortet. Es würde daher genügen, auf ihn zu weisen, wenn er nicht zu Gunsten seiner Ethik Aufstellungen gemacht hätte, die nicht stichhältig sind und die uns zwingen, ihn bei seiner Argumentation zu begleiten. Darin aber können wir mit Schopenhauer ganz übereinstimmen, wenn er sagt: „Du kannst thun, was Du willst, aber Du kannst in jedem gegebenen Augenblicke Deines Lebens nur ein Bestimmtes wollen und schlechterdings nichts Anderes, als dieses Eine."

Sowie die Ursache die Wirkung unabänderlich nach sich zieht, ebenso ziehen die Motive unseren Willen in

bestimmte Bahnen, und hängt unser Thun und Lassen nur von der Entscheidung der sich etwa widersprechenden Motive (von welchen eines das Stärkere wird) und von der Beschaffenheit unseres Charakters oder Willens ab. So weit ist an der Argumentation nichts auszusetzen. Seite 48 seiner beiden Grundprobleme der Ethik (2. Ausg. 1860) nennt er aber den menschlichen Charakter constant und unabänderlich, obschon er Seite 50 ausdrücklich sagt, dass zu den völlig gleichen Umständen auch „die richtige Kenntniss dieser Umstände gehöre", da aber diese durch Bildung und Erfahrung eine veränderliche Grösse ist, so kann man schon aus diesem Grunde nicht behaupten, „dass sich der Mensch nie ändere", welchen Einfluss Gesundheit, Lebensweise und selbst das Alter haben, ist bekannt; eine Aenderung des Charakters ist daher nicht ausgeschlossen, wie das die Erfahrung auch in einzelnen Fällen bestätigt.

Aus der besseren Erkenntniss, der grösseren Befriedigung nach vernünftigen und edlen Handlungen erwachsen zuerst Motive, endlich entwickelt sich durch Erfahrung und Uebung der unbewusste Instinct, in welchem die natürliche Anlage des Charakters liegt. Es wird auch Niemand in Abrede stellen können, dass die gute oder schlechte Behandlung eines Kindes Dispositionen erzeugen kann, die im Laufe der Zeit wieder modificirt werden können. Damit soll nun nicht gesagt sein, dass ein ursprünglicher mehr constanter Rest nicht erübrige, über dessen Ursprung und Beschaffenheit wir später zu sprechen kommen. Sobald man zugibt, dass wir durch Erfahrungen Motiven zugänglich gemacht werden können, denen wir früher unzugänglich waren — und Schopenhauer gibt dies zu (S. 52) — so kann von der Unveränderlichkeit des Charakters nicht mehr die Rede sein.

„Es ist ihm zur zweiten Natur geworden“, ist ein sehr häufig gebrauchter Ausdruck, der nicht nur für Tabakrauchen, Weintrinken und Morphin-Einspritzungen gebraucht wird, sondern auch für das Streiten, Hassen und Lieben; die Thätigkeiten capitalisiren sich zu Fähigkeiten, deren Gesammtresultat in ethischer Bezeichnung den Charakter eines Menschen ausmachen. So pflegt man auch zu sagen: „So wie ich ihn kenne, wird er so handeln“. Erfahrungen, von denen wir nichts wussten, können ihn aber leicht anders handeln lassen, darum ist die bedingte Aeusserung, „so wie ich ihn kenne“, ganz am Platze.

Es ist eine ganz richtige Anschauung Schopenhauers in letzter Analyse nur Wohlwollen und Uebelwollen oder Aufopferung und Egoismus zu unterscheiden, doch können beide auch die Frucht der phänomenalen empirischen Geschicke sein; und noch weniger wird man bezweifeln können, dass die angeborenen, im Zellenmateriale liegenden Verschiedenheiten von Temperament und Muth, welche sich selbst in Krankheiten plötzlich ändern, im Laufe der Zeit wesentlich modificirt werden können. Es ist nicht möglich, von der Metaphysik her beim Ursprung des Charakters zu beginnen; im Gegentheile, wir müssen den umgekehrten Weg einschlagen, und von der Handlungsweise eines Erwachsenen ausgehen; wir werden den Lebenslauf nach rückwärts verfolgen müssen, soweit es eben geht, weil nur auf diese Weise festgestellt werden kann, ob ein unerklärter Rest es nothwendig macht, an einen intelligiblen Charakter zu appelliren, was so viel heisst, als in eine intelligible Welt greifen.

Die momentane Stimmung und bisherige Erfahrung werden in erster Linie das Handeln eines Menschen bestimmen; dadurch werden wir also auf die Lebensstellung, das Erkenntnissvermögen, die Erziehung und die Summe der gemachten Erfahrungen gewiesen, und müssen wir diese

Momente bis zu den ersten Lebenseindrücken, endlich in die Beschaffenheit des Zellenmaterials verfolgen, aus welchen der Organismus aufgebaut wurde.

Jeder hat die Erfahrung gemacht, dass der Genuss des Weines auf die verschiedenen Personen verschieden wirkt, und der blosse Genuss des Alkohols einen ganz anderen Charakter hervorbringen kann; ich hatte in Croatien Gelegenheit, diesbezüglich Studien zu machen, wo bei Gastmalen sämmtliche Tischgenossen unter bestimmten Formalitäten so ziemlich gleiche Quantitäten zu sich nehmen und ein gewisser Grad von Anheiterung obligatorisch wird. Es werden aber nicht Alle heiter; der Wein hat bei denselben Individuen immer dieselbe Wirkung; diese werden gesprächig, schweigsam, ausgelassen heiter, traurig, zänkisch, zärtlich. Bei einem Stuhlrichter machte ich die Bemerkung, dass nach einer bestimmten Menge genossenen Weines immer ein und dasselbe Lied von ihm intonirt wurde. Diese Zustände treten bei den bestimmten Individuen mit Nothwendigkeit ein. Für die Abhängigkeit unserer Handlungsweise von der Organisation gibt ein interessanter Fall Zeugniss, den Professor Maudsley in einem Vortrage am University College in London erzählte.

Vor einigen Jahren wurde ein Bergmann in das Ayrshire District Asylum (Irrenhaus) gebracht, welcher vier Jahre früher durch eine fallende Kohlenmasse, die ihm den Schädel brach, bewusstlos hingestreckt worden war. Er lag vier Tage ohne Bewusstsein, kam langsam zu sich und war nach vier Wochen im Stande, die Arbeit im Schachte wieder aufzunehmen. Allein sein Weib bemerkte eine zunehmende Veränderung zum Schlimmen in seinem Charakter. Während er früher heiter, gesellig und gutmüthig, stets gütig und freundlich gegen seine Familie war, zeigte er sich jetzt reizbar, launisch, mürrisch, misstrauisch, mied die Gesellschaft seiner Arbeitsgenossen und war ungeduldig

gegen Frau und Kinder. Dieser Zustand verschlimmerte sich; er war oft aufgeregt, drohte seinem Weibe und Anderen mit Gewalt; endlich wurde er ganz verrückt, hatte eine Reihe epileptischer Anfälle, und nach einem versuchten Morde an seinem Weibe war man genöthigt, ihn als einen gefährlichen Irren der Irrenanstalt zu übergeben. Hier war er ausserordentlich misstrauisch und verstockt und hatte die fixe Idee, das Opfer einer Verschwörung seines Weibes und Anderer zu sein; die vorherrschenden Gefühle waren Bitterkeit und Rachsucht. An der Stelle des Schädelbruches war eine deutliche Depression des Knochens wahrnehmbar und man entfernte den deprimirten Knochentheil mittelst Trepans. Von diesem Augenblicke ab trat eine Besserung in seinem Gemüthszustande ein, indem sein früheres Selbst allmählig zurückkehrte; er wurde wieder heiter, thätig und verbindlich, gewann die alte Zuneigung zu Weib und Kindern wieder und wurde endlich als geheilt entlassen. Mit der physischen Ursache verschwand die geistige Wirkung.

Daraus folgt nun allerdings nicht, dass in diesen Factoren überhaupt und allein die Entscheidung liege, und es tiefer greifende Unterschiede nicht gebe, d. h. es ist nicht anzunehmen, dass Jeder von uns, wenn er als Herzog von Reichstadt geboren worden wäre — also das Zellenmaterial Napoleons und Maria Louisens zur Verfügung, und die ihm eigenthümliche Lebensstellung inne gehabt hätte — genau den Charakter desselben aufgewiesen hätte, und dass nicht ein ursprüngliches Etwas massgebend gewesen wäre, demzufolge ein anders gearteter Reichstadt zum Vorschein gekommen wäre. Wir sehen im Leben nur zu oft, dass aus den ungünstigsten Verhältnissen edle Naturen, und aus den günstigsten Scheusale hervorgehen; wir wissen und kennen den stupenden Unterschied, der sich zwischen Verwandten und Brüdern ergibt — wir werden später noch darauf zurückkommen — aber das hindert nicht, dass wenn ein

noch so tiefgreifender Unterschied zwischen zwei Individuen auch besteht (was keinem Zweifel schon zu Folge des Gefühles der Verantwortlichkeit unterliegt), wir dennoch in den Lebensbedingungen genügende Factoren haben, um die Unwandelbarkeit eines Charakters nicht aussprechen zu können.

Wer alle diese Factoren auf einmal überblicken könnte, würde allerdings das Fatidike des menschlichen Lebens einsehen, und mit Recht auf die Nothwendigkeit unserer Handlungen schliessen, nicht aber auf die Unveränderlichkeit unseres Charakters, denn dessen Heranbildung unterliegt ebenfalls dem Gesetze der Nothwendigkeit.

Schopenhauer hat ganz recht, wenn er sagt: „Durch das, was wir thun, erfahren wir blos, was wir sind“. Da wir aber doch im Laufe der Zeit durch bessere Kenntniss der Motive auch Anderes „thun“, so folgt nur daraus, dass wir anders geworden sind; es hilft nichts zu sagen, unsere Einsicht habe sich blos geändert, weil sich mit dieser eben der Charakter nach und nach auch ändert.

Schopenhauer führt Aeusserungen Priestley's zu seinen Gunsten an, in welchen sich aber geradezu meine Ansicht abspiegelt. Dieser sagt: „Wenn sich Jemand strenge prüft und alle Umstände in Anschlag bringt, so kann er sich überzeugen, dass bei derselben inneren Stimmung und genau derselben Ansicht der Dinge, die er damals hatte, mit Ausschluss aller seitdem durch Ueberlegung erlangten Ansichten, er nicht anders handeln konnte, als er gehandelt hat.“ Das kann man ohneweiters unterschreiben; da aber zwischen einer und der andern Handlung Folgen und Erfahrungen aller Art liegen, so wird der Fall der „gleichen Ansicht“ nicht immer eintreffen, und je mehr Zeit und Erfahrung, also auch Erkenntniss dazwischen liegt, umsoweniger liegt eine Nothwendigkeit vor, wieder so

zu handeln — es sei denn, dass die Erfahrung eine befriedigende und die Neigung zur gleichen Handlung eben eine stärkere geworden ist. In dieser Erfahrung und Gewohnheit wächst eben der Charakter heran.

Selbst der metaphysische Rest oder ursprüngliche Typus ist auch nichts Anderes, als eine Frucht der Erfahrung, zu welcher Einsicht wir später kommen werden.

Falckenberg spricht in der „Zeitschrift für Philosophie" über den intelligiblen Charakter und meint: „Der intelligible Charakter fällt in die Sphäre der Ewigkeit. Empirischer und intelligibler Charakter verhalten sich wie Zeit und Ewigkeit." Ich will ein solches Wort, wie Ewigkeit nicht gebrauchen, aber gewiss ist, dass die Entwickelung des „intelligiblen Charakters" nicht in die Spanne Zeit fällt, welche ein Menschenleben ausmacht, sondern von früher datirt; darum aber kann er doch ein Product der Erfahrung, Anpassung und Entwickelung sein. Gerade darum, weil er es ist, haben wir die Empfindung der Verantwortlichkeit, in welcher Empfindung einer der kräftigsten Beweise liegt, dass wir unser Sein nicht einzig und allein der chemischen Zusammensetzung verdanken, die uns durch die Geburt geworden; dass wir keine Dampfmaschine sind, die ohne Verantwortung schafft oder wüstet, eine Frage, die ihre Lösung später finden wird.

Trotz alledem ist der Freiheit, also der Verantwortlichkeit, selbst durch Schopenhauer kein Damm gezogen; er glaubt mit Kant die Freiheit mit der empirischen Nothwendigkeit vereinbaren zu können; er meint, der Mensch kann zwar nicht anders handeln, als er seiner Natur nach ist, aber er könnte anders sein; daher denn die Verantwortlichkeit nicht die That, sondern immer den Charakter des Thäters trifft.

Schopenhauer sagt Seite 96, Grundprincipien der Ethik:

Jenes von Kant dargelegte Verhältniss des empirischen zum intelligiblen Charakter beruht ganz und gar auf dem, was den Grundzug seiner gesammten Philosophie ausmacht, auf der Unterscheidung von Erscheinung und Ding an sich: und wie bei ihm die vollkommene empirische Realität (?) der Erfahrungswelt zusammen besteht mit ihrer transcendentalen Idealität (?); ebenso die strenge empirische Nothwendigkeit des Handelns mit dessen transcendentaler Freiheit. Der empirische Charakter nämlich ist, wie der ganze Mensch, als Gegenstand der Erfahrung eine blosse Erscheinung, daher an die Formen aller Erscheinung, Zeit, Raum und Causalität gebunden und deren Gesetzen unterworfen. Hingegen ist die als Ding an sich von diesen Formen unabhängige und deshalb keinem Zeitunterschied unterworfene, mithin beharrende und unveränderliche Bedingung und Grundlage dieser ganzen Erscheinung sein intelligibler Charakter, d. h. sein Wille als Ding an sich, welchem, in solcher Eigenschaft, allerdings auch absolute Freiheit, d. h. Unabhängigkeit vom Gesetze der Causalität (als einer blossen Form der Erscheinungen) zukommt. Diese Freiheit aber ist eine transcendentale, d. h. nicht in der Erscheinung hervortretende, sondern nur insoferne vorhandene, als wir von der Erscheinung und allen ihren Formen abstrahiren, um zu dem zu gelangen, was ausser aller Zeit, als das innere Wesen des Menschen an sich selbst zu denken ist. Vermöge dieser Freiheit sind alle Thaten des Menschen sein eigenes Werk; so nothwendig sie auch aus dem empirischen Charakter, bei seinem Zusammentreffen mit den Motiven hervorgehen; weil dieser empirische Charakter blos die Erscheinung des intelligibeln, in unserem an Zeit, Raum und Causalität gebundenen Erkenntnissvermögen, d. h. die Art und Weise ist, wie diesem das Wesen an sich unseres eigenen Selbst sich darstellt.

Schopenhauer stellt hier einen Satz auf, der überhaupt nicht richtig ist, und überdies auf einem Missverständnisse der Kant'schen Anschauung beruht. Bei der Wichtigkeit der Frage, nämlich der Frage der Grundlage der Moral, und wegen des Unterschiedes, der zwischen Kant und Schopenhauer, wie nicht minder zwischen diesem und der hier niedergelegten Anschauung besteht, wird es gut sein, den Gegenstand etwas gründlicher zu untersuchen.

Meine Leser werden ohnehin wissen, dass von einer „empirischen Realität“ und „transcendentalen Idealität“ nicht die Rede sein kann; sondern gerade umgekehrt haben wir die empirische Phänomenalität und transcendentale Realität, und zwar diese letztere als Unterlage der ersteren, erkannt. Gerade unsere Erfahrungen und wissenschaftlichen Errungenschaften sind phänomenaler Natur, und in der transcendentalen Unterlage liegt das Reale. Es ist daher von durchschlagender Wichtigkeit, einzusehen, wienach ein so gewaltiger Denker, wie Schopenhauer, auf eine derartige Interpretation Kant's gerathen konnte.

Während Kant nur die Idealität unserer Raum- und Zeitauffassung lehrte, und als Formen unserer Anschauungsweise betrachtete, welche dem Dinge an sich nicht nothwendig ankleben, sondern von unserer physiologischen Beschaffenheit abhängen, legte Schopenhauer den Worten Kant's den Sinn bei, dass Zeit und Raum überhaupt dem Dinge an sich nicht angehören und ausserhalb unserer Vorstellung gar nicht existiren, mithin eine Vielheit oder Individuation ausserhalb unserer Vorstellung gar nicht möglich sei. Wir können es unterlassen, die Sätze Kant's hier zu reproduciren, weil erstens diese Frage in meiner Philosophie des gemeinen Verstandes bereits erörtert wurde und dort zu finden ist, und weil es zweitens genügt, darauf hinzuweisen, dass Kant an vielen Stellen von der möglichen verschiedenen Daseinsweise anderer Wesen spricht, unseren dreidimensionalen Raum als Frucht des Gesetzes der Einwirkung im umgekehrten Verhältnisse des Quadrates der Entfernung bezeichnet, die Möglichkeit einer anderen Einwirkung ausdrücklich zugibt, daher immer nur von der Phänomenalität unserer Raumanschauungen spricht, aber nirgends sich klar darüber äussert, dass es ausserhalb unserer Vorstellung

einen Raum und eine Zeit nicht gebe, im Gegentheile er betont ausdrücklich, dass der Raum kein blosses Gedankending sei.

Doch angenommen selbst, dass tief im Hintergrunde alles Seienden ein solcher an Raum und Zeit nicht gebundener „Wille" auch anzutreffen wäre, so ist durchaus nicht der Schluss zu ziehen, dass wir Menschen und Alles, was wir Erscheinung nennen, direct diesem All-Willen entsprossen, insbesondere könnten wir lebende Wesen nur Erscheinungsformen anderer Wesen und unser Bewusstsein nur das gebrochene Licht eines anderen ursprünglichen Bewusstseins sein. Meine Leser wissen überdiess, dass die Existenz von Wesen uns unbekannter Raumanschauung und Thätigkeit erfahrungsgemäss erwiesen ist.

Wenn Schopenhauer wirklich Recht hätte, so wäre es nicht abzusehen, wie die ursprüngliche von ihm behauptete Verschiedenheit des Charakters aus dem Einen Willen hervorgehen sollte, während andererseits die Verschiedenheit des intelligiblen Charakters ganz gut ihre Erklärung findet, wenn wir nur die Erscheinungsform eines Wesens sind. Dann erst bekommt das *„operari sequitur esse"* einen klaren Sinn, weil die Verschiedenheit des *„esse"* erklärlich wird, wenngleich auch diese ganz gut ein nothwendiges Entwicklungsproduct und die Freiheit auch hier ausgeschlossen sein kann; überflüssig ist sie jedenfalls ohne Schädigung unserer Verantwortlichkeit, da man sie nur weiter zurückzuführen braucht. Schopenhauer dürfte von einer Verschiedenheit und Verantwortlichkeit des intelligiblen Charakters gar nicht sprechen, weil er die Individuation auf das irdische Dasein beschränkt, sondern müsste diessbezüglich die materialistische Anschauungsweise theilen.

Hat das irdische Gesetz den Zweck, durch Androhung der Strafe oder noch mehr durch deren Erleidung ein Motiv

zu werden, und ist es die Erfahrung, welche die Motivation beeinflusst, um bei gleicher äusserer Einwirkung doch anders zu handeln, so kann bei meiner Weltanschauung durch die das Menschenleben weit überdauernde Erfahrung das Esse des intelligiblen Charakters gerade so erklärt werden, wie die Beschaffenheit des empirischen durch die Lebenserfahrung auch beeinflusst und erklärt wird. Das abstreiten zu wollen, wäre geradezu eben so kindisch, als wenn man behaupten wollte, dass ein verbranntes Kind nicht vorsichtiger mit dem Feuer umgehen werde. Es wäre lächerlich, den ganzen Lebenslauf eines Menschen ohne irgend welche Resultate für den intelligiblen Charakter zu halten. Man betrachte einmal die sterbenden oder auch nur dem Grabe näher stehenden Menschen, wie sie mit ihrem moralischen Werthe und ihrem Lebenszwecke sich beschäftigen, und gleichsam darüber buchführen, ob ihr intelligibler Charakter mit Gewinn oder Verlust aus diesem Leben scheidet. Bittere Erfahrungen haben selbst im empirischen Leben Verschwender und Wüstlinge denn doch vorsichtiger gemacht und anders handeln lassen.

Wie weit richtiger meine Auffassung über die Freiheit des menschlichen Handelns ist, wird sich am besten ergeben, wenn wir die Schopenhauer'sche Grundlage der Moral prüfen werden. Vorläufig haben wir nur zu constatiren gehabt, dass der menschliche Wille unbedingt den Motiven, die auf ihn einwirken, folgt, dass aber Erfahrung und Erkenntniss ihn dahin bringen, unter sonst gleichen Verhältnissen anders zu entscheiden; es liegt die Entscheidung allerdings im Esse, aber dies ändert sich immer mehr und mehr, und erfährt die eigentliche und wesentliche Aenderung durch den Abschluss des tragischen Lebensromanes. Diesem Umstande ist es vor Allem zuzuschreiben, warum Menschen, die eine spiessbürgerliche Existenz führen, an Trauerspielen, Schauerromanen, Hinrichtungen u. s. w.

Vergnügen finden, oder besser gesagt, das Bedürfniss fühlen, die Aufregung zu suchen, welche ihnen das Leben nicht bietet. Obschon ich keine Romane lese, etwa mit Ausnahme solcher, die man aus gesellschaftlichen Rücksichten gelesen haben muss, so begreife ich doch vollkommen, dass die Lectüre eines guten Romanes oder irgend eine dramatische Vorstellung einen gewissen Erfahrungswerth für das Gemüth eines Menschen haben könne; dass solche Lectüre schlechte Wirkungen hervorgebracht, ist in vielen Fällen constatirt worden, doch eben darum sind die guten Wirkungen in anderen Fällen unzweifelhaft.

Die Nothwendigkeit unserer Handlungen scheint uns die Verantwortlichkeit zu nehmen, und doch fühlt fast Jeder, wenn er nur etwas über das Thier herausragt, dass dem nicht so sei. Seine Befriedigung oder Nichtbefriedigung nach vollbrachter That sprechen laut dagegen; es fühlt Jeder, dass er so oder so eigentlich handeln sollte. Auf dieses „Sollen" hat man versucht, eine Ethik aufzubauen, und von einem Sittengesetze in uns gesprochen u. s. w. Wir wollen vorläufig nur die Thatsache constatiren, dass dieses „Sollen" besteht, und auf ein Subject in uns schliessen lässt, welches von dem phänomenalen „Ich" sich unterscheidet.

Die Sache aufzuklären, warum es mich befriedigt, wenn ich die Probe in irgend einer Verwickelung meines Lebens gut bestehe, und warum mich das Gegentheil nicht befriedigt, ist keine so einfache Sache.

„Moral predigen ist leicht, Moral begründen schwer"; die Richtigkeit dieses Schopenhauer'schen Spruches werden wir an seiner eigenen mangelhaften Begründung nachweisen. Die Schwierigkeit der Begründung liegt in dem Zusammenhange derselben mit der Metaphysik, in diesem speciellen Falle mit der Provenienz und Zukunft des inneren Wesens der menschlichen Erscheinung, wie das schon

Wolf und Kant anerkannten. Das metaphysische Gebäude für die grosse Majorität der Menschheit besorgt die Religion; die Minorität hat kein metaphysisches Bedürfniss und darum auch keine in Fleisch und Blut übergegangene Religion; nur ein kleiner Rest von Philosophen ist es, für den die Welt nicht lediglich den Tummelplatz phänomenaler Genüsse abgibt. Sie haben auch eine Religion, wenn diese auch keine geoffenbarte, durch Feuer und Schwert, Gesetz und Polizei legitimirte ist. Daher sind sie es, welche die Grundlage der Moral suchen und sich darüber zanken.

Ueber das in uns existirende „Du sollst" ist kein Zweifel; selbst der Verbrecher fühlt unter Umständen, dass er etwas gethan, was er nicht hätte thun „sollen". Aus diesem Sollen ist der Glaube von der Freiheit des Willens entstanden; wir haben gesehen, dass diese nur scheinbar ist, und doch fühlen wir die Verantwortlichkeit — nicht für unser Thun, sondern — für unser „Sein". Der Ausdruck: „ich schäme mich, so etwas gethan zu haben," ist ein Vorurtheil des gemeinen Verstandes, und müsste lauten: „ich schäme mich meiner Beschaffenheit, so etwas thun zu können oder zu müssen; ich hätte anders thun, d. h. sein sollen.

Warum aber sollen wir?

Bei Vielen ist die Antwort leicht: „Weil es das Gebot Gottes ist, und wir dafür belohnt oder bestraft werden." Nun meint Schopenhauer, dass „eine gebietende Stimme, sie mag von Innen oder Aussen kommen, schlechterdings nur drohend oder versprechend gedacht werden könne, dann aber wird der Gehorsam gegen sie zwar nach Umständen klug oder dumm, jedoch stets eigennützig, mithin ohne moralischen Werth sein."

Das erste, was gegen diese Aufstellung eingewendet werden kann, ist, dass eine solche Handlung nicht nur „dumm oder klug" gedacht werden könne, sondern ganz

unabhängig von Strafe oder Belohnung, als angenehm oder unangenehm; und zwar in gleicher Weise als ich das Verständniss oder Nichtverständniss der Wagner'schen Musik weder dumm noch klug nennen kann, sondern angenehm oder unangenehm; der Lohn kann in der Befriedigung liegen. Schopenhauer thut Kant daher sehr unrecht, wenn er ihm insinuirt, dass „er etwas an die lieben Engelein" gedacht hätte; ich brauche nicht immer an die Belohnung zu denken, um wohlwollend zu sein.

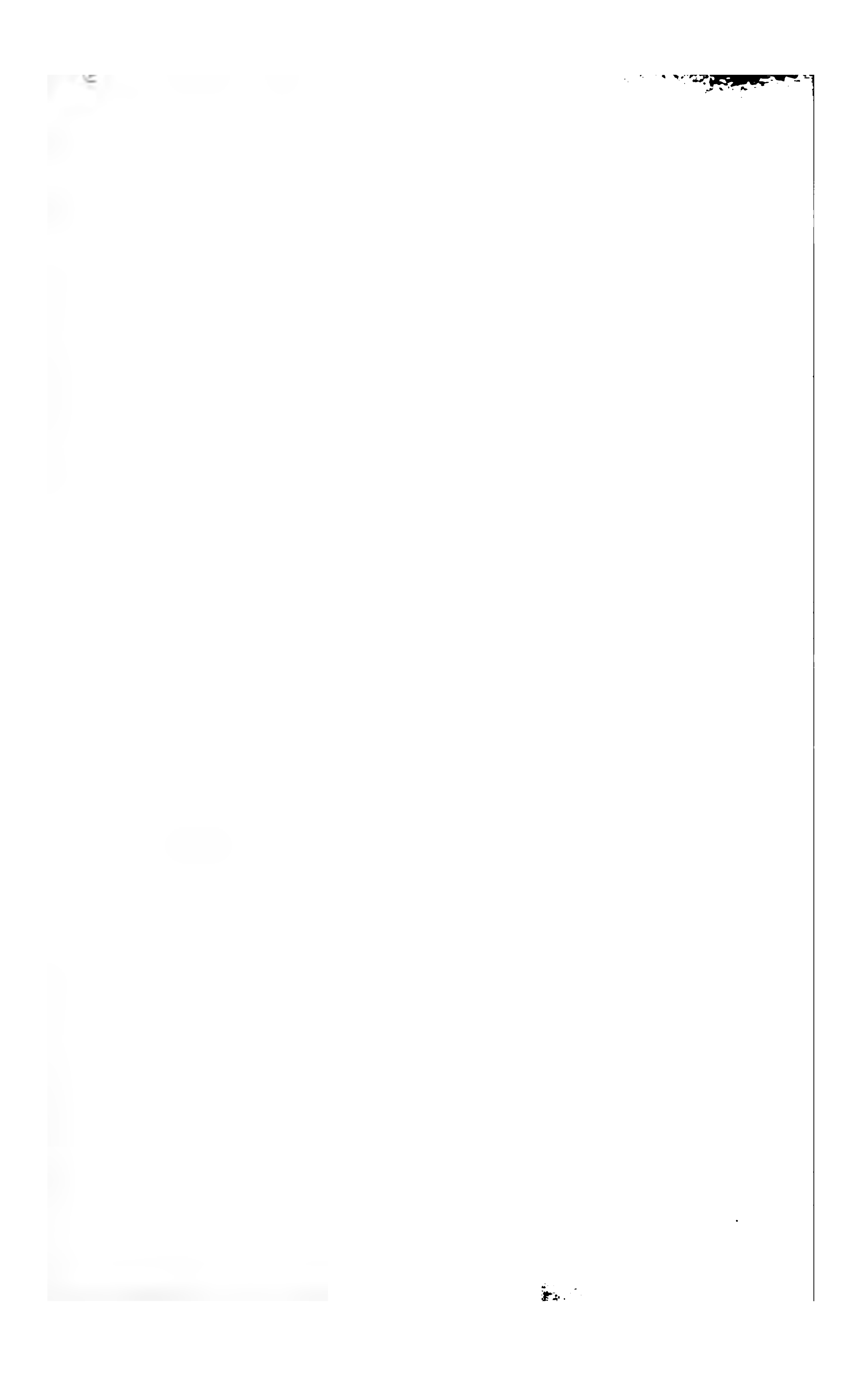
Sobald man vom „moralischen Werthe" spricht, so muss man nothwendig an eine Art Belohnung denken; Werth ist ein relativer Begriff, und nur das kann Werth haben, was sich verwerthen lässt. Wenn Schopenhauer der Kant'schen Ethik den Vorwurf des Egoismus macht, weil deren Grundsatz die bekannte Formel: „*Quod tibi fieri non vis, alteri non feceris.*" ist, so wird es sich bald herausstellen, dass der Vorwurf des Egoismus noch weit mehr der Schopenhauer'schen Ethik gemacht werden kann, welche zweifelsohne die egoistischeste ist. Die Regel: „*Neminem laede, imo omnes, quantum potes, juva*", ist schön und wahr, aber es muss das „Warum" doch angegeben werden und so entscheidend sein, dass dem Egoismus und der Bosheit daraus ein ebenbürtiger Gegner erwachse, was nach Schopenhauer selbst das „*heic Rhodus heic salta*" jeder Ethik ist.

Das Gewissen sagt allerdings: „Es wäre gut, Du solltest", es liegt dieses Sollen gleich einer Ahnung in der Brust (allerdings nicht im Thiere und thierischen Menschen), in der Aufstellung einer Ethik aber muss das Sollen erklärt und gewusst, nicht aber nur gefühlt werden. So wie wir sagen, Du sollst nicht zu viel essen oder schlafen, wachen u. s. w., weil es Dir nicht zuträglich ist, so muss für das Sollen in moralischer Beziehung ebenfalls das Motiv gefunden werden, wenn es aus dem blossen Ahnen heraus-

treten, und die betreffende Lehre den Namen einer Ethik verdienen soll.

Wir müssen den Faden hier abbrechen, weil er uns in das Gebiet der Ethik führen würde, wohin wir erst dann gelangen können, wenn uns der intelligible Charakter deutlicher geworden sein wird. Wir begnügen uns vorläufig damit, erkannt zu haben, dass die Freiheit des Willens in der phänomenalen Welt nur phänomenaler Schein ist und zu den Vorurtheilen des gemeinen Verstandes zählt — analog mit unserer Persönlichkeit und der ganzen Natur, deren reelle Unterlage und Factoren in einer intelligiblen Welt liegen. In diese intelligible Welt will ich den Leser nunmehr führen.

Die von den Vorurtheilen des gemeinen Verstandes losgelöste oder philosophische Naturbetrachtung.



Siebentes Capitel.

Das intelligible Subject.

Welche Probleme sind zu lösen? — Schopenhauer und die alte Kabbala. — Barnard und das Räthsel des Lebens. — Kant und die Doppelnatur des Menschen.

Der Leser, der mir bisher gefolgt, wird gewiss die Frage aufwerfen: „wenn unsere Sinneswahrnehmungen, die Materie, unsere Raumvorstellungen, ja sogar unsere Persönlichkeit und Willensfreiheit phänomenaler Natur sind, was sind sie denn in Wirklichkeit?

Wenn unsere ganze empirische Welt, uns selbst mit eingeschlossen, nur phänomenaler Natur ist, was für eine Welt dient ihr zur Unterlage?

Offenbar eine nicht empirische, nur durch Gedankenarbeit langsam und mühevoll erschliessbare, eine nur intelligible Welt. Wir wollen diesen Ausdruck gebrauchen, weil Kant*) den in obige Welt hineinragenden Charakter

---

*) Kant sagt in seiner Abhandlung: *„De mundi sensibilis et intelligibilis forma et principiis“*: §. 3 *„Sensualitas est receptivitas subjecti, per quam possibile est, ut status ipsius repraesentativus objecti alicujus praesentia certo modo afficiatur. Intelligentia et facultas subjecti per quam, quae in sensus ipsius per qualilatem suam incurrere non possunt, sibi repraesentare valet. Objectum sensualitatis est*

den „intelligiblen“ taufte, und weil die Ausdrücke „vierdimensionale“ oder „transcendentale“ Welt doch in so mancher Beziehung anfechtbar sind. Im ersteren stört die Zahl vier, und in Bezug auf das, was transcendental und empirisch ist, lässt sich eine so scharfe Grenze nicht ziehen.

Durch den phänomenalen Schleier hindurch das Wesen der Dinge zu erkennen, ist und war seit jeher das Bestreben der Philosophen. Leibniz, Spinozza, Herbart, Schopenhauer u. A. haben es auf ihre Weise versucht, und wenngleich keiner ganz unrecht hatte, so wurde eine nur halbwegs befriedigende Lösung durch sie nicht gegeben. Kant war vorsichtig, unterschied scharf zwischen Erscheinung und Ding an sich, und beschränkte sich auf die Aeusserung: Dass das Ding an sich Daseinsweisen haben mag, die uns ganz unfasslich sind. Die Anderen wollten eben zu viel erklären, was nur geeignet war, das Irrige ihrer Erklärung bald einzusehen. *Qui nimium probat, nihil probat!* Wir werden die Frage nach der intelligiblen Unterlage der als phänomenal erkannten Vorstellungen und Begriffe wesentlich einschränken müssen, und demgemäss „Materie und Raum“ von unseren subjectiven „Sinneswahrnehmungen“ und unserer „Persönlichkeit“ trennen, weil wir für die phänomenale Materie und den phänomenalen Raum

---

sensibile; quod autem nihil continet, nisi per intelligentiam cognoscendum, est intelligibile.“ Wie so manches früher nur Intelligible, später sensibel wurde oder werden kann, so ist auch hier die Grenze nicht so scharf zu ziehen. Ich halte mich daher mehr an den §. 4 der Dissertation, wo es heisst: „*Sensitiva cogitata sunt rerum repraesentionis, uti apparent, intellectualia autem, siculi sunt.*“ Also das den Erscheinungen zu Grunde Liegende, nur durch Denken und nicht durch Sinnesempfindungen Erschlossene, ist das Intelligible, was allerdings nicht ausschliesst, dass ich etwas durch meinen Verstand erschliessen, und dann erst wahrnehmen kann, wie das in gewissem Sinne vom Planeten Neptun und von sehr vielen Speculationen Kant's gilt, die sich später bewahrheiteten und empirisch wurden.

die intelligible Unterlage derzeit noch nicht kennen, hingegen in Bezug auf die Sinneswahrnehmungen und unsere Persönlichkeit nicht ohne Anhaltspunkte sind.

Dass die Materie nur das Product von Kräften und Kraftäusserungen ist, das wissen wir, ob aber diese Kräfte ewige Einzelheiten (Atome, Kraftcentren, Energien) oder nur Ausstrahlungen einer Kraft sind, das wissen wir schon nicht und brauchen wir auch nicht zu wissen; uns präsentiren sie sich vorläufig individuell, und müssen wir sie als solche behandeln. Für das praktische Leben und eine praktische Lebensanschauung ist das vollkommen genügend. Wir vermuthen, dass alle Gestirne um eine Centralsonne kreisen, doch kann das Gleichgewicht auch anders hergestellt werden, sowie wir von einzelnen Doppelsternen auch nur eine Umdrehung um eine ideale Axe annehmen; Endlichkeit und Unendlichkeit der Materie und des Weltenraumes waren lange ungelöste Fragen, und werden selbst jetzt ganz verschieden beantwortet; nichtsdestoweniger besitzen wir schon lange eine sehr verlässliche astronomische Wissenschaft und begnügen uns mit dem, was wir sehen und untersuchen können.

Nicht viel anders ist es mit dem Raume.

Jede Thätigkeit erfordert einen Schauplatz, es gibt also einen Raum; aber wie sich die (für uns räumlichen) Beziehungen der auf uns einwirkenden Kräfte verhalten — unabhängig von unseren räumlichen Anschauungsverhältnissen — das wissen wir nicht. Es ist ganz gut denkbar — wie wir schon am Schlusse eines früheren Capitels bemerkten — dass, so wie wir ein Nebeneinander, Ober- und Untereinander schauen, der wirkliche Raum nur ein Ineinander sein könnte, das durch unsere Organisationsform in drei Dimensionen auseinandergezogen wird.

Diese beiden Probleme sind philosophische Speculationen, ohne praktischen Werth für unsere Aufgabe; es

genügt, erkannt zu haben, dass Raumverhältniss und Materie phänomenaler Natur seien. Was sie eigentlich sind, das bleibt ein Räthsel, wenn wir auch immer tiefer in die Natur eindringen und mehr von ihr wissen werden. Die Räthsel, deren Lösung ich unternehme, beziehen sich einzig allein auf den Menschen, weil uns da die innere Erfahrung zu Hilfe kommt. Doch selbst da wird eine Einschränkung nothwendig, weil des Ungelösten nur zu viel übrig bleibt.

Welche Räthsel sind also zu lösen?

Wenn unsere Sinneswerkzeuge und selbst das Gehirn nur das Mittel sind, um eine phänomenale Anschauung der Welt zu gewinnen und zu ermöglichen, so stehen wir diesbezüglich vor vier Fragen?

1. Wie kommen diese Organe zu Stande?

Darauf habe ich in meinem „Individualismus" die Antwort gegeben: „Nicht ohne ein formenbildendes Subject". In diese physiologische Erörterung wollen wir uns daher weiter nicht einlassen. Es genügt übrigens der gewöhnliche nüchterne Verstand, um einzusehen, dass eine Hand durch Zellen nicht hergestellt werden könnte, wenn sie nicht virtuell schon vorhanden gewesen wäre.

2. Wer nimmt denn eigentlich wahr?

Da die Zellen weder einzeln, noch zusammengenommen, ein einheitlich denkendes und selbstbewusstes Subject zu Stande bringen können, so muss ein solches vorhanden sein. Mit dieser Frage habe ich mich auch in meinen früheren Schriften beschäftigt, kann sie daher übergehen.

3. Was liegt speciell unserer phänomenalen Persönlichkeit zu Grunde?

4. Wo liegt die Quelle der Empfindung unserer Verantwortlichkeit, welche der Ethik zur Unterlage dient und als Gewissen, innere Stimme u. s. w. bezeichnet wird?

Mit diesen zwei letzten Fragen werden wir uns befassen. Dass die Antwort auf jede dieser Fragen damit beginnen würde: Irgend ein Subject — ist klar, denn es muss etwas da sein, was diese aus Milliarden Zellen zusammengesetzte Maschine in Formen giesst, einheitlich denkt und empfindet, und trotz der Nothwendigkeit, mit welcher diese Zellenmaschine fungirt, ein Gefühl der Verantwortlichkeit hat.

Es ist weiters klar, dass dieses bildende, wahrnehmende, denkende und fühlende Subject immer ein und dasselbe ist, wenngleich in der Maschine, im Organismus, Alles veränderlich und flüchtig ist.

Doch wohlgemerkt: Es handelt sich nicht um den inneren Kern des Subjectes, nicht darum, ob dieser eine Monade, der „Wille", das „Unbewusste" u. s. w. sei, sondern nur um die Unterlage der menschlichen Erscheinung. Selbst die Frage des Materialismus bleibt hier unberührt, sowohl in dessen atomistischer als dynamischer Form; denn wir fragen nicht um die Provenienz des Subjectes, sondern constatiren nur seine Existenz. Ich will nur das Vorurtheil des gemeinen Verstandes zerstören, welches unsere Persönlichkeit für eine Realität hält, während die Realität nur dem Subjecte zukommt, das ich in meiner „Philosophie des gemeinen Verstandes" „Seele" taufte, in meinem „Individualismus" ganz allgemein mit xy bezeichnete, und nunmehr (zufolge des Capitels über die Organprojection im zweiten Bande meiner „Vorurtheile") als Meta-Organismus oder als „intelligibles Subject" am besten zu bezeichnen glaube.

Diese Frage und deren etwaige Lösung sind von der weittragendsten Bedeutung für die Menschheit.

Bleiben wir auf dem Standpunkte des gemeinen Verstandes, und halten wir unsere Persönlichkeit für etwas Reelles, so müssen wir der materialistischen und pessimi-

stischen Weltanschauung verfallen; glauben wir aber auch an die Phänomenalität unserer Persönlichkeit im Sinne eines Schopenhauer, so müssen wir noch immer mindestens dem Pessimismus verfallen. Ist es also für das praktische Leben mehr oder weniger gleichgiltig, ob wir den Begriffen von Materie und Raum kritisch oder naiv gegenüberstehen, weil wir keine anderen Hilfsmittel haben, als die phänomenale Gesetzmässigkeit, um sie zu verwerthen; so ist dies bei Beantwortung der Frage, was unserer Persönlichkeit zu Grunde liege, durchaus nicht der Fall. Die Ansicht über das Wesen unserer Persönlichkeit ist das mächtigste Motiv für unser Handeln, also auch deren publicistische Behandlung eine That von grosser Verantwortlichkeit. Die grössten Verbrecher, welche die Menschheit hervorgebracht, sind Jene, welche, um als „aufgeklärte starke Geister" zu gelten, die Menschheit in das materialistische Fahrwasser trieben. Das Blut und die Gräuel der französischen Revolution im vorigen Jahrhundert haben nicht die politischen Factoren, sondern die leichtsinnigen Autoren zu verantworten. Diese Verantwortlichkeit ist die Ursache, dass wir den folgenden Capiteln einen grösseren Umfang geben müssen; handelt es sich doch um die wichtigste Frage, welche der Mensch stellen kann: „Was bin ich denn eigentlich, wenn das ‚Ich', als welches ich empfinde und leide, nur das Bild einer anderen Unterlage ist?"

Die Kritik unserer Sinneswahrnehmungen und einige anormale Anschauungsweisen geben uns für die Beantwortung obiger Fragen ganz brauchbare Anhaltspunkte.

Sind die Wirkungen der Kräfte überall vorhanden, und hängt es lediglich von der Fähigkeit ab, sie wahrzunehmen; ist es ferner erwiesen, dass das empfindende oder vorstellende „Ich" ein Phantom, ein Abbild von Vorgängen ist; ist es endlich erwiesen, dass Wahrnehmungen ohne unsere Sinnesorgane doch möglich sind, weil wir in unse-

rem Vorstellungsapparate, in der Laterna magica unseres Intellects Bilder finden, die Realitäten entsprechen, und doch nicht im Wege unserer Sinne vermittelt werden konnten, so ist es klar, dass ein Subject vorhanden sein muss, welches des Zellenorganismus wohl bedarf, um menschliche dreidimensionale Bilder zu haben, nicht aber, um überhaupt wahrzunehmen, zu wirken und zu existiren. Es ist klar, dass dieses Subject ebensogut, wie alle anderen Atome und Atomverbindungen, mit der ganzen Welt, mit allen Kraftcentren und Wesen oder dem Unbewussten — wie der Leser das immer nennen will, denn diese Anschauung lässt sich mit jeder Philosophie vereinen — in ununterbrochener Wechselwirkung und Beziehung steht, von welchen gegenseitigen Einwirkungen sich mit Hilfe unseres Gehirnapparates Reflexe oder Bilder in unserem Bewusstsein theilweise abspiegeln, die aber begreiflicherweise nur selten jene Deutlichkeit haben, um unser wirkliches klares Bewusstein zu werden.

Es ist daher nicht wunderbar, wenn ein sterbender Vater an sein entferntes Kind denkt, und mit dem Hervortreten der fern wirkenden oder vierdimensionalen Fähigkeit der Seele diese Wirkung eine so kräftige wird, dass sie auf Meilenweite empfunden wird; wohl aber ist es wunderbar, dass das Kind in seinem Bewusstsein ein entsprechendes Bild sieht, welches die anderen gegenwärtigen Personen nicht haben (s. S. 118, Phil. d. gem. Verst.). Der Leser glaube ja nicht, dass diese meine Weltanschauung eine ganz vereinsamt stehende paradoxe sei; wenn sie sich von den anderen auch unterscheidet, so ist sie doch — *mutatis mutandis* — mit fast allen vereinbar. In Bezug auf die individualistische Richtung braucht man nur die Werke Drossbach's, als des bedeutendsten jetzt lebenden Individualisten zu lesen. Dass die monistischen Anschauungen

Schopenhauer's und Hartmann's sich dazu ebenfalls eignen, ist klar, und von Schopenhauer selbst anerkannt, denn der raumlose Wille, das Unbewusste oder Absolute eignen sich dazu vollkommen, umsomehr als sie sich für Alles eignen. Es sind Götter! Ich habe in meinem „Individualismus" durch Vergleichung meines relativen Individualismus mit dem der anderen Systeme gezeigt, wie leicht meine Anschauung in die anderen Systeme übergeführt werden kann; ja selbst die alte Kabbala, soweit es uns möglich ist, sich davon Kenntniss zu verschaffen, ist in ihrer Grundlage kaum etwas anderes als die indisch-schopenhauer'sche Philosophie. Ich werde nicht meine Auffassung von der alten Kabbala geben, sondern absichtlich nicht meinen, sondern einen Auszug aus dem objectiven Berichte des philosophisch-geschichtlichen Lexikons von Novak geben, um zu beweisen, dass so viele tiefe Denker eigentlich nur denselben Gedanken auf eine verschiedene Weise ausdrückten.

„Im Allgemeinen geht die Lehre der Kabbala darauf aus, das Reich der Sinnenwelt aus dem „Ensof" (d. h. dem Unendlichen oder Gott) zu erklären, die Vermittlung des Unendlichen mit dem Endlichen deutlich zu machen. Die Erscheinungswelt ist dem Kabbalisten nicht das Product eines willkürlichen Schöpfungsactes, sondern Offenbarung, und zwar Selbstoffenbarung des Unendlichen. Es ist in der Erscheinungswelt aufgeschlossen, was im „Ensof" verhüllt ist. Wie aus diesem Alles hervorgegangen ist in verschiedenen Ausstrahlungen oder Ausströmungen, als den Stufen der göttlichen Selbstoffenbarung, so muss auch wiederum Alles im aufsteigenden Läuterungsprocesse in das „Ensof" zurückkehren, um als reines Licht wiederum mit dem Urlichte Eins zu werden. Vom „Ensof" wird ausgegangen und zur sinnlichen Welt fortgeschritten durch das Reich der Geister, welches eine frühere Stufe der sich offenbarenden Gottheit ist, als die Sinnenwelt, und alles Einzelne in der Erscheinungswelt muss, nach kabbalistischer Anschauung, auf einer früheren Stufe des Daseins in höherer, geistiger Form, d. h. als Engel existiren. Die zehn „Sephiroth" oder die Ausstrahlungen (Lichtströme) des göttlichen Urbildes bilden, als Stufen der göttlichen Offenbarung, die vier Welten, nämlich Azilûth (Açilûth) oder die vor-

bildliche vollkommenste Welt, in welcher keine Veränderlichkeit ist, sodann Beriah oder die veränderliche Welt, darnach Jezîrah (Jeçîrah) oder die geformte Welt und endlich Asîah oder die lebende und empfindende Welt . . . . .

Die Gottheit ist hier zunächst die abstracte Einheit, in welcher Nichts zu unterscheiden ist, welche dem Eins vorangeht und die Zahlen als die Grundformen des Daseins erst offenbart; darum ist auch die göttliche Ureinheit dem Gedanken wie dem Worte ganz entzogen, weshalb auch gefordert wird, sich nicht dabei aufzuhalten, sondern nur blitzartig darüber hinzufahren, weil sie ja selber dem Blitze gleiche, der sich nicht festhalten lässt . . . . .

Das Unendliche wollte endliche Welten hervorrufen, damit seine Liebe nach Aussen gerichtet werde. Dies ist aber unmöglich, da aus der Einheit keine Vielheit, aus dem Unendlichen nichts Endliches abgeleitet werden kann. Nur durch die Ausstrahlung ist dies möglich, denn wenn auch das Ausgestrahlte wiederum nur ein Einfaches und Unendliches sein kann, so ist es doch schon um eine Stufe niedriger, als das Ausstrahlende und steht zu diesem im Verhältnisse des Kindes zum Vater, ist demnach an sich zwar unendlich, im Vergleiche mit dem Ausstrahlenden aber endlich. Dadurch also, dass zunächst zehn allmählige Ausstrahlungen stattfinden, von welchen die eine immer im Verhältnisse zur vorhergehenden eine ausgestrahlte, im Verhältnisse zur nachfolgenden aber eine ausstrahlende war, konnte zuletzt eine endliche Welt hervorgehen.

In jeder der vier Welten aber sind die Sephirôth dieselben, nur dass sie in jeder niederen Stufenwelt dichter und getrübter sind, und immer weniger im Stande sind, das Licht zu fassen. In dem gänzlichen Baarsein des göttlichen Lichtes besteht das Böse, welches unter dem Bilde von Schalen bezeichnet wird. Wie freilich in diese aus Gott geflossene Welt das Böse hereinkommt, bleibt unerklärt."

Man sieht, dass die alte Kabbala den Fehler der Schopenhauer'schen Philosophie nicht beging, der darin besteht, dass man unser dreidimensionales Bewusstsein oder „Ich" als die directe Projection dieser unbekannten metaphysischen Grösse auffasste, wobei es offenbar darauf nicht ankommt, ob man sie als Wille, Unbewusstes, Absolutes oder sonst wie bezeichnet. Diese Schulen stimmen darin mit meiner Auffassung überein, dass unser dreidimensionales

Bewusstsein etwas Phänomenales sei, nur wird unmittelbar hinter dieses phänomenale Wesen irgend eine unbegreifliche Gottheit direct gestellt. Gibt es tief im Hintergrunde alles Seienden eine solche, einen Schopenhauer'schen Willen, oder ein Hartmann'sches Unbewusstes, so wäre die intelligible vierdimensionale Welt eine (und wer weiss, ob nicht ebenfalls indirecte) Projection des Alleinen, und das Bild unserer dreidimensionalen Existenz doch nur ein Traum des intelligiblen Subjectes. Die alte Kabbala ist ganz im Rechte, wenn sie behauptet, dass das „Ausstrahlende" selbst wieder nur ein „Ausgestrahltes" sei, und so fort bis zu dem „Unendlichen", dem „Ensof".

Es sind aber durch ein intelligibles Subject mit seinem Metaorganismus nicht nur die Bedingungen für die Möglichkeit des Wirkens und Empfindens auf aussersinnlichem Wege gegeben, sondern wir haben bereits die vollgiltigen Beweise der Wirklichkeit dafür, wie meine Leser des zweiten Bandes der Vorurtheile wissen werden.

Das Vorhandensein eines Metaorganismus ist nicht nur ein nothwendiges Postulat zur Erklärung des menschlichen Organismus, also des menschlichen Daseins und Wirkens, sondern ist im Wege der Experimente unserer bedeutendsten Experimental-Physiker bereits eine sichergestellte Thatsache der Erfahrung.

Der Kampf, welchen die gläubige Menschheit mit den ungläubigen Materialisten in Bezug auf die Unsterblichkeit unseres Wesens führt, erweist sich für uns nunmehr als ein reines Missverständniss.

Die Naturwissenschaft hatte ganz recht, wenn sie, gestützt auf die Abhängigkeit unserer ganzen Persönlichkeit vom Organismus, den Glauben an Fortdauer dieser unserer Persönlichkeit als einen frommen Wunsch, als einen Wahn bezeichnete; wenn ich die Laterna magica zerschlage, den Spiegel vernichte, so kann wahrlich das

Bild, das sie hervorgebracht, nicht mehr zu Stande kommen; doch so wenig als das Zerschlagen des Spiegels die Existenz der Objecte bedroht, die sich in ihm abspiegelten, so wenig kann die Vernichtung des Organismus die Kräfte bedrohen, welchen er das Dasein verdankte. Unsere aussersinnlichen, intelligiblen oder vierdimensionalen Beziehungen werden durch das Leben nicht unterbrochen und etwa durch den Tod wieder angeknüpft, sondern sie bestehen so wie vor der Geburt des Menschen, auch nach seinem Tode und während des ganzens Lebens ununterbrochen fort, sowie die Beziehungen aller im Weltall waltenden Kräfte; doch gelangt nur ein Bruchtheil davon als Bild in unser Bewusstsein. Das Bewusstsein, das wir kennen, kann allerdings nur im Wege eines Organismus aufdämmern, wie wir ihn kennen, doch ist mit dem Verschwinden desselben das Subject in uns ebensowenig zur Bewusstlosigkeit verurtheilt, als das Ende eines Traumes meine wachende Persönlichkeit vernichtet.

Schopenhauer lässt die Seele als nicht individuell mit dem grossen metaphysischen Princip verschmelzen und Drossbach lässt der Seele wohl die individuelle Existenz, aber als ein bewusstloses Kraftwesen, das erst in unendlich langen Zeiträumen wieder zu einem Bewusstsein erwacht, wenn es der Zufall wieder in die Bedingung der Menschwerdung bringt. Man könnte allerdings nicht bestreiten, dass sowie irgend ein bestimmter Meerestropfen im Wege der Verdunstung, des Wolkenzuges und Regens von einem Regenwurme aufgenommen, und so etwa durch eine Waldschnepfe in meinen Organismus überzugehen vermöchte, auch alle Atome oder Monaden im unendlichen Laufe der Zeit in mit früheren Zuständen gleiche Verhältnisse gebracht werden könnten. Doch habe ich in meinem „Individualismus" die Schwierigkeiten nachgewiesen, mit welchen eine solche Weltanschauung verknüpft ist. Es gibt einen Grad

von Unwahrscheinlichkeit, der der Unmöglichkeit kaum nachsteht; sowohl die Schopenhauer'sche als Drossbach-sche Auffassung stellen der Entwickelung gewaltige Hindernisse entgegen, ohne an Erklärlichkeit zu gewinnen, und stehen mit sehr vielen Erscheinungen in einem unlöslichen Widerspruche.

Die kritischen Betrachtungen über unsere Sinneswahrnehmungen und unsere Persönlichkeit machen es daher unabweislich, unserem Organismus eine Art Metaorganismus zu unterschieben — ein Ausdruck, der mir geeigneter erscheint, als der Ausdruck „Seele", da mit diesem in den verschiedenen Köpfen bereits sehr verschiedene schwer ausrottbare Vorstellungen verknüpft sind. Die alte, von Vielen geliebte Unterscheidung und Dreitheilung von Geist, Seele und Leib, scheint nur eine unklare Vorahnung alles dessen zu sein; unter Geist verstand man das „intelligible Subject"; das, was die „Seele" sein sollte, war aller Wahrscheinlichkeit nach der „Metaorganismus". Den Leib betrachtete man als etwas Materielles, als ein Drittes; und doch ist er nichts weiter als der in Zellen dargestellte Metaorganismus.

Schon der Umstand, dass einzelne Menschen ohne Augen sehen, ohne Ohren hören, ja selbst in die Entfernung hie und da zu wirken vermögen, spricht dafür, dass unser Sehen, Hören und Empfinden nur Modificationen, und zwar beschränkte Modification einer und derselben Fähigkeit seien, nämlich empfundene Wirkungen auf Ursachen zu beziehen. Die Art der Empfindung hängt aber vom Organismus ab, daher der Schluss auf die wirkende Ursache ein sehr verschiedener sein kann. Gewiss ist aber, dass unserem Organismus aus Zellen ein Meta-Organismus zu Grunde liegen müsse, eine Ansicht, die sich uns von allen Seiten aufdrängt.



Der amerikanische Professor Barnard sagt in seinen neueren „Fortschritten der Wissenschaften“ (übersetzt von Klöden):

„In Betreff des Processes des organischen Wachsens und der Entwickelung, der Assimilirung der Nahrung, der Absorptionen, der Secretionen und anderer physiologischer Functionen, die im animalischen oder vegetabilischen Leben unausgesetzt vor sich gehen, kann man ohne Zögern annehmen, dass die wirkende Kraft, welche die entsprechenden Veränderungen hervorbringt, von aussen herstammt, und dass die Veränderungen selbst genaue Aequivalente der aufgewendeten Kraft seien. Betrachten wir die wachsende Pflanze. Ihre Nahrung besteht in Kohlenstoff, welche aus der Kohlensäure des Wassers entnommen wird, das sie aus der Erde an sich zieht, oder in der Luft ringsum sich vorfindet. Die Kraft, durch welche diese sehr stabile Verbindung zersetzt wird, so oft sie den Kohlenstoff frei lässt, sich mit der Pflanze zu vereinigen, wird durch die Sonnenstrahlen geliefert. Ueber die Gleichwerthigkeit beider Kräfte kann kein Zweifel bestehen; und ebensowenig haben wir nöthig, irgend eine Specialkraft unter dem Namen der Lebenskraft zu Hilfe zu nehmen, damit dieselbe irgend welchen Theil der Veränderung bewirke. Und doch bedürfen wir sicherlich etwas mehr, als die blosse Aneinanderfügung der Stoffe unter dem Einflusse der Sonne, um die Wirkung hervorzubringen. Wenn das Lebensprincip nicht in der Pflanze vorhanden ist, so wird die Operation nicht vor sich gehen. Die Kohlensäure kann da sein; das vegetabilische Gewebe kann vorhanden sein und doch können die Sonnenstrahlen immer und immer um dasselbe spielen, ohne die geringste Wirkung zu erzielen. Das Lebensprincip ist also das Etwas, welches die Pflanzen wachsen macht. Ich will es nicht eine Kraft nennen — ich halte den Ausdruck Lebenskraft für einen falschen — weil nichts geschieht, wofür wir nicht andere Kräfte in voller Gleichwerthigkeit haben; aber ich sage, was es auch sein mag, seine Gegenwart ist eine Nothwendigkeit zur Ausführung der Arbeit, und in seiner Abwesenheit wird die Arbeit nicht ausgeführt. Mehr noch: Ich sage, dass nicht nur die Kräfte, welche während des Lebens der Pflanze ihr Wachsthum bewirken, nicht hinreichen werden, dasselbe zu bewirken, nachdem das Leben aufgehört hat: sondern, dass keine Vereinigung von Kräften oder Einflüssen oder Stoffen, welche die Geschicklichkeit des Menschen zusammenbringen mag, jetzt oder jemals auch nur ein Blatt der einfachsten Pflanze oder einen Halm des geringsten Grases erzeugen wird, deren die Natur unter dem Einflusse



des Lebensprincipes jeden Sommer Millionen über Millionen hervorbringt.“

Was übrigens schon Kant fast mit denselben Worten und in ganz bestimmter Fassung aussprach: Die ganze kosmische Welt, aber kein Grashalm ohne Absicht!

„Nehmen wir an, dass alle Stoffe, aus denen die Erde besteht, in elementarer Gestalt zusammengeworfen wären, so ist es möglich, dass bei der ersten Wirkung der Affinität viele schwache Verbindungen hervorgehen; aber zugleich ist sicher, dass diese nacheinander den kräftigeren werden weichen müssen, bis Alles sich zu Formen vereinigt hat, die das absolute Maximum der Stabilität haben, wenn nicht der Process durch ein Erstarren der Masse gehemmt wird, das eine fernere Bewegung unmöglich macht. Nun findet aber in den während des Wachsthums der Thiere und Pflanzen entstehenden Verbindungen gerade das Gegentheil dieses Processes statt, d. h. wir sehen ein Aufsteigen vom niederen zum höheren Niveau, ein Eintreten der schwächeren statt der stärkeren, der nicht stabilen statt der stabilen. Und animale Verbindungen, d. h. die dort sich bildenden, wo der Typus des Lebens am höchsten ist, sind in der Regel weit weniger stabil, als die vegetabilischen. Die Gegenwart des Lebensprincipes in organisirten Körpern veranlasst somit die physikalischen Kräfte, welche in solchen Körpern die Veränderungen bewirken, in einer Weise thätig zu sein, in welcher sie nicht wirken, sobald dieselbe fehlt. Licht und chemische Affinität z. B. werden in der Pflanze gegeneinander ausgetauscht. Das Licht verschwindet und beim Verschwinden erweckt es die Kraft der Affinität zur Thätigkeit, welche schlummerte, weil ihr genügt war; aber um dies zu thun, bedarf sie eines bestimmenden Einflusses, welchen sie in der gleichzeitigen Anwesenheit des Lebensprincipes findet und niemals ohne denselben.“

Mit Recht behauptet Liebig: „Die chemische Elementaranalyse gibt nicht den mindesten Anhaltspunkt zur Beurtheilung oder Erklärung der Eigenschaften von organischen Verbindungen. Chemisch besteht ein Haus in seinen verschiedenen Baumaterialien aus Silicium, Sauerstoff, Aluminium, Calcium, etwas Eisen, Blei und Kupfer, Kohlenstoff und den Elementen des Wassers. Wollte aber Jemand behaupten, das Haus sei von selbst entstanden, durch ein Spiel der Naturkräfte, welche zufällig sich begegnet, und die Elemente zum Haus zusammengeordnet hätten, weil ja die Theile derselben aus diesen Elementen bestehen, die durch die chemische Affinität zusammengehalten werden und durch die Cohäsionskraft Festigkeit erlangen, weil also chemische

und physikalische Kräfte an dem Hause einen bestimmten Antheil haben, — so würde man ihn auslachen. Nun treten aber in der niedrigsten, wie in der höchsten Pflanze, in ihrem Bau, wie in ihrer Entwicklung, die Materialien zu Formen von einer Feinheit und Regelmässigkeit, und in einer Ordnung zusammen, welche Alles übertreffen, was wir in der Einrichtung eines Hauses wahrnehmen. Wir sehen zwar die Kraft nicht, welche das widerstrebende Material bewältigt, und es zwingt, sich in diese Formen und Ordnungen zu fügen; aber unsere Vernunft erkennt, dass in dem lebendigen Leibe eine Ursache bestehe, welche die chemischen und physikalischen Kräfte beherrscht und sie zu Formen zusammenfügt, die ausserhalb des Organismus niemals wahrgenommen werden."

Zu Gunsten ähnlicher Anschauungen könnte man fast alle älteren ausgezeichneten Physiologen ins Feld führen, Johann Müller, Bischoff, Burmeister, C. Ludwig u. s. f., nur die flachen, der Mode huldigenden Naturforscher à la Büchner und Vogt machen hievon eine Ausnahme.

Ich habe in meinem Individualismus die Nothwendigkeit einer solchen bleibenden Unterlage der menschlichen Erscheinung durch biologische und philosophische Betrachtungen nachgewiesen; ich habe im zweiten Bande meiner Vorurtheile die Existenz dieser Unterlage im Wege der Thatsachen und ihrer vorurtheilsfreien Beurtheilung ebenfalls nachgewiesen — meine Leser haben mich in diesem Bande begleitet, und können selbst beurtheilen, ob die Untersuchung, wie unsere Sinneswahrnehmungen und Vorstellungen zu Stande kommen, nicht ebenfalls die Behauptung rechtfertigen, dass unsere ganze Weltvorstellung inclusive des eigenen Ich's phänomenaler Natur seien, und ob diesem „Ich" mit seinem Organismus, nicht ein Subject mit einem Metaorganismus, und ob der Welt unserer Vorstellung — die wir als eine dreidimensionale Darstellung erkannt — nicht nothwendig eine andere nicht phänomenale, nicht sensuale, sondern nur intelligible Welt zur Unterlage

dienen müsse, wenn sie erklärbar und verständlich werden soll.

Der grosse Mathematiker Gauss, dem eine experimentelle Sicherstellung von Thatsachen nicht zu Gebote stand, um Daten für die Existenz anderer Welten als der unseren benützen zu können, hat nichtsdestoweniger sich zu der Anschauung gedrängt gefühlt, neben diese materielle Welt noch eine zweite geistigere zu setzen. „Materiell" und „geistig" sind nicht glücklich gewählte Worte, aber wir können ohne weiters von einer vorgestellten und wirklichen Welt reden, von einem dreidimensionalen Bilde der Welt und von einer vier- oder n-dimensionalen Unterlage. Zur ersteren gehört auch unsere Persönlichkeit, zur letzteren gehört das Subject.

Mein Leser wird unschwer die volle Verwandtschaft mit Schopenhauer in Bezug auf die eine Hälfte erkennen, nämlich der Auffassung, „Die Welt ist meine Vorstellung", wohingegen ich zwischen diese Welt der Vorstellung und das grosse Subject Schopenhauer's einen relativen Individualismus schiebe, und auf Kant zurückgreife.

Professor Robert Zimmermann hat in einer Brochure: „Kant und der Spiritismus" (1879) eine Zusammenstellung gemacht, zufolge welcher Kant noch vor den bekannten Swedenborg'schen Ereignissen bereits eine Anschauung von der Welt und der Natur des Menschen hatte, welche der hier vertretenen Ansicht über den Metaorganismus als Unterlage der menschlichen Erscheinung ganz entspricht. Ich werde daher einige Stellen wörtlich aus den Erläuterungen Zimmermann's folgen lassen, welcher durch diese Brochure nachweist, dass man Kant unrecht verstehe, wenn man glaubt, die Erzählungen über Swedenborg seien die Veranlassung für dessen metaphysische Träume gewesen, im Gegentheile hat Kant schon

in seinen ersten Werken sich auf gleiche Weise ausgesprochen*).

In den Berichten über Swedenborg sah Kant nur eine praktische Bestätigung seiner früheren Meinung. Dass Kant später sehr abfällig über Swedenborg sprach, ist natürlich, denn er hatte seine Schriften gelesen, die, wie alle Producte des unbewussten Schreibens voll Unsinn sind. Es ging ihm wie mir und Anderen nach Lecture der spiritistischen Offenbarungen! Aber man glaube nicht, dass die nachfolgenden Anschauungen Kant's lediglich Capiteln entnommen seien, welche sich mit den „Träumen der Metaphysik" beschäftigen. Das Wichtigste hat Kant unmittelbar seiner Naturgeschichte des Himmels als Schluss folgen lassen.

Professor Zimmermann schreibt:

„Nachdem Kant das Geständniss abgelegt hat, dass es uns nicht einmal bekannt sei, was der Mensch wirklich ist, ob uns gleich das Bewusstsein und die Sinne hievon belehren sollten, und dass wir daher noch viel weniger werden errathen können, was wir werden sollten, wirft er die Frage auf: ob die „unsterbliche" Seele wohl in der ganzen Unendlichkeit ihrer künftigen Dauer, die das Grab selber nicht unterbricht, sondern nur verändert, an diesen Punkt des Weltraumes, an unsere Erde geheftet bleiben solle? Wenn nicht, so stehen ihr mehrerlei Auswege offen. Sie kann ihren Wohnsitz entweder innerhalb dieses Weltalls auf einem anderen Weltkörper derselben nehmen, oder sie kann mit einem schnellen Schwunge sich über Alles, was endlich ist, emporschwingen, und so nicht nur diese, sondern jede räum-

*) Ich werde um so lieber diese fremde Anschauung citiren, als Prof. Zimmermann nicht im Geruche des Spiritismus steht und stehen kann. So wenig man ein Jude ist, weil man eine Synagoge besucht, sondern nur dann, wenn man dort einen Cultus übt, ebensowenig ist man ein Spiritist, wenn man Experimente mitmacht, sondern nur dann, wenn man eine Religion daraus bildet, wie z. B. die Anhänger Davis. Man kann aber selbst so weit gehen, den Besuch einer Synagoge darum zu meiden, um nicht für einen Juden gehalten zu werden. Professor Zimmermann gehört nicht einmal in jene Kategorie, die sich für derlei Experimente interessiren.

liche Welt (gleichviel wie viel Dimensionen ihr Raum habe) überhaupt verlassen . . . . .

Sind wir schon unfähig, einen Raum, der mehr als drei Dimensionen hat, uns vorzustellen, weil unsere Seele „ebenfalls" nach dem Gesetze des umgekehrten doppelten Verhältnisses der Weiten, welches die Ursache derselben ist, ihre Eindrücke empfängt, so müssen wir noch unfähiger sein, uns eine Welt vorzustellen, die überhaupt keinen Raum besitzt. Wenn eine dreidimensionale Welt aber nur von einer selbst wieder dreidimensionalen, so kann eine unräumliche nur von einer gleichfalls unräumlichen Intelligenz begriffen werden. Die Geisterwelt, in deren Reihen der unsterbliche Geist nach Abstreifung alles Endlichen eintritt, muss daher jedem (nicht blos unserem menschlichen) Erkenntnissvermögen so lange unzugänglich bleiben, als dasselbe den Schranken und Bedingungen irgend einer (nicht blos der uns bekannten dreidimensionalen) Raumwelt unterworfen ist.

Daraus folgt, dass Versuche, in die „verschlossene" Geisterwelt mit einem menschlichen Erkenntnissvermögen einzudringen, ebenso fruchtlos als überflüssig erscheinen müssen. Die erste Bedingung derselben, der Glaube an die mögliche nicht nur, sondern höchst wahrscheinliche Existenz unräumlicher Geister ist zwar, wie man sieht, bei Kant vorhanden. Ebenso aber auch die Ueberzeugung, dass eine Erkenntniss derselben in diesem, den Bedingungen eines (und zwar des dreidimensionalen) Raumes unterstehenden Dasein unmöglich sei.

Den einen kaum für möglich haltenden Fall ausgenommen, dass bereits während des Daseins der Seele in der Räumlichkeit eine Verbindung derselben mit der raumlosen Geisterwelt bestehe und dieselbe mit dem ihm als räumlichen Wesen eigenthümlichen gleichzeitig ein so, wie es unräumlichen Intelligenzen eignet, beschaffenes Erkenntnissvermögen besitze.

Jene Consequenz, die der Materialismus zieht, der die Existenz eines Nicht-Physischen leugnet, wollte Kant nicht ziehen. Widerstrebte ihm, wie oben gezeigt, die Idee der Optimisten, dass diese (wirkliche) Welt die einzige, so widerstrebte ihm ebenso die der Materialisten, dass die physische Welt die ganze Welt sei. Wenn diese dreidimensionale Welt die einzige Welt ist, dann war es mit der Hoffnung auf Fortdauer des unsterblichen Geistes in einer Welt anderer Raumesart, war die physische Welt die ganze Welt, dann war es mit der Hoffnung auf eine Fortexistenz desselben im Zustande „erhöhter" (raum- und materiefreier) Natur vorbei. Diese Consequenz, das Nicht-Physische existire, durfte Kant nur ziehen, wenn Erscheinungen als unbezwei-

felbare Thatsachen vorlagen, welche unter ausschliesslicher Annahme physischer Kräfte und Gesetze unerklärlich blieben. Die Existenz eines Nicht-Physischen, die seiner Lieblingsneigung, sowie die Existenz einer Vielheit von Welten, die seiner Hoffnung auf Zukunft entsprang, musste so lange problematisch bleiben, bis unbezweifelbare Thatsachen den Schluss des Einen oder des Anderen zwingend gemacht haben würden.

Da der Mensch als erkennendes Wesen dieser Welt selbst im Raume existirt, so muss entweder auf die Erfahrung der Existenz eines nicht im Raume Existirenden (Pneumatischen) seitens derselben verzichtet, oder es muss dargethan werden, dass derselbe, während er im Raume, zugleich ausser dem Raume existire. Dies aber wäre dargethan, wenn sich erweisen liesse, dass es „Seher", d. i. Menschen gäbe, die schon während ihrer (räumlichen) Existenz eine raum- und stofffreie, d. i. solche Erkenntnisss besässen, wie sie „Geistern" d. i. raum- und stofffreien Vernunftwesen eigen ist.

Die Existenz dem Begriff eines Geistes entsprechender Wesen kann also nur durch die Thatsache der Existenz eines „Sehers" erwiesen werden.

Ob ausser den im Universum als Lebensprincipien thätigen immateriellen Wesen (Seelen) noch andere, die nicht diesem Weltall einverleibt sind, existiren mögen, ob die in demselben organisch, d. i. durch körperliche Mittelursachen wirksamen immateriellen Wesen auch noch auf andere, ohne körperliche Mittelursachen erfolgende, rein „pneumatische" Weise auf diese materielle Welt und auf einander gegenseitig Einfluss auszuüben im Stande seien, bleibt eine offene Frage, die sich nicht, wie die über die Existenz organischer Lebensprincipien durch einen wahrscheinlichen Schluss aus der Thatsache der Lebenserscheinungen, sondern nur entweder durch eine hyperempirische Erfahrung oder durch einen Traum der „reinen" Vernunft beantworten lässt."

Kant anerkennt also ausdrücklich, dass insolange nicht Data in der Erfahrung vorliegen, welche uns Material zu weiteren Schlüssen liefern, wir in der menschlichen Erscheinung die Verkörperung eines geistigen, in anderer Weise wahrnehmenden Wesens immerhin als einen berechtigten, vernünftigen Traum betrachten dürfen. Er spricht sich darüber ganz deutlich aus:

„Es ist zwar einerlei Subject, was der sichtbaren und unsichtbaren Welt zugleich als ein Glied angehört, aber nicht eben dieselbe Person; denn die Vorstellungen der einen sind, ihrer verschiedenen Beschaffenheit wegen, keine begleitenden Ideen der andern; daher wird, was ich als Geist denke, von mir als Mensch nicht erinnert, und umgekehrt kommt mein Zustand als eines Menschen in die Vorstellung meiner selbst als eines Geistes gar nicht hinein."

Professor Zimmermann bemerkt hiezu:

„Kant selbst erläutert (a. a. O. S. 71) dieses Doppeldasein desselben Wesens als menschliche „Seele" und „Geist" durch eine gewisse Art zweifacher Persönlichkeit, die der Seele selbst in Ansehung dieses Lebens zukomme."

Die scharfe Grenze, die Kant zwischen Materie und Geist zieht, lag bei den damaligen Kenntnissen von der Materie ganz nahe; nach meiner Auffassung würde man statt „von den Schranken und Hemmungen der Materie" von den Schranken und Hemmungen des Zellen-Organismus sprechen müssen, der mitunter schlechte Bilder liefert von dem, was sich in der Welt zuträgt. Eine Ansicht, die schon Sokrates ausgesprochen (Phädon).

So vorbereitet in seinem Geiste, bekam Kant die Kunde von den aussergewöhnlichen Leistungen Swedenborg's, die ganz und gar verschwindend sind, gegenüber demjenigen, was die neuere Zeit an derartigem Materiale bietet. Hat Kant in einer ausserordentlichen Wahrnehmungsweise eines lebenden Individuums bereits Anhaltspunkte für die „pneumatische" Natur der Seele erkennen wollen, so kann das Auftreten von menschlichen Formen, welche theils fühlbar, theils sichtbar, immer aber flüchtig sind, wenn auch mit Zurücklassung bleibender Spuren, nur zu dem Schlusse führen, dass Geist, Seele, Lebensprincip mit dem Begriffe des intelligiblen Subjects und dessen Metaorganismus zusammenfallen, da an der Doppelnatur d. h. an der Darstellung eines potentiel schon vorhandenen Organismus in Zellen zum Zwecke der menschlichen Be-

wusstseinsform nicht mehr gezweifelt werden kann, und von einem Kant wenigstens nie bezweifelt wurde, der (siehe Grundlage zur Metaphysik der Sitten) den Menschen als „Glied einer intelligiblen Welt“ und gleichzeitig als „Glied der Sinnenwelt“ betrachtete, aus welcher Doppelstellung er das „Sollen“ in uns ableitete. Er glaubte, dass wir als intelligible Wesen immer der Vernunft gemäss handeln, als blosse Sinneswesen unverantwortlich der blinden Nothwendigkeit gehorchen würden, und das „Sollen“ in uns durch diese Doppelstellung veranlasst werde, was eben Gegenstand des nächsten Capitels sein wird.

In diesem Capitel hatten wir nur die Existenz eines intelligiblen Subjectes in uns nachzuweisen, und hat sich dieses als eine Nothwendigkeit herausgestellt. Ohne ein solches intelligibles Subject ist die Entstehung, Entwickelung und Function des Organismus unmöglich (siehe „Individualismus“); ohne ein solches wäre die sinnliche Wahrnehmung aller und die aussersinnliche Wahrnehmung einzelner Individuen undenkbar. Im zweiten Bande der Vorurtheile wurden Thatsachen angeführt, welche für die Existenz intelligibler Wesen und deren Identität mit uns sprechen.

Unter Voraussetzung des intelligiblen Subjectes in uns verschwinden alle oben angeführten und noch viele andere Schwierigkeiten und Räthsel, auf welche wir im weiteren Verlaufe stossen werden. Mit Ausnahme der Anhänger des gedankenlosen naiven Materialismus haben auch alle Denker ein solches anerkannt, wenn die Vorstellung davon — von der Monade eines Leibniz bis zum „Unbewussten“ Hartmann's — auch eine sehr verschiedene war.

Kant ist derjenige Philosoph, dessen Ansichten nach hundert Jahren diesbezüglich unangetastet und unübertroffen, zumeist bestätigt, dastehen. Er beschränkte sich auf die Unterscheidung des „Dings an sich“ von der „phänomenalen Erscheinung“, und stellte die Doppelnatur des

Menschen — in Folge der mangelnden sichergestellten Erfahrung an anormalen Organisationen — blos als vernünftigen Traum der Metaphysik hin.

Ob seine Ueberzeugung in diesen Fragen eine bestimmtere und festere war, als seine vorsichtige Sprache — wer kann das wissen?!

An dem leuchtenden Beispiele Kants festhaltend, werde ich mir gewiss über Natur und Ursache dieses intelligiblen Subjectes kein Urtheil anmassen, wie das die obigen Philosophen gethan; ich werde mich begnügen, nur jene Eigenschaften festzustellen, auf deren Vorhandensein zu schliessen wir in irgend einer Weise berechtigt sind.

Das intelligible Subject hat reelle Existenz und unsere ganze Persönlichkeit, unser menschliches „Ich" ist nur das durch das Gehirn dargestellte Bild der Thätigkeit des intelligiblen Subjectes. Durch Schlaf und Bewusstlosigkeit wird die phänomenale Maschinerie zum Stillstande gebracht, während das intelligible Subject doch thätig ist, wie es im neugeborenen Kinde ebenfalls thätig ist, in welchem sich vom empirischen „Ich" noch gar keine Spuren finden, das sich erst mit der Zeit entwickelt und in einzelnen Exemplaren von Finanzmännern, Bureaukraten und insbesondere officiellen Wissenschaftlern zu einer Karrikatur von Selbstüberhebung und Grössenwahn aufbläht.

Achtes Capitel.

Der intelligible Charakter.

Die Ethik Kant's. — Ursprung und Motiv des „Sollens" in uns. — Die Ethik Schopenhauer's. — Die volle und geringe phänomenale Befangenheit menschlicher Naturen. — Das Fatum im empirischen Leben. — Das Vorhandensein des intelligiblen Subjects und Charakters führt nothwendig zur Existenz einer intelligiblen Welt.

Der Ausdruck: „intelligibler Charakter" ist von Kant eingeführt worden. Die innere Stimme, das „Sollen", schien ihm aus einer anderen, intelligiblen Welt zu kommen; er sagt in seiner Grundlegung zur Metaphysik der Sitten: „Das moralische Sollen ist eigenes nothwendiges Wollen als Glied einer intelligiblen Welt und wird nur insofern von ihm (dem Menschen) als Sollen gedacht, als er sich zugleich als ein Glied der Sinnenwelt betrachtet." Der intelligible Charakter ist also nach Kant jene Willensbeschaffenheit, welche das intelligible Subject unabhängig von seinen phänomenalen Eigenschaften hat. Insofern nun Kant ausdrücklich hervorhebt, dass dieses Subject organisirt, lässt sich eine gewisse Verantwortlichkeit selbst für die Erscheinungsform nicht ablehnen, wenngleich hier Factoren auftreten, welche ganz unabhängig von der Qualification des Subjectes wesentlichen Einfluss auf unsere phänomenale Beschaffenheit (empirischen Charakter) üben.

Weder gegen diese Auffassung, noch gegen die Maxime Kant's: „Handle so, als ob die Maxime Deiner Handlungen durch Deinen Willen zum allgemeinen Naturgesetze werden sollen," ist etwas einzuwenden. Doch darf diese Maxime nur nicht als mehr gelten, denn als Prüfstein für unsere Handlungen. Das Motiv für unser Handeln fehlt darum noch immer, und ist dadurch die Entstehung des „Du sollst" nicht erklärt. Dass das „Sollen" seine Wurzel in der intelligiblen Welt hat, darüber hat sich Kant deutlich genug ausgesprochen, nicht aber über das Warum. (Die Ansicht Kant's, dass das intelligible Subject das, was es in der phänomenalen Welt soll, in der intelligiblen Welt will, ist streitig und für alle Fälle und Willensacte gewiss nicht annehmbar.)

Kant will unsere Moralität oder Sittlichkeit lediglich in der Erfüllung unserer Pflichten erkennen, und dem reinen Wohlwollen nur Liebenswürdigkeit, aber nicht moralischen Werth zuerkennen. Es soll nicht Neigung zum Guten, sondern Pflichterfüllung verdienstlich sein. (S. 240, Grundlage der Metaphysik der Sitten.)

Es ist allerdings wahr, dass nur der Conflict zur Evidenz bringen kann, wie weit die Opferfähigkeit meines Wohlwollens geht, doch ist mir ein Mensch, der aus Neigung edel handelt, lieber, als der es aus Pflichtgefühl gegen ein, wenn auch von ihm selbst gegebenes, also autonomes Gesetz thut. Das letztere ist sehr correct, aber setzt eben einen gewissen Grad von Bildung oder Uebung voraus, der selten ist. Die edle Natur ist diejenige, die gar keine Maximen braucht, weil ihr das Gute zur zweiten Natur geworden ist. Kant gibt das an einer Stelle zu, was aber genügt; er sagt: „Um das zu wollen, wozu die Vernunft allein dem sinnlich afficirten vernünftigen Wesen das Sollen vorschreibt, dazu gehört freilich ein Vermögen der Vernunft, ein Gefühl

der Lust oder des Wohlgefallens an der Erfüllung der Pflicht einzuflössen."

Kant wendet seine Maxime auf vier Fälle an, aus denen hervorgeht, dass sie nicht so leicht auf alle Fälle angepasst werden kann.

Der erste Fall ist der Selbstmord, der von Allen angewendet, allerdings durch seine Maxime nicht gebilligt werden könnte; da aber nur die, welche sich und vielleicht Anderen zur Last sind, daran denken, mitunter der Selbstmord im Interesse Anderer auch vorkommen kann, so erweist sich die Kant'sche Maxime als Motiv schon nicht praktisch, und zwar umsoweniger, als solche Reflexionen in der Regel von den Selbstmördern nicht gemacht werden. Dazu bedarf es stärkerer Motive.

Der zweite Fall ist das Borgen ohne Aussicht auf Zurückstellung, was als Rechtsverletzung nach allen Maximen verwerflich ist.

Für den dritten Fall, die Ausbildung vorhandener Talente, werden wir ebenfalls ein stärkeres Motiv später finden, als die Anschauung: wenn Alle so dächten, und sich blos ergötzten, ginge die Welt zurück.

Der vierte Fall ist der interessanteste, weil da die Schwäche der Kant'schen Maxime als einzigen Motives zu Tage tritt. Kant sagt, S. 271:

„Ein Vierter, dem es wohl geht, indessen er sieht, dass Andere mit grossen Mühseligkeiten zu kämpfen haben (denen er auch wohl helfen könnte), denkt, was gehts mich an? Mag doch ein Jeder so glücklich sein, als es der Himmel will, oder er sich selbst machen kann, ich werde ihm nichts entziehen, ja nicht einmal beneiden, nur zu seinem Wohlbefinden oder zu seinem Beistande in der Noth habe ich nicht Lust etwas beizutragen. Nun könnte allerdings, wenn eine solche Denkungsart ein allgemeines Naturgesetz würde, das menschliche Geschlecht gar wohl bestehen und ohne Zweifel noch besser, als wenn Jedermann von Theilnehmung und Wohlwollen schwatzt, auch sich beeifert, gelegentlich dergleichen auszuüben, dagegen aber auch, wo er nur kann, betrügt, das Recht der Menschen verkauft, oder ihm sonst

Abbruch thut. Aber obgleich es möglich ist, dass nach jener Maxime ein allgemeines Naturgesetz wohl bestehen könnte, so ist es doch unmöglich zu wollen, dass ein solches Princip als Naturgesetz allenthalben gelte. Denn ein Wille, der dieses beschlösse, würde sich selbst widerstreiten, indem der Fälle sich doch manche ereigen können, wo er Anderer Liebe und Theilnahme bedarf, und wo er durch ein solches aus seinem eigenen Willen entsprungenes Naturgesetz sich selbst aller Hoffnung des Beistandes, den er sich wünscht, berauben würde."

Kant ist also in diesem Falle gezwungen, den Egoismus, und zwar nicht den intelligiblen — wie später wir — sondern den phänomenalen Egoismus zu Hilfe zu rufen, weil seine Maxime nicht mehr zureicht. Man kann Kant darin zustimmen, dass das Sittengesetz, dieses „Sollen" in uns, nicht „aus der menschlichen Natur fliesse" und dass Alles Empirische „als Zuthat zum Principe der Sittlichkeit" nichts tauge, denn diese ist ganz gewiss transcendentaler Natur.

Meine Leser werden ohnehin nicht mehr im Zweifel sein und mit Leichtigkeit die Quelle bezeichnen, aus welcher die Befriedigung und Nichtbefriedigung hervorgeht, die wir nach vollbrachter That empfinden; das Subject, welches den Organismus aus Zellen entwickelt, welches empfindet, denkt, will, ist offenbar dasselbe, welches den Ausspruch in uns veranlasst: „Du sollst".

Und warum soll es? Weil es für das Subject am besten ist, wenn es dieser inneren Stimme nachkommt.

Die Anhänger Schopenhauer's und Hartmann's werden sogleich einwenden, dass meine Moral auf Egoismus beruhe — gewiss, aber was für ein Egoismus ist das?!

Es gibt Egoisten, welche Millionen Werthe und Tausende von Menschenleben ihrem Ehrgeize opfern, welche die Noth Anderer zu Gunsten ihrer eigenen materiellen Interessen ausbeuten, welche aus Sinnlichkeit Schandthaten aller Art ausüben; es gibt Egoisten, welche für ihre Thaten eine Entschädigung in der Anerkennung oder Belohnung in

diesem oder einem anderen Leben erwarten — einen solchen Egoismus gebe ich preis.

Aber es gibt auch einen Egoismus, der das Streben hat, vollkommen zu sein, das Gute überhaupt zu wollen, und der daran sein Vergnügen findet; ich vertheidige nur jenen Egoismus, der nicht lernt, um damit zu glänzen, sondern um etwas zu wissen; der nicht Gutes schafft, um eine Entlohnung zu finden, sondern weil es ihm gefällt. Ich habe weder eine Verantwortung, noch ein Verdienst um die wunderbare Einrichtung, dass ich für mich nicht besser sorgen kann, als meinen Nächsten zu lieben. Das Gefühl der Verantwortlichkeit für unser Thun liegt allerdings im „*esse*" dieses Subjectes, aber das ist nur möglich, wenn dieses Subject nicht aus der Gottheit heraustrittt, sondern das Product einer Entwickelung ist, die ich zu besorgen habe; das Gefühl der Verantwortlichkeit wäre ganz unmöglich, wenn die Beschaffenheit des intelligiblen Subjectes ein Werk des Zufalls, der Gottheit oder des „Unbewussten" wäre.

Doch so wie wir in der Verwahrlosung eines Individuums und in seinen Verhältnissen Entschuldigungsgründe finden, so kann alle Schuld auch nicht auf das Subject fallen, was wir später klarstellen werden; wir müssen früher einen Blick in die Ethik Schopenhauer's werfen, der, obschon von Kant ausgehend, das Moralprincip nicht im Pflichtgefühle sucht.

Wenn wir die Ethik Schopenhauer's zusammenfassen, so finden wir, dass die Grundlage seiner Moral im Mitleide bestehe, welches wir zu Folge der Wesens-Identität mit unserem Nächsten haben. Diese Anschauung Schopenhauer's ist nicht nur eine egoistische (was ich ihr übrigens durchaus nicht zum Vorwurfe mache), daher nach ihm selbst ohne moralischen Werth, sondern sie hat noch andere, weit wesentlichere Schwierigkeiten, deren

grösste darin bestehen, dass wir die Brücke nicht kennen, die vom individuellen Wesen zu jener unfassbaren metaphysischen allgemeinen Wesenheit führt, und dass wir die Verschiedenheit der Charaktere dann nicht begreifen könnten.

Wir stehen da vor zwei Räthseln, wir finden bei Schopenhauer eine Moral, die keine Moral, sondern reiner Egoismus ist, und haben doch kein genügendes Motiv, welches den Egoismus in Schranken zu weisen vermöchte; denn gut wäre dann Derjenige, welcher die Wesens-Identität fühlt, und schlecht Derjenige, welcher sie nicht fühlt; für das „Sein" wäre aber Niemand verantwortlich, als der Gott Schopenhauer's. Die Erfahrung, das einzige Mittel, welches das „Sein" zu ändern vermöchte, ist ein Werk des Zufalls oder der Nothwendigkeit, das Leben kurz — es ist mir auch nicht bekannt, dass sich Jemand aus der Schopenhauer'schen Philosophie besonders werthvolle Motive für sein Handeln geholt hätte. Sie ist ausgezeichnet, um die Phänomenalität unserer Vorstellungen, also auch unserer Persönlichkeit einzusehen, aber die durch sie gewonnene Unterlage ist ein unerklärtes, mystisches und unbrauchbares Princip, ein unverstandener Gott, den ich nicht einmal mit dem Jehova eintauschen wollte.

Die Aufgabe der Ethik ist, die Triebfeder unseres moralischen Handelns zu finden, und dadurch für das Erkenntnissvermögen Motive zu schaffen. Schopenhauer stellt im §. 16 seiner Ethik folgende Axiomata auf:

1. Keine Handlung kann ohne zureichendes Motiv geschehen so wenig, als ein Stein ohne zureichenden Stoss oder Zug sich bewegen kann.

2. Eben so wenig kann eine Handlung, zu welcher ein für den Charakter des Handelnden zureichendes Motiv vorhanden ist, unterbleiben, wenn nicht ein stärkeres Gegenmotiv ihre Unterlassung nothwendig macht.

3. Was den Willen bewegt, ist allein Wohl und Wehe überhaupt und im weitesten Sinne des Wortes genommen, wie auch umgekehrt Wohl und Wehe bedeutet, einem Willen gemäss oder entgegegen. Also muss jedes Motiv eine Beziehung auf Wohl und Wehe haben.

4. Folglich bezieht jede Handlung sich auf ein für Wohl und Wehe empfängliches Wesen als ihren letzten Zweck.

5. Dieses Wesen ist entweder der Handelnde selbst, oder ein Anderer, welcher alsdann bei der Handlung passiv betheiligt ist, indem sie zu seinem Schaden oder Nutz' und Frommen geschieht.

6. Jede Handlung, deren letzter Zweck das Wohl und Wehe des Handelnden selbst ist, ist eine egoistische.

7. Alles hier von Handlungen Gesagte gilt ebensowohl von Unterlassung solcher Handlungen, zu welchen Motiv und Gegenmotiv vorliegt.

8. In Folge der im vorhergehenden Paragraphen gegebenen Auseinandersetzung schliessen Egoismus und moralischer Werth einer Handlung einander schlechthin aus. Hat eine Handlung einen egoistischen Zweck zum Motiv, so kann sie keinen moralischen Werth haben, soll eine Handlung moralischen Werth haben, so darf kein egoistischer Zweck unmittelbar oder mittelbar, nahe oder fern, ihr Motiv sein.

9. In Folge der in §. 5 vollzogenen Elimination der vorgeblichen Pflichten gegen uns selbst kann die moralische Bedeutsamkeit einer Handlung nur liegen in ihrer Beziehung auf Andere: nur in Hinsicht auf diese kann sie moralischen Werth oder Verwerflichkeit haben und demnach eine Handlung der Gerechtigkeit oder Menschenliebe, wie auch das Gegentheil beider sein.

Wir haben es nur mit dem Punkte 8 zu thun, in welchem Schopenhauer jede egoistische Handlung als moralisch werthlos bezeichnet, was ich darum hervorheben muss, weil die moralische Triebfeder Schopenhauer's eine durch und durch egoistische ist, abgesehen davon, dass es gar nicht wahr ist, dass Egoismus und moralischer Werth sich ausschliessen. Wenn ich ein Vergnügen daran finde, wohlwollend zu sein ohne alle Rechnung auf Belohnung oder Anerkennung, so ist das sehr egoistisch, denn es macht mir ja ein Vergnügen, und doch ist es moralisch.

Nach Schopenhauer ist es das Mitleid, welches uns veranlasst, wohlwohlend zu sein, und zwar aus dem Grunde, weil wir uns mit dem Nebenmenschen identificiren, und wir identificiren uns, weil wir ein und dasselbe Wesen sind. Es wäre in diesem Falle also mein Wohlwollen, mein etwaiger edler Charakter reiner Egoismus, daher nach Schopenhauer's Theorie ganz ohne moralischen Werth.

Darin hat Schopenhauer Recht, dass das Fundament der Moral tief in unserem Innern sitzt und nicht in den verschiedenen Regeln der Ethiker, wenn dieses Gefühl auch durchaus nicht das Identitätsgefühl sein muss. Er führt folgendes Beispiel an, mit welchem er die verschiedenen Moralgesetze seiner Zeitgenossen und Vorgänger persiflirt (Seite 231):

„Man setze zwei junge Leute, Cajus und Titus, beide leidenschaftlich verliebt, doch jeder in ein anderes Mädchen, und jedem stehe ein wegen äusserer Umstände bevorzugter Nebenbuhler durchaus im Wege. Beide seien entschlossen, jeder den seinigen aus der Welt zu schaffen, und Beide seien vor aller Entdeckung, sogar vor jedem Verdachte vollkommen gesichert. Als jedoch jeder seinerseits an die nähere Veranstaltung des Mordes geht, stehen Beide, nach einem Kampfe mit sich selbst, davon ab. Ueber die Gründe dieses Aufgebens ihres Entschlusses sollen sie uns aufrichtige und deutliche Rechenschaft ablegen. Nun soll die Rechenschaft, welche Cajus gibt, ganz in die Wahl des Lesers gestellt sein. Er mag etwa durch religiöse Gründe, wie den Willen Gottes, die dereinstige Vergeltung, das künftige Gericht u. dgl. abgehalten worden sein. Oder aber er sage: „Ich bedachte, dass die Maxime meines Verfahrens in diesem Falle sich nicht geeignet haben würde, eine allgemein giltige Regel für alle möglichen vernünftigen Wesen abzugeben, indem ich ja meinen Nebenbuhler allein als Mittel und nicht zugleich als Zweck behandelt haben würde. — Oder er sage mit Fichte: „Jedes Menschenleben ist Mittel zur Realisation des Sittengesetzes: also kann ich nicht, ohne der Realisation des Sittengesetzes gleichgiltig zu sein, Einen vernichten, der zu derselben beizutragen bestimmt ist.“ (Sittenlehre. S. 373.) — Diesem Scrupel, beiläufig gesagt, könnte er dadurch begegnen, dass er, im

Besitze seiner Geliebten, bald ein neues Instrument des Sittengesetzes zu produciren hofft. — Oder er sage, nach Wollastone: „Ich habe überlegt, dass jene Handlung der Ausdruck eines unwahren Satzes sein würde — Oder er sage, nach Hutcheson: „Der moralische Sinn, dessen Empfindungen, wie die jedes anderen Sinnes, nicht weiter erklärlich sind, hat mich bestimmt, es sein zu lassen.“ — Oder er sage, nach Adam Smith: „Ich sah voraus, dass meine Handlung gar keine Sympathien mit mir in den Zuschauern derselben erregt haben würde.“ — Oder nach Christian Wolff: „Ich erkannte, dass ich dadurch meiner eigenen Vervollkommnung entgegenarbeiten und auch keine fremde befördern würde.“ — Oder er sage, nach Spinoza: „*Homini nihil utilius homine: ergo hominem intrerimere nolui*“. Kurz, er sage, was man will. — Aber Titus, dessen Rechenschaft ich mir vorbehalte, der sage: „Wie es zu den Anstalten kam, und ich deshalb, für den Augenblick mich nicht mit meiner Leidenschaft, sondern mit jenem Nebenbuhler zu beschäftigen hatte, da zuerst wurde mir recht deutlich, was jetzt mit ihm eigentlich vorgehen sollte. Aber nun ergriff mich Mitleid und Erbarmen, es jammerte mich seiner, ich konnte es nicht übers Herz bringen: ich habe es nicht thun können.“ — Jetzt frage ich jeden redlichen und unbefangenen Leser: Welcher von Beiden ist der bessere Mensch? — Welchem von Beiden möchte er sein eigenes Schicksal lieber in die Hand geben? — Welcher von ihnen ist durch das reinere Motiv zurückgehalten worden? — Wo liegt demnach das Fundament der Moral?“

Wenn es sich statt um einen Mord, nur um Verleumdung gehandelt hätte, so würde Titus vielleicht nicht vom Mitleide ergriffen worden und daher der schlechte Kerl geblieben sein, der er schon früher war, als er den Entschluss zum Morde fasste, als er im Interesse seiner Sinnlichkeit und Liebe fremde Rechte, und zwar nichts weniger als ein Menschenleben opfern wollte. Titus ist zwischen diesen beiden Schurken allerdings der bessere — vorausgesetzt, dass sie Beide gleich liebten und von gleicher Willensstärke waren. Das wäre ein schönes Fundament der Moral!

In Bezug auf die Ethik Hartmann's habe ich das Nöthige schon im zweiten Bande der „Vorurtheile“ angeführt. Hartmann hat vor Schopenhauer den Vorzug,

dass er die Hingabe an die Culturentwicklung lehrt und nicht das Mitleid allein als Leitstern unseres Thun und Lassens hinstellt; das Motiv aber, das uns zu dieser Hingabe begeistern soll, ist ohne praktischen Werth. Die Rückkehr ins Unbewusste ohne Garantie, dass der Jammer wieder beginne, kann nicht begeistern. Wie die Verschiedenheit des intelligiblen Charakters und das Gefühl der Verantwortlichkeit erklärt werden sollen, ist eine Schwierigkeit, welche beide Philosophen, Schopenhauer und Hartmann durch die Beschränkung der Individuation auf das phänomenale Gebiet der Vorstellung gemein haben.

Dass Schopenhauer in dem Mitleide die Quelle des Wohlwollens zu finden glaubte, ist übrigens begreiflich, denn das Bewusstsein fremden Leidens muss in unserem Wohlwollen eine gewaltige Steigerung hervorrufen, und kann der Anblick desselben unter Umständen uns bis zur Aufopferung des eigenen Lebens treiben. (Die Wirkung des fremden Lachens und Weinens auf uns hat auch einen physikalischen Grund, auf welchen wir später kommen.)

Wir haben in einem früheren Capitel betont, dass die Einwirkung der Motive und deren Beurtheilung das Massgebende sind, um einen bestimmten Charakter auf eine bestimmte Weise handeln zu machen. Wir haben also eigentlich drei Factoren: die ursprüngliche Beschaffenheit des intelligiblen Subjectes, die einwirkenden Motive und das Instrument unseres Erkenntniss- und Empfindungsvermögens, den Organismus. Wir werden die Thaten eines Wahnsinnigen und Trunkenen, die Noth einer hungernden Familie bei Beurtheilung eines Menschen immer berücksichtigen, aber auch sehr oft von Jemand sagen, er sei ein schlechtes Subject, wenn er auch gerade kein Verbrechen begeht.

Es gibt aber noch eine Verschiedenheit unter den Menschen, welche meines Wissens noch von Niemand

gewürdigt wurde, und die sich aus der Untersuchung der phänomenalen Natur unserer Vorstellung ergibt. Es gibt Menschen von voller phänomenaler Befangenheit und solche von geringerer phänomenaler Befangenheit — ganz unabhängig davon, wie es mit dem moralischen Werthe des Subjectes, dem Temperamente und dem Erkenntnissvermögen steht.

Doch muss hier scharf unterschieden werden, zwischen der geringen phänomenalen Befangenheit der Dichter, Träumer oder Seher, und der *a posteriori* im Wege des Denkens erschlossenen Erkenntniss von der phänomenalen Beschaffenheit unserer Welt, wie solche im Wege des Studiums der Philosophie erworben werden kann.

So gehöre ich, meiner Organisation nach, unzweifelhaft zu den Individuen von voller phänomenaler Befangenheit, und habe nie eine Hallucination, Ahnung oder einen bedeutungsvollen Traum gehabt, noch mich auf einem richtigen Instinct ertappen können. Ich glaube auch nicht, dass ich als Künstler oder Dichter je etwas Gutes hätte schaffen können.

Schon der gemeine Verstand ist gewohnt, bei Beurtheilung eines Menschen „Kopf und Herz“ zu unterscheiden, und von einem guten und schlechten Kopfe und gutem und schlechtem Herzen zu sprechen; er drückt sich noch deutlicher aus, er sagt auch, Dieser oder Jener ist ein praktischer und positiver Mensch, oder er ist ein Träumer, Schwärmer oder Idealist. Der eigentlichen Ursache dieser letzten Unterscheidung ist sich der gemeine Verstand nicht bewusst, und doch ist sie für das Verständniss der grossen Verschiedenheit der menschlichen Naturen und Anschauungen von grösster Wichtigkeit.

Schon der alte Heraklit, der „Dunkle“, sagte, unsere Sinne seien Lügenschmiede, und in diesem Umstande ist der Unterscheidungsgrund zu finden; der Eine hat gute Schmiede, der Andere schlechte; bei dem Einen

ist die phänomenale Täuschung eine vollkommene, bei dem Anderen ist sie eine unvollkommene — der Metaorganismus leuchtet mehr oder weniger durch.

Ich werde zur grösseren Deutlichkeit ein Schema dieser Eintheilung entwerfen, welche Eintheilung durchaus nicht als eine scharfe Trennung der einzelnen Gruppen zu betrachten ist — im Gegentheile, diese fliessen sowohl in der verticalen als horizontalen Richtung der Colonnen durch unzählige Abstufungen ineinander.

Unter voller phänomenaler Befangenheit verstehe ich den rohen (unphilosophischen) Zustand des gemeinen Verstandes, der die Sinnenwelt als eine volle Realität auffasst, und einzig und allein in ihr lebt — ein Standpunkt, den nicht nur thierische und materielle Menschen, sondern auch gebildete, naturwissenschaftlich weit vorgeschrittene einnehmen können, wo hingegen die geringere phänomenale Befangenheit sich durch eine Schwärmerei, durch das metaphysische und religiöse Bedürfniss und durch eine Traum- oder Ideenwelt auszeichnet, daher an transcendente Unterlagen begreiflicherweise leicht glaubt, aber darum auch dem Aberglauben sehr leicht verfällt. Es ist der Gegensatz, den der gewöhnliche Sprachgebrauch mit den Ausdrücken: „positiver, materieller Mensch", und „Idealist, Poet, Phantast" bezeichnet. Doch muss diese Anschauung rectificirt werden, weil die volle oder geringere phänomenale Befangenheit ganz unabhängig von dem Charakter und dem Grade der Intelligenz ist. Es ergeben sich die folgenden Versetzungen; doch bemerke ich noch einmal, dass es sich in dieser Tabelle nur um die in unserer Organisation liegende Beschaffenheit, und nicht um die *a posteriori* erworbene Erkenntniss handelt, wie eine solche z. B. auch durch die Lecture dieses Bandes bei meinem Leser entstehen könnte.

Die beiden letzten Gruppen (3 und 4) der zweiten Reihe sind mehr des Systems halber hergesetzt, in der Wirklichkeit dürfte diese Zusammenstellung schwer zu finden sein; auch habe ich der Kürze wegen „Intelligenz“ statt dem richtigen „intellectuelle Fähigkeit“ gesetzt.

Volle phänomenale Befangenheit:

1.	2.	3.	4.
Edle Natur Hohe Intelligenz	Edle Natur Geringe Intellig.	Gemeine Natur Hohe Intelligenz	Gemeine Natur Geringe Intellig.

Geringe phänomenale Befangenheit:

1.	2.	3.	4.
Edle Natur Hohe Intelligenz	Edle Natur Ger. Intelligenz	Gemeine Natur Hohe Intelligenz	Gemeine Natur Ger. Intelligenz

Betrachten wir zuerst den Uebergang von der vollen zur geringen phänomenalen Befangenheit der edlen und intelligenten Naturen, also die erste Colonne.

Zu den edlen und intelligenten, sich aber der phänomenalen Welt ganz hingebenden Menschen sind vor Allem einzelne Staatsmänner und auch Menschenfreunde zu zählen, etwa ein Heinrich IV. von Frankreich, ein Colbert, selbst der Regent Philipp von Orleans; den Uebergang bilden Philosophen und Poeten vom Schlage eines Sokrates und Göthe, um in einem Christus zu endigen, der sein ganzes Sinnen und Wirken in die nicht phänomenale Welt verlegt und allen Gütern der phänomenalen Welt den Werth abspricht. Die beiden Ersteren haben nicht so sehr durch ihre Ansichten und Dichtungen, als insbesondere durch ihr aussersinnliches Schauen auf diese Bezeichnung Anspruch.

Was nun die zweite Colonne anbelangt, so umfasst sie die trefflich so genannten Gutmüthigen, um mit Mystikern und religiösen Schwärmern zu endigen.

Zu den gemeinen Naturen mit genügender Intelligenz, und voller phänomenaler Befangenheit (Nr. 3) zählen in der Regel die sogenannten „Gebildeten“ in der Civilisation, die Egoisten. Als Musterbilder könnte man nennen: Die Napoleoniden und die Mitglieder des Hauses Orleans von „Egalité“ bis Louis Philipp und zum Theile auch darüber hinaus. Selten wird man unter solchen Individuen eine Natur von geringer phänomenaler Befangenheit finden, denn eine solche wäre geradezu das Princip des Bösen; auch ist nicht zu übersehen, dass der Zustand des sich Erhebens über die phänomenale Anschauung kein constanter ist (sonst wäre das Wahnsinn); in solchen Augenblicken von geringerer phänomenaler Befangenheit (die gehobene beschauliche Stimmung) wird sich immer ein Lichtpunkt finden lassen, wie denn die grossen Peiniger der Menschheit im Genre eines Napoleon auch solche Regungen hatten.

Das praktische Leben und die Criminalgeschichte liefern viele Beispiele von ganz unvereinbaren Handlungen bei einem und demselben Individuum; doch sowie der Weinrausch die Natur eines Menschen umzukehren im Stande ist, so steht es auch mit der phänomenalen Befangenheit, die ganz plötzlich durch die verschiedensten Einwirkungen in den Hintergund oder Vordergrund treten kann.

Was nun die vierte Colonne anbelangt, so ist der eigentliche Repräsentant der gemeinen Naturen mit geringer Intelligenz und voller phänomenaler Befangenheit das Thier, also auch die lediglich den thierischen Trieben huldigenden Menschen ohne metaphysisches Bedürfniss, ohne Religion, ohne Schwung; in diese Classe gehören die meisten Verbrecher, die den rücksichtslosen Kampf um's Dasein führen, um ausnahmsweise, wenn die phänomenale Befangenheit keine vollkommene ist, selbst zu wahrhaft bösen, an diesem Lust empfindenden Bestien zu werden. Zwischen schlecht und

böse ist ein Unterschied. Der schlechte Mensch gebraucht alle Mittel, um seine egoistischen Zwecke zu erreichen, der böse findet ein Vergnügen an den Leiden Anderer.

Wir haben also auf der einen Seite, welche die Welt der Erscheinung und Vorstellung für letzte und volle Realität hält und frei von jeder Ahnung des phänomenalen Schwindels ist, alle sogenannten praktischen Leute und Egoisten, die sich in der Regel mit dem Erwerbe und Genusse, mit der Politik und der trockenen Naturwissenschaft u. s. w. beschäftigen und die grosse Majorität der Menschheit bilden; auf der anderen Seite eröffnet der Philosoph den Reigen, weil er die Phänomenalität der Erscheinungswelt mit dem Verstande erschliesst, wenn seine Natur auch nicht darnach angelegt wäre. Der Künstler, Schwärmer und Mystiker bilden den äussersten Flügel. Während für die letztere Gruppe die Welt eine tiefe, poetische oder mystische Unterlage hat, sieht die andere Partei mit Verachtung auf solche Dinge und Schwärmereien und wird geradezu grob, wenn ihr Thatsachen oder Argumente zu nahe an den Leib gehen. Es ist das auch kein Spass! Die Fürstenkronen, die Millionen, die Minister-Portefeuilles, die Popularität — lauter Dinge, die Vielen sehr hoch zu stehen kommen — „das soll nichts als phänomenaler Quark sein, und es soll andere Güter geben, um die wir uns nicht kümmern?! Der menschliche Ehrgeiz sollte wirklich nur leeren Phantomen nachjagen?“

Der Leser wird begreifen, dass sich die Menschen wehren, wenn man sie in ihren Illusionen stört. Freilich flüchten sie sich oft selbst hinein, wenn sich das Blatt wendet! Das Unglück hat so Manchem das innere Auge geöffnet!

Es gibt allerdings Illusionen, welche ganz unschädlich sind. Wenn ich des Abends, die Strassen betretend, mir einbilde, die Gasflammen seien lediglich mir zu Liebe und Ehren

angezündet, so ist das eine ganz unschädliche Illusion; doch leider sind nicht alle Illusionen so harmloser Natur, im Gegentheile, Ehrgeiz und Habsucht sind die mächtigsten Triebfedern unseres Handelns und gleichzeitig die ergiebigsten Quellen der menschlichen Leiden. Es thut daher sehr gut, wenn man der „gebildeten“ Welt zeigt, dass sie sich durch den Schleier der Maja foppen lasse, und sie dadurch nach und nach zur Besinnung bringt. Die Phänomenalität unserer menschlichen Welt muss darum keine Veranlassung sein, uns einem unnützen und beschaulichen Leben eines Klostergeistlichen hinzugeben, denn das ist im besten Falle doch ein unfruchtbarer Egoismus; wir haben zu wirken und zu schaffen und uns im Sinne Hartmann's der Culturentwickelung hinzugeben. Die Erkenntniss der Phänomenalität unserer Welt kann uns aber die dauernden Werthe von dem Flitter unterscheiden lehren, und daran thut es wahrlich noth!

Was nun die Veranlassung dieser Verschiedenheit unter den Menschen anbelangt, so ist sie eine sehr prosaische und materielle. So wie es einen mehr oder weniger dichten und dickeren Schleier gibt, so ist es auch hier der Fall. Das Entscheidendste dürfte das Keimmateriale sein, wenngleich Krankheit und Lebensweise darin viel zu ändern vermögen. Die Eigenschaft richtiger Visionen ist oft angeboren, kommt und geht, kann selbst um den Preis der Gesundheit erworben werden. Es ist aber ganz begreiflich, dass oft ein einzelnes schwer wiegendes Ereigniss einen sich ausschliesslich den Freuden der phänomenalen Welt hingebenden Menschen zur Besinnung bringen kann. Dieser Unterschied und der des Temperamentes sind von grosser Wichtigkeit bei charakterologischen Untersuchungen.

Phänomenale Befangenheit und Temperament, Lebensstellung und Erziehung sind die Factoren, die wir durch die Geburt übernehmen, und welche unsere ganze Existenz

zu einer fatidiken machen, ohne darum die Verantwortlichkeit aufzuheben. Alle Erfahrungen, die uns das Leben bietet, capitalisiren sich im Metaorganismus, der allerdings in günstige oder ungünstige Verhältnisse treten kann. Die Prüfungen des Lebens sind keine so ganz zwecklosen Foltern; ein ruhiges, glückliches Leben ist eben nicht geeignet, uns von den materiellen, phänomenalen Genüssen zu emancipiren und höheren Bestrebungen zuzuwenden, auch bietet es keine Gelegenheit, unseren Werth zu erproben. Christus hatte daher sehr Recht, als er sagte: „Den ich liebe, den züchtige ich.“ In dieser Bestimmung des Menschen liegt die Verurtheilung des Selbstmordes, wie er in unseren Tagen so häufig ist. Dass aber nicht jeder Selbstmord in diese Kategorie der Feigheit und Verwerflichkeit einzureihen ist, und dass der Materialismus und das allerhöchste Aerar nicht berechtigt sind, einen Lebensmüden durch Hunger und physische Leiden zu Tode zu quälen, das habe ich im ersten Bande meiner „Vorurtheile“ bereits besprochen.

Für eine höhere Intelligenz könnte es keine Schwierigkeit haben, in richtiger Beurtheilung des Keimmateriales (welches über Temperament und selbst Gehirnbeschaffenheit entscheidet), der Lebensstellung, Erziehung und der Natur des darstellenden Subjectes einen richtigen Schluss auf die Geschicke eines Menschen zu ziehen, da wir, wenn auch in beschränkterer Weise, im gewöhnlichen Leben dasselbe thun. Es hat daher auch gar nichts so Wunderbares, dass der zu bestimmten Zwecken unternommene Lebenstraum zu einem Fatum wird, welches ab und zu durchleuchtet; dieser Glaube an eine specielle Vorsehung entspringt allerdings nicht unserer Erkenntniss, sondern sitzt tiefer, er sitzt im Unbewussten, im Metaorganismus; es kann daher fatidike Wahrsagungen und Träume dort geben, wo eine geringere phänomenale Befangenheit herrscht. Daher kommt

es auch, dass man die Nothwendigkeit der Geschehnisse nicht als eine blinde, sondern zweckmässige, planmässige auffasst; Schopenhauer nennt diesen Fatalismus den transcendenten, und meint, „dass der Lebenslauf des Einzelnen, so verworren er auch scheinen mag, ein in sich übereinstimmendes, bestimmte Tendenzen und belehrenden Sinn habendes Ganzes sei, so gut wie das durchdachteste Epos" *).

Er sagt weiter: „Von diesem Gesichtspunkte aus könnte man den sehr transcendentalen Gedanken fassen, dass diesem *mundus phaenomenon*, in welchem der Zufall herrscht, durchgängig und überall ein *mundus intelligibilis* zu Grunde läge, welcher den Zufall selbst beherrscht" . . . „Wir begreifen oft nicht, wie wir haben Dieses oder Jenes thun oder unterlassen können; so dass es aussieht, als hätte eine fremde Macht unsere Schritte gelenkt". Dieser Gedanke wäre der richtige gewesen, der aber mit den sonstigen Lehren Schopenhauer's im Widerspruche steht.

Schopenhauer vergisst ganz, dass er ja selbst die Welt als eine „Vorstellung" hinstellt, dass aber ein phänomenales Bild, das Mehrere zu gleicher Zeit auf eine übereinstimmende Weise sehen, doch ohne eine reelle Unterlage gar nicht möglich ist. Der *Mundus intelligibilis* ist also durchaus nothwendig, wenn Wesen von gleicher Organi-

*) Wie Schopenhauer die Ansicht vertreten konnte, dass nur in dem Schicksale des Einzelnen, nicht aber in der Weltgeschichte Plan und Ganzheit sei, ist geradezu unbegreiflich. Parerga I. S. 218. Der Zustand der Menschheit ist ebenso ein Entwickelungsproduct, wie der des einzelnen Menschen, hat also Nothwendigkeit in sich. Es ist offenbar die Furcht vor dem Gottesgedanken, die ihn lehren machte, dass die Gesetze, welche für die einzelnen Wässer Geltung haben für den grossen Fluss keine hätten, der doch nur aus und durch die kleinen Wässer gebildet wird.

sation dieselbe Vorstellung einer phänomenalen Welt haben sollen. Wenn ich allein in den Spiegel schaue, und sich darin ein Gegenstand abspiegelt, so mag ich vielleicht in Zweifel gerathen, ob ich nicht ein Spiel der Phantasie vor mir habe; wenn aber Mehrere dasselbe Bild im Spiegel sehen, so wird doch Niemand daran zweifeln, dass diesem Bilde ein wirkliches Object entsprechen muss.

Das, was er S. 227 über die Teleologie der Natur sagt, indem sie das Zweckmässige, ohne Kenntniss des Zweckes eintretend, darbietet, hätte ihn doch stutzig machen müssen.

Noch interessanter ist die Aeusserung Schopenhauer's, wo er von den Leiden zu unserem Wohle spricht, „zumal wenn wir als unser wahres Wohl das metaphysisch moralische Denken betrachten." Auf das Wohl des intelligiblen Wesens kommt es nun allerdings an.

Dass die Unterlage eines intelligiblen Charakters für uns, und einer intelligiblen Welt für die phänomenale viele Gegensätze und Räthsel löst, ist wie der Leser sieht, schon in den Schriften Kant's und Schopenhauer's enthalten. Letzterer schliesst seine Abhandlung über die anscheinende Absichtslosigkeit im Schicksale des Einzelnen mit der Betrachtung, dass die Kant'sche Unterscheidung von Ding an sich und Erscheinung es möglich mache, drei sonst unvereinbarliche Gegensätze zu begreifen: nämlich die Freiheit des Willens an sich, und die Nothwendigkeit der Handlungen, ferner die rein technisch-causale und teleologische Erklärbarkeit der Naturproducte; endlich „die offenbare Zufälligkeit aller Begebenheiten im individuellen Lebenslaufe und ihre moralische Nothwendigkeit zur Gestaltung desselben, gemäss einer transcendenten Zweckmässigkeit für das Individuum." . . . . . . „Worauf diese geheimnissvolle Lenkung des individuellen Lebenslaufes es eigentlich abgesehen habe, lässt sich nur im Allgemeinen angeben. Bleiben

wir bei den einzelnen Fällen stehen, so scheint es oft, dass sie nur unser zeitiges, einstweiliges Wohl im Auge haben, dieses jedoch kann wegen seiner Geringfügigkeit, Unvollkommenheit, Futilität und Vergänglichkeit nicht im Ernste ihr letztes Ziel sein; also haben wir dieses in unserem ewigen, über das individuelle“ (sollte heissen phänomenale) „Leben hinausgehende Dasein zu suchen.“

Dass eine Verwerthung unseres Lebenslaufes und der in demselben gemachten Erfahrungen und gewonnenen Empfindungsfähigkeiten im Falle der Auflösung in einem metaphysischen Allwillen nicht möglich ist, wird Jeder zugeben, wie nicht minder, dass, wenn die phänomenale Welt der Vorstellung nur durch den Eintritt eines ursprünglichen intelligiblen Charakters in die empirische Welt, und durch den empirischen Charakter möglich ist, offenbar nichts Anderes übrig bleibt, als der Rücktritt in die intelligible Welt. Es geht dies fast aus jeder Zeile hervor, die Schopenhauer später geschrieben; doch so wie in früheren Zeiten Alles *ad majorem Dei gloriam* verwerthet wurde, so glaubte die jüngste Epoche unbedingt für den Atheismus und Materialismus Capital schlagen zu müssen, wenn auch auf Kosten der gesunden Vernunft.

Es sieht beinahe so aus, als hätte sich Schopenhauer das Recht, auf den Materialismus loszudreschen, erst durch einen ostentativen Atheismus erkaufen wollen.

Wenn wir die menschliche Erscheinung einer objectiven Prüfung unterziehen, in Bezug auf Entstehung, Entwickelung und Function, so gelangen wir zur Nothwendigkeit einer intelligiblen Unterlage, zum intelligiblen Subject. Ein solches kann ohne Eigenthümlichkeiten gar nicht gedacht werden, wir stehen also gleichzeitig vor der Nothwendigkeit eines intelligiblen Charakters, dessen Existenz sich durch den Imperativ des „Sollens“ auch prak-

tisch offenbart, und welcher wieder ohne intelligibles Subject nicht denkbar wäre.

Ein über das phänomenale „Ich“ hinausgehendes intelligibles Subject mit einem über den empirischen Charakter hinausgehenden intelligiblen Charakter wären allein schon hinreichend, auf die Nothwendigkeit der Existenz einer intelligiblen Welt zu schliessen. Wir werden in dem folgenden Capitel aber ganz unabhängig von dieser Nothwendigkeit uns mit einer solchen beschäftigen, wodurch noch so Manches an Klarheit gewinnen wird, was meinem Leser vielleicht in Bezug auf das intelligible Subject und dessen Charakter dunkel scheint.

Neuntes Capitel.

Die intelligible Welt.

Die beiden zur intelligiblen Welt führenden Wege. — Die Wiedersprüche mit der phänomenalen Gesetzmässigkeit. — Der phänomenale Schein der Naturgesetze.

Die Denker der früheren Jahrhunderte hatten sich in ihren metaphysischen Speculationen begreiflicherweise den tiefen Gedankengang eines Kant nicht angeeignet, um aus der Nothwendigkeit der Existenz eines intelligiblen Subjectes und Charakters auf das Vorhandensein einer intelligiblen Welt schliessen zu können; wenngleich sich Spuren dieses Gedankenganges schon bei Sokrates finden. Nichtsdestoweniger hat die Menschheit im grossen Ganzen an der Existenz einer intelligiblen Welt nie gezweifelt. So richtig dieser Gedanke oder vielmehr Glaube auch war, so hatte man dennoch von dieser intelligiblen Welt die sonderbarsten Vorstellungen.

Zu allen Zeiten haben einzelne Menschen die Anmassung gehabt, mitunter selbst *bona fide*, von der intelligiblen Welt Etwas zu wissen; es waren die Propheten, Religionsstifter, Priester und Medien aller Völker und Zeiten. Im zweiten Bande der „Vorurtheile" habe ich den Nachweis geliefert, dass diese Offenbarungen keinen viel grösseren

...sen, auf welches ihn übrigens
..." geführt. Nunmehr fügt
...es beharrliche Wesen
... denken werde,
...annten Natur
...ner Art Wesen
... Verknüpfung, ob
...iche ich die pneu-
Vermittlung der
...e oder jemals stehen
...e aus demjenigen schlie-
Kant will offenbar andere
...e Natur und Beschaffenheit
..., da die Betrachtung unserer
Existenz dieses beharrlichen
...f dessen Art, einen sicheren
...r anderen Stelle äussert sich Kant,
...enn eine „systematische Verfassung"
intelligible Welt" nennt, „nicht ledig-
...en von der geistigen Natur überhaupt,
...etisch ist, sondern aus irgend einer
...nd allgemein zugestandenen Beob-
...nnte geschlossen oder auch nur wahr-
...gemacht werden."

...e Beobachtungen, die uns erlauben, einige Schlüsse
... sind nun allerdings heute gegeben, wenn sie auch
...ügen, eine „systematische Verfassung" zu liefern.

Die obigen zwei Fragen Kant's können zufällig mit
...rheit beantwortet werden.

Es ist gewiss, dass das intelligible Subject dem Schick-
...e nicht verfällt, welches ihm Schopenhauer und
Drossbach zusprechen. Weder verschwindet es im Meere
des „Willens", noch hat es als bewusstlose Monade Millionen

Welt zu ziehen; Wunder kann es nicht geben, und Alles, was ist, muss natürlich und gesetzmässig sein. Dies ist der eine Weg, den Zöllner schon in seiner Vorrede zur elektro-dynam. Theorie in Bezug auf den Raum in Anwendung bringt.

Der andere Weg besteht in den Rückschlüssen von der normalen, phänomenalen Gesetzmässigkeit auf die intelligiblen Unterlagen. Es kann sich widersprechende Naturgesetze nicht geben; ein und dasselbe Naturgesetz kann aber durch die Verschiedenheit der physikalischen Verhältnisse oder Anschauungsweisen anders scheinen.

Kant, der entschieden am glücklichsten speculirte, und der begierig die Erscheinungen an anormalen Organisationen aufgriff, weil er in ihnen das einzige Mittel sah, etwas hinter die Coulissen zu schauen — wie denn auch die Verletzungen und Abnormitäten unsere physiologischen Kenntnisse vermehren — hatte jene Erfahrungen und Fortschritte der Wissenschaft nicht zu Gebote, wie die jetzt lebende Generation, daher wir denn auch auf diesem Wege weiter gelangen können, als er. Kant hat diesen Weg durch sein „intelligibles Subject" und den „intelligiblen Charakter" in Angriff genommen (und eigentlich schon Sokrates in Plato's Phädon); er hat also dadurch auf die Nothwendigkeit einer transcendentalen Unterlage zur Erklärung phänomenaler Vorkommnisse geschlossen. Mit der nur ihm eigenthümlichen Klarheit und Offenheit sagt Kant: „Ich erkenne in mir Veränderungen als in einem Subjecte, was lebt, nämlich Gedanken, Willkür etc., und weil diese Bestimmungen von anderer Art sind, als Alles, was zusammengenommen meinen Begriff von Körper macht, so denke ich mir billigermassen ein unkörperliches und beharrliches Wesen." Man kann nicht einfacher und klarer die Nothwendigkeit eines von den phänomenalen Erscheinungen ver-

schiedenen Subjectes nachweisen, auf welches ihn übrigens auch der „intelligible Charakter“ geführt. Nunmehr fügt aber Kant vorsichtig hinzu: „Ob dieses beharrliche Wesen auch ohne Verbindung mit dem Körper denken werde, kann vermittelst dieser aus Erfahrung erkannten Natur niemals geschlossen werden. Ich bin mit einer Art Wesen durch Vermittlung körperlicher Gesetze in Verknüpfung, ob ich aber sonst nach andern Gesetzen, welche ich die pneumatischen nennen will, ohne die Vermittlung der Materie in Verbindung stehe oder jemals stehen werde, kann ich auf keinerlei Weise aus demjenigen schliesen, was mir gegeben ist.“ Kant will offenbar andere Daten, wenn er auf die weitere Natur und Beschaffenheit dieses Subjectes schliessen soll, da die Betrachtung unserer eigenen Natur nur auf die Existenz dieses beharrlichen Wesens, nicht aber auf dessen Art, einen sicheren Schluss erlaubt. An einer anderen Stelle äussert sich Kant, dass es schön wäre, wenn eine „systematische Verfassung“ dessen, was er die „intelligible Welt“ nennt, „nicht lediglich aus den Begriffen von der geistigen Natur überhaupt, die gar zu hypothetisch ist, sondern aus irgend einer wirklichen und allgemein zugestandenen Beobachtung könnte geschlossen oder auch nur wahrscheinlich gemacht werden.“

Solche Beobachtungen, die uns erlauben, einige Schlüsse zu ziehen, sind nun allerdings heute gegeben, wenn sie auch nicht genügen, eine „systematische Verfassung“ zu liefern.

Die obigen zwei Fragen Kant's können zufällig mit Sicherheit beantwortet werden.

Es ist gewiss, dass das intelligible Subject dem Schicksale nicht verfällt, welches ihm Schopenhauer und Drossbach zusprechen. Weder verschwindet es im Meere des „Willens“, noch hat es als bewusstlose Monade Millionen

Jahre auf Reactivirung eines Bewusstseins zu warten. Das Subject hört nicht auf zu denken.

Es wäre aber selbst ohne diese Thatsachen die Behauptung gegründet, dass das Subject zu denken vermögen muss, wenn der Mensch zu denken vermag, weil letzteres nur eine Modification der ersteren Denkweise sein kann; die Zellen können es gewiss nicht. Unser ganzes Leben ist ja nicht die eigentliche Function, sondern nur der phänomenale, dreidimensionale Abklatsch des eigentlichen Lebens; sowie wir auch nicht zu träumen vermöchten, wenn wir bei Tage nicht ebenfalls und weit wirklicher fungirten. Kant sagt ausdrücklich, dass „hinter den Erscheinungen doch die Sachen an sich selbst, obzwar verborgen, zum Grunde liegen müssen“. Daher auch ihre Beziehungen das Wirkliche sind, die von uns nur phänomenal aufgefasst werden.

So wie das Denken der intelligiblen Wesen, so ist auch die Möglichkeit ihres Eingriffes in die uns wahrnehmbare Materie zur unzweifelhaften Thatsache geworden; unsere blosse Existenz schon müsste als Beweis dafür dienen, doch wissen wir es aus unzweifelhaften Erfahrungen.

Die Thatsachen, auf welche sich diese Behauptung stützt, habe ich im zweiten Bande der „Vorurtheile“ (auch an anderen Orten) näher bezeichnet. Es ist daher nicht nothwendig, darauf zurückzukommen. Leider aber hat sich bei Beurtheilung solcher aussergewöhnlicher Fälle gezeigt, dass nicht nur ein lächerliches wissenschaftliches Vorurtheil, sondern auch spiritistische Voreingenommenheit ihre Verwerthung hindert. Es ist daher auch in der zweiten Richtung eine Richtigstellung nothwendig, denn nur eine sehr vorsichtige Beobachtung und kritische Beurtheilung kann uns verlässliches Material liefern, um Schlüsse auf die Natur der intelligiblen Welt zu ziehen. So wie das Fernrohr, das Mikroskop und die Spectral-Analyse unseren Gesichtskreis auf eine für unsere Vorfahren gewiss undenkbare Weise

erweiterten, so kann das oft durch eine einzige richtige Beobachtung auf diesem Gebiete auch geschehen. Aber man darf sich nicht übereilen, weil ein übereilter Schluss leicht für längere Zeit auf Abwege führt. Man denke an die Folgen der ersten unrichtigen und zweiten richtigen Beobachtung des Venusdurchganges zu Zeiten Newtons!

Ich habe den Naturforschern immer den Vorwurf gemacht, dass sie für jede unbekannte Kraftäusserung einen unbekannten Stoff voraussetzten, wodurch sich begreiflicher Weise Alles erklären lässt, so der Wärme- und Lichtstoff, der Aether, das Od, die verschiedenen Fluide u. s. w. Sowie es nun die Naturforscher mit den Stoffen, so machen es die Spiritisten mit den Geistern. Einen unverstandenen Vorgang einfach einem unbekannten Wesen mit unbekannten Eigenschaften zuzuschreiben, ist immer die bequemste Lösung.

Sowie uns die Kritik der Behauptungen des gemeinen Verstandes in den Stand versetzen wird, so manches Vorurtheil der abergläubischen und der aufgeklärten Welt nach beiden Seiten hin richtig zu stellen, so wird es uns nun möglich, durch die Erkenntniss, dass unsere Persönlichkeit nur ein Phantom, ein Bild ist, auch Licht in die spiritistischen Phänomene zu bringen, was um so nothwendiger ist, als selbst Wallace, Crookes und Zöllner in Bezug auf die Erklärungsweise, je nach ihrem Standpunkte, vielleicht nicht kritisch genug vorgehen.

Der Leser verstehe mich wohl: Es wird mir nie einfallen, so bedeutende Physiker, als die beiden Letzteren in Bezug auf die Thatsachen und deren exacte Prüfung bemängeln zu wollen. Ich traue den Augen eines Zöllner und Crookes, wo es sich um physikalische Experimente handelt, mehr als meinen eigenen, und finde es lächerlich, wenn Jemand sich dahin äussert, bis er mit seinen eigenen

Augen nicht sieht, glaube er nicht an die Thatsächlichkeit der spiritistischen Phänomene.

Nur jener meiner Leser, der sich für einen bedeutenderen Experimental-Physiker hält, als Crookes und Varley, Wilhelm Weber und Zöllner — also die ersten Kräfte Englands und Deutschlands — es sind, der hat das Recht, an seine eigenen Augen lieber zu appelliren, statt die Schriften dieser Männer zu lesen. Diejenigen meiner Leser aber, welche die Unmöglichkeit dieser Dinge *a priori* behaupten — ein sehr häufiger Fall, Dank den wissenschaftlichen Vorurtheilen — die müssen sich nothwendig für bedeutendere Denker halten, als es Sokrates, Plato und Kant waren; in der Regel glaubt allerdings Jeder, genug Verstand zu haben, und damit auch Andere reichlich versorgen zu können, aber für einen Physiker wird sich doch nicht leicht Derjenige halten können, der es nicht ist.

Die Phrase, „bis ich es nicht selbst gesehen“, hat überhaupt keinen Sinn, denn wer von uns hat den Cometen von Anno 1744, das Erdbeben von Lissabon, Ludwig XIV., das Franz-Josephs-Land gesehen? Und wer glaubt nicht daran? Wer hat denn die Fundorte und Schichtenlagen der verschiedenen archäologischen Ausgrabungen gesehen, und wer acceptirt nicht die gezogenen Folgerungen, welche auf dem Zeugniss mitunter eines einzigen Menschen beruhen?

Es handelt sich also nur um ein besseres Sehen und Urtheilen; welcher meiner Leser kann sich aber anmassen, die grössten Physiker der Gegenwart darin übertreffen zu wollen?

Sehr richtig sagt Wallace, dass allerdings Niemand glauben wird, dass irgend Jemand auf dem Telegraphendrahte aus Amerika nach Europa reiten werde — aber es es wird es auch Niemand behaupten; daher denn die übliche Phrase „so wenig als ich das glaube, wenn mir es Jemand

erzählt, so wenig werde ich die spiritistischen Facta glauben", keinen Sinn hat.

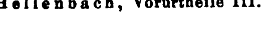
Wenn ich also von Berichtigung spreche, so handelt es sich nur um die Erklärungen und Consequenzen, welche diese ausgezeichneten Forscher an diese Phänomene knüpften und auch nicht knüpften. So erklärt Wallace so Manches mit Hilfe der Intervention anderer Wesen, wo es gar nicht nothwendig ist, und Zöllner vielleicht so Manches mit Hilfe der vierten Raumdimension, wo sie ebenfalls noch nicht zwingend am Platze ist. Dadurch wird nun allerdings die Existenz weder anderer Wesensreihen, noch der vierten Raumdimension in Zweifel gezogen. Der kritische und vorurtheilsfreie Verstand darf sich durch keine Lieblingsgedanken beeinflussen lassen und muss jede objective Kritik willkommen heissen.

Wir werden aber bei unserem Versuche, einen Blick in die Verhältnisse der intelligiblen Welt zu werfen, nicht nur aus den der phänomenalen Gesetzmässigkeit scheinbar widersprechenden Thatsachen Schlüsse ziehen, sondern auch aus der phänomenalen Gesetzmässigkeit selbst; ein Weg, auf welchem ich keine Vorgänger zu haben glaube. Dieser Weg bietet ein ungeheures Feld und gewährt der Phantasie einen grossen Spielraum, daher er denn nur mit der grössten Vorsicht betreten werden darf. Der erste Weg ist dagegen sehr begrenzt, bietet aber weit mehr Sicherheit. Auf diesem wollen wir unsere Wanderung beginnen und uns sogleich in *medias res* versetzen.

Beobachtete sichergestellte Thatsachen erlauben uns folgende Schlüsse zu ziehen:

1. Die intelligible Welt existirt.

2. Die intelligible Welt hat Erinnerung ihrer phänomenalen Bilder.



3. Die intelligible Welt kann unter gegebenen Bedingungen die Formen der phänomenalen Organe bis zur Sichtbarkeit und Fühlbarkeit für uns darstellen und dann unter aussergewöhnlich günstigen Verhältnissen in die phänomenale Welt auf eine uns wahrnehmbare Weise eingreifen.

4. Die intelligible Welt erfreut sich einer Bewegung und Wahrnehmung im Raume, wie sie der phänomenalen Welt unverständlich ist.

Die einzelnen Thatsachen kann der Leser sowohl in meinen, als Zöllner's, Crookes' und Wallace's Schriften finden. Wir haben uns umsoweniger dabei länger aufzuhalten, als wir bei der gleich folgenden Kritik ohnehin auf ähnliche Fälle zurückkommen und bei den Betrachtungen über die phänomenale Gesetzmässigkeit den Beweis erbringen werden, dass das gar nicht anders gedacht werden könne, und dass diese aussergewönlichen Facta nur eine Bestätigung an sich nothwendiger Voraussetzungen sind.

Es ist schwer zu entscheiden, ob diese Th. atsache jetzt oder in früheren Zeiten häufiger waren; denn es ist begreiflich, dass die Folter und der Flammentod der Beobachtung Schwierigkeiten boten, wahrscheinlich ist es aber, dass sie jetzt immer häufiger auftreten werden, weil man die nothwendigen Vorbedingungen besser kennen lernt und leichter findet, zu denen namentlich eine besondere Organisation einzelner Individuen gehört.

Gerade darum, weil diese Vorfälle in immer weitere Kreise dringen werden, wird es gut sein, die bedeutendsten Forscher in dieser Richtung in ihrer Argumentation zu begleiten, da jeder Erfinder oder Entdecker begreiflicherweise leicht des Guten zu viel thut.

Wir haben es also hier weniger mit den Thatsachen selbst zu thun, als mit deren Beurtheilung.

Bevor wir diese Kritik beginnen, sei nur kurz bemerkt, dass Zöllner, als er Dinge erlebte, welche mit der phä-

nomenalen Gesetzmässigkeit im Widerspruche standen, den Versuch machte, sie durch eine nicht phänomenale, sondern transcendentale Gesetzmässigkeit zu erklären. Meinen Lesern ist es bekannt, auf welche Weise Zöllner zur Voraussetzung der vierten Raumdimension gelangte, wie er unter dieser Voraussetzung experimentirte, und welch' schlagende Beweise er für die Richtigkeit seiner Speculation erhielt. Dieses ist also der Weg, aus den Widersprüchen mit der phänomenalen Gesetzmässigkeit Schlüsse auf die intelligible Welt zu ziehen; später werden wir dann versuchen, aus der phänomenalen Gesetzmässigkeit selbst Schlüsse zu ziehen.

So zweifellos als es ist, dass man nicht gleichzeitig den Anblick der phänomenalen und intelligiblen Welt haben kann, so lässt sich doch nicht behaupten, dass uns eine Kenntniss ganz unmöglich sei. Fechner hat in seiner Einleitung zur „Psychophysik" zwei treffliche Gleichnisse angeführt, die er auf Leib und Seele anwendet, welche aber noch besser auf die phänomenale und intelligible Welt angewendet werden können. Er sagt:

„Wenn Jemand innerhalb eines Kreises steht, so liegt dessen convexe Seite für ihn ganz verborgen unter der concaven Decke; wenn er ausserhalb steht, umgekehrt die concave Seite unter der convexen Decke. Beide Seiten gehören ebenso untrennbar zusammen, als die geistige und leibliche Seite des Menschen, und diese lassen sich vergleichsweise auch als innere und äussere Seite fassen; es ist aber auch ebenso unmöglich, von einem Standpunkte in der Ebene des Kreises beide Seiten des Kreises zugleich zu erblicken, als von einem Standpunkte im Gebiete der menschlichen Existenz diese beiden Seiten des Menschen. Erst wie wir den Standpunkt wechseln, wechselt sich die Seite des Kreises, die wir erblicken und die sich hinter der erblickten versteckt."

Es ist schon Etwas, wenn wir aus dem Umstande, dass die eine Seite concav ist, schliessen können, dass die andere convex sein müsse. Sowie ein Zusammenhang der

Vorgänge auf beiden Seiten besteht, oder der Kreis kein ganz undurchsichtiger wird, so beginnt die Möglichkeit einer Erkenntniss.

Noch besser ist der andere Vergleich:

„Das Sonnensystem bietet von der Sonne aus einen ganz anderen Anblick dar, als von der Erde aus. Dort ist es die Copernikanische, hier die Ptolemäische Welt. Es wird in aller Zeit für denselben Beobachter unmöglich bleiben, beide Weltsysteme zusammen zu beobachten, ungeachtet beide ganz untrennbar zusammengehören, und ebenso die concave und convexe Seite des Kreises im Grunde nur zwei verschiedene Erscheinungsweisen derselben Sache von verschiedenem Standpunkte sind. Wieder aber reicht es hin, den Standpunkt zu wechseln, so tritt für die eine Welt die andere Welt in die Erscheinung".

Mit der vermehrten Erfahrung, mit der Verbesserung unserer Instrumente und dem Fortschritte der Wissenschaften sind wir heute doch Einiges zu sagen in der Lage, wie der Anblick des Planetensystems auf einem anderen Weltkörper sich gestalten möge. Beide Systeme, das Copernikanische und Ptolemäische, sind ein und dasselbe, haben aber je nach dem Standpunkte eine verschiedene phänomenale Giltigkeit. Nicht anders ist es mit der Welt, sie ist nur Eine, wird aber verschieden geschaut.

So ist es auch uns unmöglich, gleichzeitig den Anblick beider Welten zu haben, da die phänomenale Anschauung die intelligible ausschliesst. Wir können den Anblick des Planetensystems von der Sonne oder von irgend einem anderen Planeten aus nicht haben; nichtsdestoweniger erlauben wir uns doch Schlüsse, wie die Erde vom Monde oder der Venus aus aussehen mag, ob Bewohner auf den verschiedenen Planeten gedacht werden können, aus was sie bestehen, welches Gewicht, welche Beleuchtung sie haben u. s. w. Unsere Vorfahren hätten ein solches Unternehmen gewiss ebenso belächelt, wie so mancher meiner Leser und Nichtleser die Bestrebungen eines Zöllner vielleicht belächelt, und doch wäre das „Ignorabimus" unserer Vorfahren ganz

falsch gewesen. Ein Anfang aber muss gemacht werden, und ist es höchste Zeit, dass die Speculation über die transcendentale Welt der Geistlichkeit und den Offenbarungs-Spiritisten aus der Hand genommen und einer nüchternen Beurtheilung überantwortet werde.

I.

Die Schlüsse aus den Widersprüchen mit der phänomenalen Gesetzmässigkeit.

Der Naturforscher Alfred Russel Wallace und das intelligible Subject. — Der Chemiker William Crookes und der Meta-organismus. — Professor Friedrich Zöllner und die vierte Raumdimension. — Prof. Wundt und die protestantische Kirchenzeitung. — Prof. Zöckler.

---

1. Alfred Russel Wallace.

Betrachten wir uns die Beweisgründe, welche Wallace für genügend hält, um die Existenz „aussermenschlicher oder Geisterwesen“ ausser Zweifel zu stellen. Sowohl Zöllner als die Vossische Zeitung (im Herbste 1874) haben das Beispiel abgedruckt, das von Wallace „der 14. November“ getauft wurde. Es heisst da:

„In der Nacht zwischen dem 14. und 15. November 1857 träumte der Gattin des Kapitains G. Wheatkroft, welche in Cambrigde wohnte, dass sie ihren (zur Zeit in Indien befindlichen) Gemahl erblickte. Sie erwachte sofort, und als sie aufblickte, sah sie dieselbe Gestalt neben ihrem Bette stehen. Er erschien in seiner Uniform, die Hände gegen seine Brust gepresst, mit verworrenem Haar und ganz bleichem Antlitz. Seine grossen dunklen Augen waren voll auf sie geheftet; ihr Ausdruck war der grosser Aufregung, und sein Mund war eigenthümlich zusammengezogen, wie er bei Gemüthsbewegungen zu sein pflegte. Sie sah ihn sogar bis auf jede kleinste Besondernheit seiner Kleidung ebenso

deutlich, wie jemals in ihrem Leben. Die Gestalt schien sich vorzubeugen, wie im Schmerz, und eine Anstrengung zum Reden zu machen, aber es kam kein Laut hervor. Sie blieb etwa eine Minute sichtbar und verschwand dann. Die Gattin schlief nicht wieder ein in jener Nacht. Am nächsten Morgen erzählte sie alles dieses ihrer Mutter und sprach ihren Glauben dahin aus, dass Capitain W. entweder getödtet oder verwundet sein müsse. Ein darauf eintreffendes Telegramm meldete, dass Capitain W. vor Lucknow, am 15. November 1857 getödtet wurde. Die Witwe benachrichtigte den Sachwalter des Capitains, Mr. Wilkinson, dass sie auf die verhängnissvolle Nachricht schon ganz vorbereitet gewesen sei, dass sie aber sich versichert halte, dass ein falsches Datum seines Todes angegeben worden sei. Mr. Wilkinson erhielt hierauf eine Bescheinigung vom Kriegsministerium, dass Capitain G. Wheatkroft im Kampfe am 15. November 1857 getödtet worden sei. Nun ereignete sich aber folgender merkwürdige Vorfall. Mr. Wilkinson besuchte einen Freund in London, dessen Gattin ihr ganzes Leben lang Visionen gehabt, während ihr Gatte ein Medium ist. Er erzählte ihnen die Vision der Capitains-Witwe und beschrieb die ihr erschienene Gestalt, worauf Mrs. N. augenblicklich sagte: „Das muss dieselbe Person gewesen sein, die ich an dem Abend sah, wo wir von Indien sprachen." Sie erzählte dann, dass sie eine Mittheilung von dem Erscheinen durch ihren Gatten erhalten hätte und dass er gesagt habe, er wäre an jenem Nachmittage in Indien durch eine Verwundung in die Brust getödtet worden. Es war ungefähr 9 Uhr Abends; sie erinnert sich nicht mehr des Datums. Auf weiteres Befragen erinnerte sie sich, dass sie durch einen Geschäftsmann unterbrochen worden sei, dem sie an jenem Abende eine Rechnung bezahlt hätte, und als sie selbige dem Mr. Wilkinson zur Einsicht vorlegte, trug die Quittung das Datum des vierzehnten November. Im März 1858 erhielt die Familie des Capitains Wheatkroft ein Schreiben von einem Capitain aus Lucknow, worin er berichtet, dass er ganz in der Nähe des Capitain Wheatkroft gewesen, als derselbe fiel, und dass dieses den vierzehnten November Nachmittags geschah und nicht am fünfzehnten. Er wurde von einem Bombensplitter in die Brust getroffen. Er ward zu Dilhorsha begraben, und auf einem hölzernen Kreuz zu Häupten seines Grabes sind die Anfangsbuchstaben G. W. und das Datum seines Todes, der vierzehnte November eingeschnitzt. Das Kriegsministerium berichtigte seinen Irrthum in Betreff des Datums. Mr. Wilkinson erhielt eine andere Ausfertigung des Todesscheines, worin an Stelle des 15. der 14. November gesetzt war".

„Hier haben wir" (bemerkt nun Wallace) „die nämliche Erscheinung, welche zwei einander unbekannten und von einander ent-

fernten Damen in einer und derselben Nacht vorkommt, wobei die Mittheilung durch eine dritte Person erhalten wird, welche die Zeit und die Art des Todes erklärt; und alle stimmen genau mit den Ereignissen überein, welche sich viele Tausend Meilen entfernt zugetragen. Wir setzen voraus, dass auf solche Weise beglaubigte Thatsachen nicht bestritten werden können; und das Ganze dem blossen „Zufall" in die Schuhe zu schieben, würde sicher, selbst für die Ungläubigsten, ein zu grosses Ansinnen von Leichtgläubigkeit erfordern".

Mit Recht führt die Vossische Zeitung gegen diese Auffassung die Schopenhauerische Anschauung in's Feld und bemerkt:

Gewiss wird kein Denkender solche Thatsachen, deren in den Schriften über Somnabulismus und Hellsehen übrigens noch mehrere berichtet werden, dem Zufall in die Schuhe schieben; aber daraus folgt noch nicht, dass sie nothwendig als „Beweise der Realität von Geistererscheinungen" angesehen werden müssen, wofür Wallace sie ansieht.

Arthur Schopenhauer, der in Bezug auf die Phänomene des Hellsehens sehr gläubig war, und die Thatsachen des Tischrückens, der Klopflaute, der Erscheinung Sterbender oder Verstorbener u. s. w. keineswegs bestritt, sah sich darum doch nicht genöthigt, zur Geistertheorie des modernen Spiritualismus seine Zuflucht zu nehmen, um jene Phänome zu erklären. In seiner höchst beachtenswerthen Abhandlung „Versuch über das Geistersehen und was damit zusammenhängt" im ersten Bande der „Parerga und Paralipomena" führt er mehrere Beispiele von Visionen an, in denen das vom Seher Geschaute, wenngleich es im Raume oder in der Zeit entfernte Ereignisse betraf, objective Realität hatte. Schopenhauer nennt diese Visionen „bedeutungsvolle" und unterscheidet sie von den blossen Hallucinationen. Aber die Geister der Abgeschiedenen zu ihrer Erklärung herbeizuziehen, dies hielt er nicht für nöthig. Er sagt vielmehr: „Der Ursprung dieser bedeutungsvollen Visionen ist darin zu suchen, dass jenes räthselhafte, in unserem Inneren verborgene, durch die räumlichen und zeitlichen Verhältnisse nicht beschränkte und insofern allwissende, dagegen aber gar nicht in's gewöhnliche Bewusstsein fallende, sondern für uns verschleierte Erkenntnissvermögen — welches jedoch im magnetischen Hellsehen seinen Schleier abwirft — einmal etwas dem Individuo sehr Interessantes erspäht hat, von welchem nun der Wille, der ja der Kern des ganzen Menschen ist, dem cerebralen Erkennen gerne Kunde geben möchte. . . . . . . So kann z. B. der eben jetzt erfolgende Tod meines entfernten Freundes mir dadurch kund werden, dass dessen

Gestalt sich mir plötzlich so leibhaftig wie die eines Lebenden darstellt, ohne dass etwa hierbei der Sterbende selbst durch seinen lebhaften Gedanken an mich mitgewirkt zu haben bedurft, wie dieses hingegen in Fällen einer anderen Gattung wirklich statt hat".

Unrichtig oder doch ganz ungenügend ist das Auskunftsmittel des „magischen Willens", weil dadurch gar nichts gesagt, sondern unsere Rathlosigkeit nur augenscheinlich wird. Sobald man die Empfindungsfähigkeit eines Organismus voraussetzt, was man doch Angesichts der Thatsache muss, so ist weiter nichts nothwendig, als die Unendlichkeit der Wirkung, die *actio in distans*, welche aber durch Anziehung, Licht und Wärme, insbesondere durch die Spectralanalyse der von Sternen ausgehenden Strahlen ein bekanntes und nicht weiter zu bezweifelndes Phänomen ist*).

*) Die Widerlegungen der Vossischen Zeitung sind ganz merkwürdig. Sie sagt: „Wenn der Natur überhaupt am Individuum und an der continuellen Entwicklung des Individuums so viel gelegen wäre, als der Spiritualismus annimmt, so dürfte sie das Individuum gar nicht sterben lassen, denn der Tod unterbricht ja die continuirliche Entwicklung des Individuums auf die grausamste Weise. Er rafft Kinder hinweg in dem Alter, wo ihre Entwicklung durch Erziehung und Unterricht bereits die erfreulichsten Fortschritte gemacht hat, er rafft Gelehrte, Künstler, Staatsmänner hinweg mitten in ihren besten Forschungen, Productionen und Entwürfen. Wäre es da nicht consequenter, sie am Leben zu lassen, bis sie ihr Werk und ihre auf Erden erreichbare Entwickelung vollbracht, als sie, wie der Spiritualismus fingirt, drüben in einem ätherischen Leib fortfahren zu lassen, was sie hier im irdischen Leib abgebrochen haben? Kann denn überhaupt das abgebrochene Werk des irdischen Leibes durch einen ganz anderartigen und in einer ganz anderen Umgebung lebenden Leib fortgesetzt werden? Kann der Knabe, der hier sein Latein begonnen und plötzlich vom Tode hinweggerafft wird, drüben sein Latein fortsetzen und die Klassiker lesen? Giebt es den drüben auch Klassiker und liest man sie mit oder ohne Augen? — Dauert auch drüben der Gegensatz der Geschlechter fort? Giebt es männliche und weibliche Geister? Haben die Geister Geschlechtsorgane oder nicht? Heirathen sie?"

Das Individuum stirbt nicht, sondern nur das Bild dieser Individualität, weil der Apparat, der es herstellte, zu Grunde geht. Die

Professor Huber bespricht in der „Lindau"'schen Monatsschrift denselben Gegenstand und sagt:

„Die Erfahrungen, welche Wallace mit dem Spiritismus gemacht haben will, werden noch überboten durch das Zeugniss von Professor Varley, einem der grössten Ingenieure der Jetztzeit, welcher bekanntlich das transatlantische Kabel legte. Dieser erzählt in einem Briefe an Tyndall (vom Mai 1868) aus den Sitzungen mit Home, dass blos im Gedanken gewünschte Berührungen augenblicklich an ihm stattgefunden haben, dass ein Tisch plötzlich 14—15 Zoll hoch vom Fussboden emporgehoben worden sei, in der Luft sich bewegt und erst allmälig sich wieder herabgesenkt habe, wie er es heimlich für sich verlangt, dass auf Wunsch Klopflaute in den Wänden, im Getäfel, an den Stühlen u. s. w. sich vernehmen liessen, welche sich nach anderthalb Stunden später, als er und seine Frau in ihre 5—6 Meilen entfernte Wohnung zurückgekehrt gewesen, in den Wänden derselben wiederholten, und endlich dass leichte wie schwere Möbel sieh ohne jede sichtbare Einwirkung bewegt haben. Varley wies auf Grund seiner Erfahrungen gleich von vorneherein die Annahme zurück, dass hier Elektricität im Spiele sei. Alles, was er mit Home und ebenso vor wie nach der Begegnung mit ihm erlebt hatte, schien ihm auf das Eingreifen unsichtbarer geistiger Wesen hinzudeuten. Vor dem Comité der dialectischen Gesellschaft in London erklärte er wörtlich:

„Meine Autoritäten für die Behauptung, dass die Geister verwandter Wesen uns wirklich besuchen, sind:

1. Ich habe bei mehreren Gelegenheiten sie deutlich gesehen.
2. In mehreren Fällen sind nur mir selbst und der angeblich sich mir mittheilenden hingeschiedenen Personen bekannte Dinge

---

aufgeworfenen Fragen sind geradezu komisch. Wir brauchen die Sprache und die Construction des Kehlkopfes, weil wir Schwingungen erzeugen müssen, die ein Ohr treffen sollen; wo kein Ohr und kein Kehlkopf, dort ist auch keine Sprache in unserem Sinne und kein Klassiker. Nachdem der Geschlechtstrieb nur die Bedingungen herstellt, welche für einen Zellenleib nothwendig sind, so haben diese Fragen dort, wo es keine Zellenleiber, Geschlechtsorgane und fleischliche Triebe gibt, gar keinen Sinn. Es ist allerdings möglich, dass es in einem gewissen Sinne Geschlechter gebe, weil wir eben Darstellungen solcher Wesen in Zellen sind. Ist diese Darstellung eine unbewusste, so müsste es Geschlechter geben, wenn auch keinen Geschlechtstrieb und keine Heirath. Andererseits sind die Hermaphroditen eine Erscheinung, welche wieder eine andere Auffassung erlaubt.

richtig berichtet worden, während das Medium die Umstände gar nicht kannte.

3. Bei mehreren Gelegenheiten sind nur Beiden bekannte Dinge, die ich ganz vergessen hatte, durch den sich mittheilenden Geist in meine Erinnerung zurückgerufen worden, weshalb dies kein Fall von blossem Gedankenlesen sein konnte.
4. Bei manchen Gelegenheiten, in denen mir diese Mittheilungen gemacht wurden, habe ich meine Frage geistig gestellt, während das Medium die Antworten niederschrieb, dabei aber die Bedeutung der Mittheilungen durchaus nicht kannte.
5. Die Zeit und Natur kommender Ereignisse, die sowohl mir, als dem Medium unerwartet und unbekannt waren, sind mir in mehr als einem Falle mehrere Tage vorher genau mitgetheilt worden. Da meine unsichtbaren Nachrichtgeber mir die Wahrheit in Betreff der kommenden Ereignisse sagten und ebenso behaupteten, dass sie Geister wären, und da die im Zimmer anwesenden Sterblichen keinerlei Kenntniss der von ihnen mitgetheilten Thatsachen hatten, so sehe ich keinen Grund ab, ihnen nicht zu glauben".

Der Leser wird einsehen, dass diese Thatsachen über die Zulässigkeit der Schopenhauerischen Erklärungsweise ebenfalls nicht hinausgehen, und dass durchaus keine zwingende Nothwendigkeit vorliegt, zu ihrer Erklärung an intelligible Wesen zu appelliren.

Die „psychischen Studien" in Leipzig bringen einen Auszug aus dem Leipziger Tagblatt, welches unter dem Titel „Aus der Welt des Unerklärlichen" Folgendes berichtet:

„Die Kammerfrau einer russichen fürstlichen Familie, welche in Paris in dem gewohnten Hôtel wegen Ueberfüllung nur ein nothdürftiges Unterkommen für die erste Nacht findet, wird in einem schönen Zimmer des ersten Stockes untergebracht, welches angeblich erst spät Abends frei geworden sei. Sie hat die Thüre verschlossen und sieht, nachdem sie sich ermüdet zu Bette gelegt, einen jungen Marine-Officier in's Zimmer treten, unruhig in demselben hin und hergehen, sich auf einen Stuhl setzen und kann es nicht hindern, dass er eine Pistole sich auf's Herz setzt und sich vor ihren Augen erschiesst. Ein Zustaud starrer Betäubung, in den die Kammerfrau nach diesem erschütternden Schauspiel verfallen ist, wird dadurch unterbrochen, dass sie Stimmen vor ihrer Stubenthür hört, hört wie die Thüre gewaltsam erbrochen wird

und ihr Name gerufen wird. Sie erwacht, sieht die Fürstin vor sich, verlangt zuerst die Fortschaffung der in ihrem Zimmer liegenden Leiche. Man hält ihre Reden für Zeichen von Irrsinn, sie beschreibt aber mit Genauigkeit und Klarheit die äussere Erscheinung des Marineofficiers und den ganzen Hergang. Der herbeigeholte Hôtelwirth gesteht dann Folgendes. In der Nacht zuvor hat ein junger Officier der Marine sich in demselben Zimmer erschossen, in welchem die Kammerfrau geschlafen hatte; man hatte den Schuss gehört und hatte sich beeilt, um jedes Aufsehen zu vermeiden, dieselbe Nacht noch die Leiche auf die Morgue zu schaffen. Nachforschungen auf der Morgue lieferten den Beweis, dass das Bild, welches die Kammerfrau von dem Selbstmörder bekommen, mit der Wirklichkeit übereinstimmte".

Die psychischen Studien fügen folgende Bemerkung bei:

„In diesem Falle kann von einer erregten Phantasie der Kammerfrau keine Rede sein, und die einzige verständige Erklärung für das wunderbare Erlebniss liegt in der Annahme, dass der Selbstmörder in seiner Leiblichkeit noch 24 Stunden nach seinem Tode als reale Erscheinung in dem Raume sich befunden habe, in welchem die That vollbracht worden".

Warum soll die Quelle dieser Vision nicht in der Phantasie der Kammerfrau liegen? Es gibt nicht leicht eine mehr sichergestellte Thatsache, als dass einzelne Menschen über Zeit und Raum hinaus richtige Visionen ab und zu haben, und ist ein retrospectives Schauen, veranlasst durch Oertlichkeiten, nichts Neues. Die Annahme, dass der Selbstmörder sich noch volle 24 Stunden umbringe, wird man doch nicht voraussetzen wollen; aber wenn auch, so würde das Gesicht doch nur für einen Menschen von geringer phänomenaler Befangenheit existiren, die allein ohne „Leiblichkeit" des Dahingeschiedenen zur Erklärung genügt. I c h hätte die Vision gewiss nicht gehabt.

Ich bin nun weit entfernt, zu behaupten, dass Wallace unter den vielen von ihm beobachteten Thatsachen nicht einige habe, die ihm das Recht geben, die Existenz anderer Wesensreihen zu behaupten; was aber die obigen Beispiele anbelangt, so sind sie nicht zureichend. Das liesse sich mit der Philosophie Schopenhauer's oder dem intelligiblen Subject

in uns und der Allgegenwart aller Atome beziehungsweise Kraftlinien ausser uns ganz gut erklären. Durch solche Thatsachen würde die Existenz und der Einfluss fremder Wesen noch nicht nothwendig.

2. William Crookes.

Ganz anders verhält es sich mit den physikalischen Erscheinungen, die nur im Wege eines Meta-Organismus denkbar sind; aber auch da liegt die Sache nicht so einfach, als es sich Crookes vorstellt, der die meisten derartigen Erfahrungen gemacht, und als Experimentalphysiker wohl Niemand nachsteht. Die Frage, ob wir den Meta-Organismus des Mediums oder einen fremden zu Hilfe rufen sollen, um unser Causalitätsbedürfniss zu befriedigen, ist aus den blossen Thatsachen allein nicht zu beantworten.

Begleiten wir Crookes vorerst in seinen Argumentationen. Er entwirft folgende Classen von Erscheinungen.

1. Die Bewegung schwerer Körper mit Berührung, aber ohne mechanische Kraftanstrengung.

2. Die Erscheinung klopfender und anderer damit verwandter Töne. Er knüpft schon daran die Frage, ob diese Bewegungen und Töne von einer Intelligenz gelenkt werden? Er muss diese Frage bejahen, doch ist die Wirksamkeit des Mediums, als des intelligenten Factors, nicht ausgeschlossen.

3. Veränderungen des Gewichtes der Körper.

4. Bewegungen schwerer Substanzen, wenn sie sich in einiger Entfernung vom Medium befinden.

5. Das sich Erheben von Tischen und Stühlen vom Fussboden ohne Berührung mit einer Person.

6. Das sich Erheben menschlicher Wesen.

7. Bewegung verschiedener kleiner Gegenstände ohne Berührung mit einer Person.

8. Leuchtende Erscheinungen.

9. Das Erscheinen von entweder selbstleuchtenden, oder bei gewöhnlichem Licht sichtbaren Händen.

10. Directe Schrift.

11. Phantomgestalten.

Der grössere Theil dieser Erscheinungen lässt sich nun allerdings nicht ohne Dazwischenkunft eines Organismus denken; wenn ich Hände sehe, fühle, und sie nicht nur schreiben, sondern auch Abdrücke hinterlassen, so sind sie eben vorhanden. Wir stehen auf unzweideutige Weise gegenüber einem unsichtbaren Organismus — aber welchem? Dem des Mediums oder einem anderen?

Bevor wir nun auf die 12. Classe übergehen, welche Crookes die „besonderen Fälle tauft, die auf die Wirksamkeit einer ausser uns befindlichen Intelligenz deuten“, wollen wir früher die bis jetzt angewendeten Theorien der Erklärung anführen, in Uebereinstimmung mit Crookes.

1. Theorie: Die Phänomene sind alle die Resultate von Kunstgriffen, gescheidten mechanischen Anordnungen, oder Taschenspielerei; die Medien sind Betrüger, und die Uebrigen von der Gesellschaft sind Narren. Sehr richtig bemerkt Crookes dazu, dass diese Theorie nur eine verhältnissmässig sehr kleine Anzahl der Thatsachen erklären könne.

2. Theorie: Die bei einer Sitzung versammelten Personen sind die Opfer einer Art von Manie oder Täuschung und sie bilden sich blos ein, dass Erscheinungen von Statten gehen, welche keine wirkliche objective Existenz haben.

3. Theorie: Das Ganze ist das Resultat bewusster oder unbewusster Gehirnthätigkeit. Von diesen beiden Erklärungsweisen gilt dasselbe, was schon oben bemerkt wurde, sie erklären nur einen Bruchtheil der Erscheinungen.

4. Theorie: Das Resultat des Meta-Organismus des Mediums, vielleicht in Gesellung mit den Geistern einiger oder aller anwesenden Personen.

5. Theorie: Die Wirkung böser Geister.

6. Theorie: Die Verrichtung einer besonderen Classe von Wesen, welche auf dieser Erde leben, für uns aber unsichtbar sind.

7. Theorie. Die Wirkung abgeschiedener Wesen — die spirituelle Theorie par excellence. Nachdem nun diese Theorie diejenige ist, welcher Crookes und die Spiritisten huldigen, so werden wir diese ins Auge fassen. Für diese Theorie tritt nun Crookes folgendermassen ins Feld:

Es ist bereits gezeigt worden, dass die Phänomene von einer Intelligenz geleitet werden. Die Quelle dieser Intelligenz wird nun zu einer Frage von Wichtigkeit. Ist es die Intelligenz des Mediums, irgend einer der anderen Personen im Zimmer, oder ist es eine ausser ihnen befindliche Intelligenz? Ohne dass ich mich schon jetzt bestimmt über diesen Punkt auszusprechen wünsche, kann ich sagen, dass, während ich viele Umstände beobachtet habe, welche zu zeigen scheinen, dass der Wille und die Intelligenz des Mediums viel mit den Phänomenen zu thun haben, ich auch einige Umstände beobachtet habe, welche zwingend auf die Wirksamkeit einer ausserhalb stehenden Intelligenz, die keinem menschlichen Wesen im Zimmer angehört, hinzudeuten scheinen. Der Raum gestattet mir nicht, hier alle Gründe anzugeben, welche angeführt werden können, diese Punkte zu beweisen, aber ich will nur kurz einen oder zwei Umstände aus vielen erwähnen.

Ich bin zugegen gewesen als verschiedene Phänomene zur selben Zeit vor sich gingen, deren einige dem Medium unbekannt waren. Ich bin bei Miss Fox gewesen, als sie automatisch einer anwesenden Person eine Botschaft schrieb, während einer andern Person über einen andern Gegenstand alphabetisch durch „Klopflaute“ ebenfalls eine Botschaft gegeben wurde, und sie selbst die ganze Zeit sich mit einer dritten Person ungezwungen über einen von beiden total verschiedenen Gegenstand unterhielt. Vielleicht ist ein noch schlagenderer Fall der folgende:

Während einer Sitzung mit Mr. Home bewegte sich ein kleines Lineal, dessen ich schon zuvor erwähnt habe, quer über den Tisch bis zu mir, bei Licht, und überlieferte mir eine Botschaft durch leichte Schläge auf meine Hand, indem ich das Alphabet wiederholt hersagte und das Lineal mich bei den richtigen Buchstaben klopfte. Das andere Ende des Lineals ruhte auf dem Tische auf, in einiger Entfernung von Mr. Home's Händen.

Die Schläge waren so scharf und klar, und das Lineal befand sich offenbar so gut unter der Controle der unsichtbaren Kraft, welche seine Bewegungen lenkte, dass ich sagte: Kann die Intelligenz, welche die Bewegung dieses Lineals lenkt, den Charakter der Bewegungen verändern, und mir eine telegraphische Botschaft durch das Morse'sche Druckalphabet vermittelst Schlägen auf meine Hand geben?" (Ich habe allen Grund zu glauben, dass das Morse'sche Alphabet allen übrigen anwesenden Personen gänzlich unbekannt und mir selbst nur unvollkommen bekannt war.) Sogleich, wie ich dies sagte, veränderte sich der Charakter der Klopflaute, und die Botschaft wurde auf die Art fortgesetzt, um welche ich gebeten hatte. Die Buchstaben wurden für mich zu schnell gegeben, als dass ich hätte mehr thun können, als hie und da ein Wort aufzufangen, und in Folge dessen verlor ich diese Botschaft; aber ich hörte hinreichend, um mich zu überzeugen, dass ein guter Morse'scher Telegraphist am anderen Ende der Linie war, wo immer dieses auch sein mochte.

Noch ein Beispiel. Eine Dame schrieb automatisch vermittelst der Planchette. Ich suchte nun ein Beweismittel dafür zu ersinnen, dass das, was sie schrieb, nicht der „unbewussten Cerebration oder Gehirnthätigkeit" entsprungen war. Die Planchette bestand darauf, wie sie immer thut, dass, obgleich sie von der Hand und dem Arme der Dame bewegt wurde, die sich manifestirende Intelligenz eines unsichtbaren Wesens war, welches auf ihrem Gehirn wie auf einem musikalischen Instrumente spiele und so ihre Muskeln bewege. Ich sagte zu dieser Intelligenz: „Kannst Du den Inhalt dieses Zimmers sehen?" — „Ja", schrieb die Planchette. „Kannst Du diese Zeitung sehen und lesen? fragte ich und legte meinen Finger dabei auf ein Exemplar der Times, welches auf einem Tische hinter mir lag, aber ohne selbst darauf zu blicken. „Ja", lautete die Antwort der Planchette. „Gut", sagte ich, „wenn Du dieses sehen kannst, so schreibe das Wort, welches jetzt von meinem Finger bedeckt wird, und ich will Dir glauben". Die Planchette begann sich zu bewegen. Langsam und mit grosser Schwierigkeit wurde das Wort „however" geschrieben. Ich drehte mich um und sah, dass das Wort „however" von meiner Fingerspitze bedeckt war.

Ich hatte es absichtlich vermieden, auf die Zeitung zu blicken, als ich dieses Experiment versuchte, und es war unmöglich für die Dame, selbst wenn sie es auch versucht hätte, auch nur eines der gedruckten Worte zu sehen, denn sie sass an dem einen Tische und die Zeitung lag auf einem anderen Tische, der hinter meinem Körper verborgen stand.

Auf diese Weise ist ein zwingender Beweis für die Intervention einer fremden Intelligenz nicht herzustellen; man wird sich immer hinter das Hellsehen und den sogenannten magischen Willen verstecken, wenn der letztere auch ein sehr schlechtes Auskunftsmittel ist. Die Sache muss ganz anders gepackt werden.

Die unzweifelhaft constatirte fremde Hand muss einem Organismus (reell oder virtuell) angehören, und haben wir also nur zwei denkbare Fälle; entweder ist es der Meta-Organismus des intelligiblen Subjects — oder wie man das sonst auch nennen will — des Mediums, oder der Organismus eines anderen Wesens. Wollte man einen anwesenden Menschen zu Hilfe nehmen, nun so wäre es der Meta-Organismus dieses Anwesenden; an der Sache würde das nichts ändern. Man müsste daher sagen, entweder ist es die Hand eines Menschen oder eines anderen Wesens, und wenn es die physische Hand eines Menschen nicht wäre, so kann es nur der Meta-Organismus eines anwesenden Lebenden oder eines einer anderen Wesensreihe Zugehörigen sein, welche thätig auftritt. Nehmen wir den scheinbar einfacheren Fall an, dass diese Hand durch den Meta-Organismus des Mediums dargestellt werde. Welche Voraussetzungen müssen wir machen? Und welche Consequenzen würden sich daraus ergeben?

Bevor ich zur Beantwortung dieser zwei hochwichtigen Fragen schreite, will ich den P. T. Herren Spiritisten zeigen, dass sie sich die Sache sehr leicht machen, wenn sie frisch weg die Annahme einer fremden Existenz als selbstverständlich und unzweifelhaft halten; ich werde also die Einwürfe selbst stellen, die man der Intervention fremder Wesen machen kann, und werde dies um so leichter thun können, als ich über diesen Gegenstand eine längere briefliche Polemik mit einem der bedeutendsten Denker der Gegenwart geführt, die ich sachlich wenigstens dazu benützen werde.

artige Reihe von Erscheinungen zwei Erklärungsarten statt einer einzigen auf. Letzteres ist jedenfalls einfacher."

Es entsteht also die Alternative: Entweder besitzen die Medien alle jene Eigenschaften, um die Phänomene hervorzurufen, dann braucht man keine anderen Wesen, oder sie besitzen die erforderlichen Eigenschaften nicht, und dann muss man zu anderen Erklärungen schreiten.

Es ist klar, dass man vor Allem untersuchen muss, welche Eigenschaften ein solches Medium haben müsste, um diese Verrichtungen allein zu besorgen.

Wenn es Menschen gibt, oder geben soll, die ohne Augen sehen und ohne Ohren hören, so müssen sie im Besitze eines Meta-Organismus sein, der die Schwingungen direct zu empfinden vermag. Soll aber über das hinaus dieser Meta-Organismus im Stande sein, nicht nur ohne Augen sehen und ohne Ohren hören zu können, sondern auch ohne Verwendung seiner aus Zellen erbauten Hände zu greifen, zu schreiben und überhaupt zu fungiren auf Entfernungen, die mitunter eine förmliche Loslösung vom Zellenkörper zur Voraussetzung hätten, so müsste der Meta-Organismus eines Menschen alle Bedingungen haben, um eine selbstständige, vom Zellenleibe unabhängige Existenz zu führen.

Da sich ferner dieser Meta-Organismus nicht während der Lebensdauer eines Menschen neben dem Zellenleibe entwickeln kann, sondern vielmehr umgekehrt, dieser Leib ohne jenen sich morphologisch nie hätte entwickeln können (vergleiche meinen „Individualismus"), so muss der Meta-Organismus schon da gewesen sein; wird nun im Wege der sichergestellten Thatsache nachgewiesen, dass er selbstständig zu fungiren vermag, so hört jede principielle Schwierigkeit auf, einen Theil der spiritistischen Phänomene einem fremden Meta-Organismus zuzuschreiben, da ja der Meta-Organismus des Mediums ohnehin

alle Eigenschaften haben müsste, selbstständig zu existiren, falls er das vollbringen soll.

Daraus folgt, dass nur die Erfahrung und Beobachtung die Frage zur Entscheidung zu bringen vermag, welche der beiden Anschauungen und in welchen Fällen die annehmbarere sei. Hindert mich mein Leib nicht, alles das zu vollbringen, was berichtet wird, so kann er mich noch weniger hindern, ohne Leib zu existiren, zu wirken und zu denken. Doch umkehren kann ich den Satz nicht; ich kann nicht sagen: weil ich ohne Zellenleib existiren kann, so kann er mich auch nicht hindern, die spiritistischen Phänomene auf eigene Faust zu vollbringen. Daher kommt es denn, dass es thatsächlich in vielen Fällen grössere Schwierigkeit hat, die Function des menschlichen Meta-Organismus in Anspruch zu nehmen, als einen solchen leibfrei zu denken. Doch wollen wir an der Hand der Erfahrung die Frage untersuchen.

Die Erfahrung lehrt uns, dass alle Erscheinungen des Hellsehens immer mit der Bewusstlosigkeit Hand in Hand gehen, dass also mit dem Auftreten der zellenfreien Function des Meta-Organismus die Function des Zellen-Organismus mehr oder weniger aufhört. Die Erfahrung sagt uns ferner, dass diese sonderbaren Erscheinungen, in früheren Zeiten namentlich, mit Krämpfen (Starrkrampf), tiefem Schlaf, Agonie im Zusammenhange stehen. Wie sollen wir uns das denken können, dass ein solches Medium nicht nur bei vollem Bewusstsein, sondern in voller Thätigkeit aller seiner physischen Functionen sich befinden soll, während der innere lebende Kern seiner Gliedmassen auswärts fungirt?! — Ich habe selbst eine solche zweite Hand einmal empfunden, aber die Zellenhand war fest eingeschlafen und empfindungslos, so dass ich sie suchen musste. In dem Augenblicke, als das Blut wieder circulirte, war die Sinnestäuschung vorüber. (Siehe Seite 157 der „Vorurtheile“ II.) Würden die Medien

bewusstlos daliegen (— was bei ganz aussergewöhnlichen Erscheinungen der Fall sein soll und in dem Verbrauche von Projectionsmateriale oder Schwingungsenergie seinen Grund hat —) nicht sprechen, nicht alle Sinne und Muskel gebrauchen, so wäre das das allerdings Näherliegende; aber wer diese Erscheinungen öfter Gelegenheit hatte zu beobachten, der wird die Annahme eines fremden Organismus in vielen Fällen für viel einfacher halten, als die metaphysiche oder magische Kraft des Mediums, das in so vielen Fällen ein ganz harmloses, unthätiges Geschöpf ist.

Die Gegner einer mehr individualistischen Auffassung kämpfen für eine Erklärung durch den Meta-Organismus des Mediums, vergessen aber, dass sie durch eine solche Qualification des Mediums dem Individualismus erst recht in die Hände arbeiten.

Ein Freund, auch ein Gegner einer individualistischen Anschauung, schrieb mir einmal: „Wenn das Medium als Ding an sich ein vierdimensionales Wesen wäre, so könnte es unbewusst auch vierdimensionale Wirkungen hervorbringen". Aus diesem Satze geht der ganze *circulus vitiosus* hervor. Um vierdimensionale Wirkungen hervorzubringen, müsste das Medium also ein vierdimensionales Wesen an sich sein, und der Leib der dreidimensionalen Anschauung wäre nur vorübergehende Erscheinungsform, oder um leibfrei zu wirken, muss man eine leibfreie Existenz haben. Hat man aber eine leibfreie Existenz, warum soll man da nicht wirken können?

Der Leser sieht von selbst, dass es Berichte von Erscheinungen geben wird, wo es kindisch ist, einen fremden „Souffleur oder Coulissenschieber", wie mein Freund sagt, anzunehmen, andererseits aber gibt es Fälle, wo es kindisch wäre, aus Principienreiterei eine fremde Einwirkung abzulehnen und in eine Erklärungsweise zu verfallen, die gerade dahin führt, wohin man nicht gelangen will — zu einer

Post- und Präexistenz des Subjects, das weder das Absolute noch eine Monade ist. (Ueber die denkbaren Prädicabilia dieser unbekannten Grösse habe ich schon in meiner Philos. d. g. V. Einiges gesagt, auf was ich eventuell verweise.)

Dr. Janisch, Director der Realschule zu Landshut, spricht sich in den Physischen Studien II. Heft, 1880, gegen die Annahme aus, dass die vorkommende Materialisation durch fremde Wesen hervorgebracht werde, und plaidirt ebenso wie mein Freund für die Thätigkeit des Meta-Organismus des Mediums, welche er mit dem Namen der „Seelenversetzung" bezeichnet und wofür er Beispiele aus Perty's „Mystischen Erscheinungen" anführt. Darunter befinden sich nun welche, die eine Versetzung durchaus nicht nothwendig machen, insofern es sich um Wahrnehmungen anderer handelt, weil die blosse Fernwirkung auch ausreicht, und die effective Lostrennung ohne erfolgenden oder vorhergehenden Tod denn doch eine verteufelt schwere Annahme ist. Ein einziges der angeführten Beispiele ist der Art (wofern es unzweifelhafte Thatsache sein sollte, und wofür ich natürlich keine Eviction übernehme), um eine wirkliche Bilocation anzunehmen, welche aber selbst da nicht unumgänglich nothwendig wäre. Der Fall ist folgender:

Der Schottländer Robert Bruce diente als Unterschiffer auf einem Handelsschiffe, welches zwischen Liverpool und St. John in Neubraunschweig fuhr. Der Unterschiffer in seiner Cajüte, die an jene des Capitäns stiess, Mittags einst an der Küste von Neufundland in Berechnung der Länge vertieft und mit dem Resultat nicht zufrieden, rief nach der Cajüte des Capitäns, den er daselbst anwesend glaubte: Wie haben Sie es gefunden? Ueber die Achsel blickend, glaubte er den Capitän in seiner Cajüte schreibend zu sehen, und ging endlich, da keine Antwort erfolgte, hinüber. Hier erblickte er, als der Schreibende den Kopf hob, ein völlig fremdes Gesicht, welches ihn starr betrachtete. Bruce stürzte auf das Verdeck und theilte dem Capitän dies mit. Als Beide hinabgingen, war Niemand zu sehen, aber auf der Tafel des Capitäns stand mit einer ganz unbekannten Handschrift geschrieben: „Steuert nach Nordwest!" Man verglich die Handschriften Aller, die auf

dem Schiffe schreiben konnten, es passte keine; man durchsuchte das ganze Schiff, es wurde kein Versteckter gefunden. Der Capitän, der im schlimmsten Falle einige Stunden verlieren konnte, liess das Schiff in der That nach NW. steuern. Nach einigen Stunden begegnete man einem in einem Eisberge steckenden Wrack mit Menschen; es war ein verunglücktes, nach Quebec bestimmtes Schiff, Mannschaft und Reisende in grösster Noth. Als die Bote von Bruce's Schiff die Verunglückten an Bord brachten, fuhr dieser beim Anblick eines Mannes zurück, der an Gesicht und Anzug ganz dem glich, den er in der Cajüte schreiben gesehen. Der Capitän ersuchte ihn, dieselben Worte: „Steuert nach Nordwest!“ auf die andere Seite der Tafel zu schreiben, und sieh, es war die gleiche Schrift Der Capitän berichtete, dass der Schreiber um Mittag in einen tiefen Schlaf verfallen und nach einer halben Stunde erwacht, gesagt habe: „Heute werden wir gerettet!“ Er hatte geträumt, er sei an Bord eines Schiffes, welches zur Rettung heransegele; er beschrieb das Schiff, und als es wirklich in Sicht kam, erkannten es die Verunglückten aus seiner Beschreibung. Der Schreiber erklärte noch, auf dem Schiffe, das sie gerettet, komme ihm alles bekannt vor, als hätte er es bereits gesehen. (Perty.)

Für die Thatsächlichkeit der Bilocation oder des Austrittes oder der Fernwirkung des Meta-Organismus spricht nicht die Schrift (denn die könnte ja auch vermittelt worden sein durch ein drittes Wesen), sondern nur das Gesicht des Matrosen, der in dem Fremden die Aehnlichkeit mit seinem Gespenst wahrnimmt, vielleicht auch die gleiche Schrift. Sind diese Schlüsse aber auch nothwendig, liesse sich das nicht anders erklären?

Wir müssen jedenfalls voraussetzen, dass sowohl der fernwirkende Reisende, als der Matrose, Menschen von geringer phänomenaler Befangenheit waren; der erstere zumal, den Tod vor Augen, konnte im Schlafe mit seinem geistigen Auge die Nähe eines Schiffes wahrgenommen haben; von da bis zur Einwirkung auf den Matrosen, den Einwirkenden zu sehen und die Worte hinzuschreiben u. s. w. ist kein grosser Schritt. Ich habe einige Male Schriftzüge durch ein schreibendes Medium von lebenden und nicht lebenden Personen erhalten, die eine auffallende Aehnlichkeit hatten, dem

Medium ganz unbekannt waren, und doch war von einer Bilocation gewiss keine Rede. Doch lassen wir das, nehmen wir an, dass eine Bilocation wirklich vor sich ging, was ja als ganz unmöglich nicht bezeichnet werden kann; so sagt der Capitän, „dass der Schreiber um Mittag in einen tiefen Schlaf verfallen". Kann Dr. Janisch auch nur ein Beispiel anführen, das wohl beglaubigt ist, und wo eine Bilocation während der gewöhnlichen, bewussten Thätigkeit eines Menschen erfolgt wäre? Gewiss nicht!

Dr. Janisch knüpft an seine Beispiele den Schluss: „1. Die Seele besitze die Fähigkeit, bei Leibesleben an einem fernen Orte unter sichtbarer und selbst fühlbarer Gestalt zu erscheinen, was nur möglich ist durch ein theilweises Heraustreten aus dem Sinnenleibe. 2. Die Seele kann bei Leibesleben an einem fernen Orte Handlungen vornehmen, gleich denjenigen, die mit den sinnlichen Organen verrichtet werden, einschliesslich der Gedankenmittheilung durch hörbare Worte."

Gegen diese Argumentation ist nun Folgendes einzuwenden:

1. Die Seele einzelner dazu befähigter Individuen kann ohne Heraustreten aus dem Zellenorganismus Vorstellungen aller Art bei einzelnen dazu befähigten Individuen hervorrufen, welche von jenen als Realitäten genommen werden könnten.

2. Wenn die Verrichtungen durch bleibende Spuren aus der Reihe der wenn auch richtigen Hallucinationen gestrichen werden müssten, so kann das noch immer möglicherweise im Vermittlungswege geschehen.

3. Wenn der Austritt wirklich erfolgt, so wird das nur unter gleichzeitigem tiefen Schlafe des Betreffenden geschehen können.

4. Wenn dies überhaupt geschehen kann, so hat die leibfreie Thätigkeit eines durch den Tod vom Zellenorganismus getrennten, ohnehin keine weitere Schwierigkeit mehr.

Ich wiederhole daher noch einmal: Es wird Fälle geben, wo die eine, und Fälle, wo die andere Erklärungsweise die näherliegende ist. Jede der beiden Annahmen schliesst aber — und das ist das besonders Hervorzuhebende — die Möglichkeit der anderen Annahme schon in sich. Kann ich bei Lebzeiten mit meinem Meta-Organismus, getrennt vom Leibe wirken, so kann ich es nach dem Tode auch. Kann ich es nach dem Tode, nun so steckt er auch zu Lebzeiten in meinem Zellenleibe.

Was nun die anderen Einwürfe anbelangt, die Dr Janisch macht, so will ich sie beantworten, denn es ist leicht möglich, dass irgend einer meiner Leser sie auch machen würde. Der erste Einwurf gilt dem Umstande, dass sich dieselben angeblichen Geister bei verschiedenen Medien meldeten und materialisirten, und dass es nicht mehrere verschiedene Geister thun. Dieser Einwurf hat nun keine Bedeutung; denn es muss die Sichtbarwerdung für unsere Sinne eine sehr schwierige sein; Perlen und Schwämme werden von geeigneten Tauchern wiederholt dem Meeresgrunde entrissen, während die grosse Majorität der Menschen auch nicht einen Schwamm und nicht eine Perle hervorholt. Es geht aus den verschiedenen Erfahrungen weiters hervor, dass jedes Medium überhaupt nur einen bestimmten Kreis von intelligiblen Wesen anzuziehen vermag; so wenigstens stellt sich die Sache dar. Endlich ist es nicht richtig, dass ein jedes Medium nur immer eine und dieselbe, oder gar nur dem Medium ähnliche Gestalt zur Darstellung bringe.

Der zweite Einwurf lautet:

„Dass die Geister der Abgeschiedenen die Fähigkeit besitzen, unter sichtbarer und selbst fühlbarer Gestalt zu erscheinen, darüber kann zwar ein vernünftiger Zweifel nicht bestehen. Perty, Daumer und

Andere theilen eine Menge sehr gut beglaubigter Fälle mit, durch welche die Fähigkeit der Geister, sich zu materialisiren, in die Reihe der gewissesten Thatsachen erhoben wird. Nun aber nehme ich zwischen den früheren Materialisationen und den mediumistischen Unterschiede wahr, die mich bedenklich machen. Früher gehörten Geistererscheinungen zu den seltenen Ereignissen, jetzt kommen sie massenhaft vor; früher erschienen die Geister unmittelbar, jetzt durch Vermittlung eines Mediums; früher kamen die Geister, wann sie wollten, jetzt wann sie gerufen werden. Das Erste scheint darauf zu deuten, dass die Kraft der Geister, zu erscheinen, in unseren Tagen zugenommen hat; das Zweite darauf, dass diese Kraft abgenommen hat; und das Dritte darauf, dass die Grundsätze, nach welchen die Geister erscheinen, sich geändert haben. Wer räumt die Schwierigkeiten weg, die sich hier aufthürmen? Sollte man nicht versucht werden, für die mediumistischen „Geistererscheinungen", deren Thatsächlichkeit feststeht, eine andere Erklärung aufzusuchen."

Die „geringere Seltenheit" von Berichten über Spuckgeschichten ist sehr anfechtbar; eine Statistik wird darüber nicht geführt, auch ist es ganz gleichgiltig, ob — einst und jetzt — die Geschichten wahr oder nicht wahr sind, auf die eine oder die andere Weise erklärt werden können. Ich weiss z. B. zwei sehr bekannte und durch längere Zeit dauernde derartige Manifestationen auf zwei Schlössern zweier mir sehr befreundeter Eigenthümer, und nehme keinen Anstand, die in Oesterreich sehr bekannten Namen zu nennen. Das eine Schloss war Eigenthum des Markgrafen Pallavicini und heisst Kerestinec, das andere Schloss ist Eigenthum des Baron Prandau und heisst Valpo. Es leben sehr viele Augenzeugen, die an der Wahrheit der Thatsachen zwar keinen Zweifel übrig lassen, in wie weit aber ein geschickt ausgeführter Betrug die Sache zu Stande brachte oder zu Stande hätte bringen können, das weiss ich nicht; ich war damals leider noch von den wissenschaftlichen Vorurtheilen befangen und hatte mich darum nicht interessirt. Nicht nur die spiritistischen Journale, sondern auch die anderen, und zwar aller Zeiten, bringen sehr häufig

solche ungewöhnliche Erscheinungen, über welche sie sich lustig machen, aber keine Erklärung bringen, wie diese Thatsachen, oder aber die Täuschung mitunter sehr zahlreicher Personen zu Stande gebracht werden sollen. So hat man mir unlängst erzählt, dass vor drei Jahren durch einige Wochen in Wien in einem Hause auf der Wieden*) der von so vielen Augenzeugen seit jeher behauptete unbegreifliche Steinregen alle Fensterscheiben einschlug, und dass der Hauseigenthümer einige Hundert Gulden an Fensterscheiben und einige Hundert Gulden an Sicherheits-Massregeln und Organen verausgabte, ohne der Sache auf den Grund kommen zu können; ein einziges Individuum wurde als verdächtig festgesetzt, und in der ersten Nacht seiner Festsetzung erfolgte der Steinregen erst recht. Einer meiner Freunde, der oft in England weilt, berichtet mir, übereinstimmend mit anderen, dass er und auch die anderen Gäste in dem alten Schlosse eines bekannten englischen Aristokraten immer Sonderbarkeiten erlebt, der Art, dass einige selbst die Jagd in Stich liessen und abreisten. Man sage mir daher, was man wolle, über diese vermeintlichen Spuckgeschichten, nur nicht dass sie selten seien.

Was das häufigere Wirken der intelligiblen Welt durch Medien anbelangt, so kann das wohl nicht Wunder nehmen; es wird Derjenige, der Gäste einladet, deren gewiss mehr haben, als Derjenige, der sie nicht einladet; auch wird Derjenige mehr Gäste haben, welcher ihrem Kommen Erleichterung gewährt. Von einer Aenderung der Verhältnisse ist nicht mehr und nicht weniger die Rede, als von der Aenderung, welche die Uebung und Erfahrung bei dem Fortschritte jeder Industrie oder Leibesfunction verursacht.

Was die anderen Einwürfe anbelangt, in Bezug auf Schwerfälligkeit und Zweck der Erscheinungen, so beweisen

*) Ziegelofengasse Nr. 23. Eigenthümer Raphael Masini.

sie nur eine ganz falsche Anschauung von der intelligiblen Welt, und werden diese Einwürfe ihre Erledigung später finden. Die Ansichten über Beschäftigung, Glück und Zweck gehen selbst auf dieser Welt ganz auseinander. In meiner Jugendzeit frug ein türkischer Botschafter auf dem ersten Hofballe, was denn der Kaiser wohl den Tanzenden für diese Arbeit zahlen müsse; und während das Wettrennen der höchste Lebenszweck einer ganzen Reihe sonst wohlerzogener Menschen ist, die mitunter ihr Vermögen diesem Sport zum Opfer bringen, beantwortete der Schah von Persien eine Einladung zum Wettrennen mit den Worten: „Dass ein Pferd besser laufe, als ein anderes, wisse er ohnehin".

Es mag Manifestationen geben, die wirklich den Zweck haben, Jemanden zu überzeugen, diese Anforderung aber an Alle zu stellen, wäre kindisch. Die sich uns manifestirenden Wesen können dazu die verschiedensten Motive haben, und dürfen eben so wenig als der eigentliche Typus der intelligiblen Wesen aufgefasst werden, als die tauchenden Knaben der griechischen Inseln der Normaltypus der Menschen sind.

Wir kommen hiemit zu folgendem Schlusse: Der Mensch ist eine in Zellen dargestellte Erscheinungsform eines solchen intelligiblen Wesens; es werden daher sehr viele aussergewöhnliche Erscheinungen auf Rechnung des intelligiblen Subjectes im Menschen gesetzt werden können; allerdings gibt es deren, die weit leichter auf Rechnung eines zellenleibfreien, fremden, intelligiblen Wesens zu setzen sind. Die erste Annahme involvirt bereits die Zulässigkeit der zweiten und umgekehrt.

Wir stehen bei Beurtheilung dieser Phänomene vor zwei lehrreichen Ausnahmen, welche ein und dieselbe Quelle haben: das intelligible Subject des Menschen. Die eine Ausnahme bilden jene Menschen, welche durch ihre Organisation eine so geringe phänomenale Befangenheit haben, dass sich manchmal Spuren der Thätigkeit des intelligiblen

Subjects und des Meta-Organismus finden; die andere Ausnahme bildet das zellenfreie intelligible Wesen, welches aus verschiedenen Ursachen und Motiven ausnahmsweise dem menschlichen Leben näher steht, und uns direct oder indirect phänomenal wird. Beides sind seltene Ausnahmsfälle, die manchmal gleichzeitig zusammentreffen und aus welchen man viel lernen kann.

3. Friedrich Zöllner.

Wir kommen nunmehr zu jenem Manne, welcher meines Wissens der erste die Widersprüche der fraglichen Thatsachen mit der phänomenalen Gesetzmässigkeit auf jene Weise ausnützte, wie sie auszunützen sind, und mit Recht als der Begründer der von Vielen so lebhaft angegriffenen Transscendentalphysik betrachtet werden muss. Die Priorität des Gedankens, dass diese Phänomene einer transscendentalen Gesetzmässigkeit entspringen und unterliegen, gebührt eigentlich schon Jean Paul, der die „Wunder auf Erden" als „Naturgesetze im Himmel" bezeichnete.

Meinen Lesern ist bekannt, dass Kant und nach ihm Gauss die Möglichkeit der vierten Raumdimension anerkannten, und eigentlich vor ihnen schon Heinrich More — auf eine bis jetzt nicht aufgeklärte Weise — diese als den „Spiritibus und Menschenseelen" zukommende behauptete. Meine Leser wissen auch, dass Zöllner durch Speculationen über die Kometen und Professor Mach in Prag durch Unerklärlichkeiten in der Spectralanalyse u. s. w. auf die vierte Raumdimension geführt wurden. Professor Zöllner hat nun im dritten Bande seiner wissenschaftl. Abhandl. abermals ein Phänomen constatirt, welches auf die vierte Raumdimension hinweist, und damit gleichzeitig ein mustergiltiges Beispiel allen Gelehrten gegeben, wie man aus den Widersprüchen der phänomenalen Gesetzmässigkeit Schlüsse

auf die Natur der nicht phänomenalen, also intelligiblen Welt zu ziehen habe.

Was das Factum selbst anbelangt, so sei nur kurz folgendes erwähnt. Zöllner sass mit Herrn von Hofmann, dessen Frau und Slade beim Thee. Ohne an Experimente zu denken, erblickte zuerst Frau von Hofmann, dann später auch Zöllner eine Lichterscheinung an einem Vorhange, welche sich als der Reflex eines unter dem Tische befindlichen Lichtes darstellte und die Schatten der Tischfüsse auf den Vorhang warf. Unter dem Tische war nichts zu sehen, was den Grund der Lichterscheinung hätte veranlassen können, auch wäre an diesem Ereignisse in Gegenwart Slade's gar nichts Ungewöhnliches. Was aber höchst merkwürdig war, ist der Umstand, dass die Tischfüsse sich sehr scharf projicirten und einen mit der Grösse der schattenwerfenden Objecte gleich grossen Schatten warfen. Zöllner knüpft nun an diese Thatsache folgende Combination:

„Befindet sich der Ursprung dieser Strahlen in dem Raume unterhalb des Tisches in Gestalt eines leuchtenden Punktes, so müssen nach den Gesetzen des Schattenwurfes die Schatten der Tischfüsse auf der Wand beträchtlich grösser als die Tischfüsse selber sein, wie sich Jeder hiervon leicht überzeugen kann, wenn er eine brennende Kerze unter einen mit mehreren Füssen versehenen Tisch stellt. Die Grösse und Gestalt der Schattenprojection eines Gegenstandes nähert sich bekanntlich um so mehr der Grösse des schattenwerfenden Objectes, je weiter die Lichtquelle von dem letzteren entfernt ist, oder mit anderen Worten, je mehr sich die Strahlen dem Parallelismus nähern. Die Schärfe in den Contouren der Schatten gestattet ausserdem einen Schluss auf die scheinbare Grösse der Lichtquelle; wäre z B. der scheinbare Durchmesser der Sonnenscheibe zwanzigmal grösser, als dies gegenwärtig der Fall ist, so würden die Schatten, welche undurchsichtige Körper im Sonnenlichte werfen, an den Rändern in weit höherem Grade verwaschen sein, als dies gegenwärtig der Fall ist. Sieht man von den Beugungserscheinungen ab, so würde ein Körper absolut scharfe Schatten von absolut gleicher Grösse mit den schattenwerfenden Objecten werfen, wenn die Strahlen von einem unendlich weit entfernten

Punkte ausgehen. Da nun in dem oben erwähnten Falle überraschend scharfe Schatten der Tischfüsse von merklich gleicher Grösse mit denselben beobachtet wurden, so folgt hieraus, dass die Strahlen, welche jenen Schattenwurf erzeugten, von einer Lichtquelle ausgehen mussten, welche erstens eine sehr kleine scheinbare Grösse besass, und sich zweitens in grosser Entfernung befinden musste. Kein Ort unterhalb des Tisches hätte dieser zweiten Bedingung genügen können, und da der übrige Raum des Zimmers beobachtet wurde, und selbst die Entfernung bis zur nächsten Wand in Slade's Rücken nicht ausreichend gewesen wäre, der erwähnten Bedingung zu genügen, so würde die besagte Erscheinung auf einen andern Ort als Ausgangspunkt deuten, der gar nicht in unserem dreidimensionalen Raum liegen kann. Dieser Widerspruch lösst sich auf, sobald man die Realität eines vierdimensionalen Raumgebietes voraussetzt und annimmt, dass es jenen unsichtbaren intelligenten Wesen, welche uns so viel von ihren Fähigkeiten gezeigt haben, auch unter geeigneten Bedingungen möglich sei, Lichtstrahlen, welche sich in Richtung der vierten Dimension ausbreiten, derartig abzulenken, dass sie in unser dreidimensionales Raumgebiet fallen. Wir sind ja mit Hilfe der Reflexion und Berechnung des Lichtes gleichfalls im Stande, Lichtstrahlen derartig abzulenken, dass wir den Ausgangspunkt derselben an einen anderen als den wirklichen Ort versetzen. Auf dieser Ablenkung der Lichtstrahlen beruht der grösste Theil der physikalisch-optischen Täuschungen. Da das Auftreten derartiger Lichterscheinungen eine sehr häufig beobachtete Thatsache bei spiritistischen Sitzungen ist und u. A. auch Professor Crookes (vergl. oben S. 157) ausführlich darüber berichtet hat, so möchte ich mir erlauben, die Aufmerksamkeit anderer Beobachter auf den erwähnten Umstand zu lenken. Zur näherungsweisen Bestimmung des Divergenzpunktes der Lichtstrahlen solcher leuchtenden Erscheinungen dürfte sich folgendes Verfahren als einfachstes empfehlen. Man beobachte die Lichterscheinungen mit Hilfe eines Operngucker, der eine möglichst grosse Verschiebung bei seiner Einstellung gestattet. Für Gegenstände, welche sich in so geringer Entfernung wie die in einem Zimmer vorhandenen Objecte vom Beobachter befinden, bedarf der Operngucker für jedes Object, welches scharf erscheinen soll, einer besonderen Einstellung, und diese Einstellung, d. i. die bestimmte Entfernung des Oculars vom Objective, gestattet nach einfachen optischen Gesetzen eine Bestimmung der Entfernung des Objectes, d. i. derjenigen leuchtenden Punkte, von denen aus die Lichtstrahlen sich im Raume verbreiten. Sollte es sich nun wirklich zeigen, dass bei derartigen spiritistischen Lichterscheinungen die Entfernung des Divergenzpunktes der

leuchtenden Strahlen nicht mit der Entfernung der leuchtenden Objecte übereinstimmt, so würde der Unterschied dieser beiden Entfernungen die Länge einer in die vierte Dimension fallenden Strecke bestimmen und hiedurch der erste Schritt zu quantitativen Messungen sein. Es wäre eine solche Beobachtung in der Geschichte der Transscendentalphysik vergleichbar mit der ersten Parallaxenbestimmung in der Geschichte der Astronomie, wodurch wir die erste angenäherte Vorstellung von der Entfernung des uns nächsten Himmelskörpers, unseres Mondes, erhielten.“

Der Leser hat hier ein klares Bild, wie ein denkender Kopf aus den Widersprüchen, die sich aus Thatsachen mit der phänomenalen Gesetzmässigkeit ergeben, Folgerungen auf die Zustände der intelligiblen Welt zieht.

So wie nun die vierte Raumdimension sehr Vieles zu erklären im Stande ist, so darf mit ihr doch kein Missbrauch getrieben werden, und selbe einfach zur Erklärung aller unverstandenen Ereignisse herbeigezogen werden, etwa so wie man zu sagen pflegte: Gott hat es gewollt oder gemacht, und sich dann jeder weiteren Mühe des Nachdenkens überhoben glaubte.

So wie mit dem Meta-Organismus, so geht es auch mit der vierten Raumdimension; von den Einen wird sie als das allgemeine Arcanum für Erklärung des Unbegreiflichen benützt, von den Anderen wird sie als etwas Undenkbares verworfen, und werden lieber die haarsträubendsten Erklärungsweisen angenommen, als die Annahme anderer Raumverhältnisse. Und doch liegt die Wahrheit auch hier in der Mitte; für die Annahme der vierten Raumdimension liegt nicht immer eine zwingende Nothwendigkeit vor, und andererseits ist sie in vielen Fällen die einfachste und beste Lösung.

Beim Knotenexperimente, welches zuerst als ein Beweis der vierdimensionalen Thätigkeit hingestellt wurde, beruht der Schluss auf der Ausschliessung der Durchdringlichkeit der Materie; ist diese durchdringlich, so kann ich den

Knoten im endlosen Faden auch ohne die vierte Raumdimension bewerkstelligen lassen. Die vierte Raumdimension bei Erscheinungen des Hellsehens zu Hilfe zu rufen, ist mitunter ein Umweg, und keineswegs die einfachere Erklärung.

Zöllner meint (Seite 96, III. Bd. der wissenschaftl. Abhandl.),

dass „sich das oben geschilderte Hellsehen (clairvoyance) sehr einfach nach Analogien der erweiterten Raumanschauung durch die vierte Dimension erklären lässt. Aehnlich wie, wenn unser leibliches Auge durch Erhebung nach der Richtung der dritten Dimension mit wachsender Erhebung in die Höhe mehr Erscheinungen an der Erdoberfläche (zweidimensionales Raumgebiet) übersieht, so dass ein im Luftballon befindlicher Beobachter einem unten stehenden Menschen die Ankunft eines Eisenbahnzuges zu einer bestimmten Zeit an einer bestimmten Stelle weit eher verkündigen kann, als der unten Stehende es wahrnimmt, ähnlich erweitert sich für das geistige Auge der Seele, wenn sie sich nach der vierten Dimension erhebt, das dreidimensionale Raumgebiet unserer gegenwärtigen Raumanschauung. Mit wachsender Erhebung der Seele müssen die körperlichen Dinge für sie in immer grösserem Abstande durchsichtig werden. und man könnte sogar ein Mass für die Grösse der Erhebung in die vierte Dimension ermitteln, falls messbare Beobachtungen über die radial nach allen drei Dimensionen wachsende Fernsicht einer allmälig in den magnetischen Schlaf versetzten, hellsehenden Somnambule angestellt werden könnten".

Nach meiner Anschauung wäre der Ausdruck des „Sicherhebens in die vierte Raumdimension" mit dem Ausdrucke des Verschwindens der künstlichen dreidimensionalen Anschauung zu verwechseln; jedenfalls ist aber die Thatsache der anziehenden, strahlenden Materie und elektrischen Fernwirkung allein schon genügend, das Hellsehen auch ohne vierte Raumdimension zu erklären.

Ganz anders wird die Sache, wenn es sich um die obige Schattenwerfung oder um das Verschwinden von Gegenständen handelt, weil es im letzteren Falle weit schwerer ist, anzunehmen, dass ein Gegenstand in seine Bestandtheile so weit aufgelöst werde, um unseren Organen unsichtbar

zu werden, oder dass er unbemerkt und spurlos durch die Zimmerdecke oder den Fussboden entschwinde, und dann eben so wieder hereingelange und zusammengesetzt werde.

Die drei Dimensionen sind eine Anschauungsform des Zellen-Organismus, der wieder nichts Anderes ist, als die Erscheinungsform eines Meta-Organismus, der schematisch oder potentiell existiren muss, und unter günstigen Verhältnissen auch ausser dem Zellenleibe zu einer plastischen, sei es fühlbaren, sei es sichtbaren Darstellung gelangt, und dann allerdings auch materiell, d. h. uns wahrnehmbar, zu wirken vermag. Was nun diese „günstigen Verhältnisse" anbelangt, so liegt darüber noch ein Schleier, welcher erst durch zahlreiche Experimente hiezu berufener Männer gelüftet werden wird. Das Wenige, was sich bis jetzt darüber sagen lässt, werde ich später berühren, nachdem wir die nähere Bekanntschaft mit der intelligiblen Welt gemacht haben werden.

Seit den neuen Veröffentlichungen Zöllners ist es so ziemlich stille geworden mit dem lärmenden Anathema der Wissenschaftler; das von Crookes und Zöllner gelieferte Materiale war zu reichhaltig, die Bedeutung dieser Männer ist gerade auf dem wissenschaftlichen und Experimental-Gebiete zu durchschlagend; Wundt ist der einzige, der ab und zu einen schüchternen Versuch macht, das Publicum in der vorgefassten Meinung unseres „aufgeklärten Zeitalters" zu bestärken. In dem ersten diesjährigen Hefte „Unsere Zeit" (1880) ist von ihm ein Aufsatz erschienen unter dem Titel „Der Aberglaube in der Wissenschaft". Wundt legt sich erst den „Aberglauben" zurecht und beginnt: „Zwischen Glauben und Wissen liegt das schwankende Gebiet des Aberglaubens. Während die Gegenstände des Wissens durchaus nur der vorstellbaren Wirklichkeit angehören, und während der Glaube sich auf das Uebernatürliche, Uebersinnliche bezieht, das von uns als ein Gegenstand sittlicher Forderung

gedacht wird, besteht das Wesen des Aberglaubens darin, dass er dem Uebersinnlichen sinnliche Gestalt gibt, indem er in die natürliche Weltordnung übernatürliche Kräfte in sinnlich wahrnehmbarer Form eingreifen lässt".

Es ist vor Allem zu bemerken, dass zwischen dem Glauben und Wissen das Forschen liegt, das noch kein Wissen und kein Glauben ist, darum aber doch auch kein Aberglaube sein muss. Da dieser Aufsatz an die Adresse Zöllners geschrieben ist, wenn er auch nur die Form eines Vortrages einhält, so erscheint es ganz unbegreiflich, wie Wundt, der doch Leipzig bewohnt, Zöllner kennt, Professor der Philosophie ist, und soeben ein Buch über Logik veröffentlicht hat, solche Sätze aufstellen konnte.

Wenn Jemand den Aberglauben hat, dass er an einem Freitag nichts unternehmen soll, so hat er doch dem „Uebersinnlichen" eben so wenig eine „sinnliche Gestalt" gegeben, als wenn Zöllner Erscheinungen aller Art im Wege der vierten Raumdimension zu erklären strebt. Die ganze Definition des Aberglaubens taugt nichts, daher auch alle weitere Argumentation ein Gewäsch ist.

Der wissenschaftliche Aberglaube*) hat nach Wundt das mit dem Volksaberglauben gemein, „dass er das unmittelbare Eingreifen übersinnlicher Kräfte in die sinnliche Erfahrung voraussetzt". Nach dieser Aufstellung müsste die Gravitation und das Atom auch ein Gegenstand des Aberglaubens sein, denn beide sind „übersinnlich", und greifen doch sehr wesentlich in die „sinnliche Erfahrung". Wundt sagt weiter, dass der Mysticismus mit dem Aberglauben die Voraussetzung gemein habe, „dass sich das Uebersinnliche in der sinnlichen Erscheinung verwirkliche". Das ist nun wirklich der Fall; aber alle sinnliche Erscheinung ist nur

*) Eine genauere Definition des Begriffes „Aberglaube" bringt das nächste Capitel.

eine Verwirklichung von etwas Uebersinnlichem — eine Ansicht, die nicht nur Kant und Schopenhauer, sondern alle Philosophen vertreten. Denn was heisst sinnlich? Das, was ich mit den Sinnen wahrnehme; alles aber, was ich wahrnehme, ist Wirkung von etwas Unsinnlichem, nur durch Denken annähernd Erschliessbarem. Man muss daher wohl den Schluss ziehen, dass entweder Wundt kein Philosoph oder der einzige der Menschheit sei.

Der Mystiker hat ganz Recht, wenn er „an der Erkennbarkeit des Uebersinnlichen" festhält, und lediglich die Schranken unseres Erkenntnissvermögens beschuldigt, welche sich aber immer erweitern. Wundt gesteht dies selbst zu, indem er auf der vierten Seite seines Aufsatzes sagt: dass die Welt „einen übersinnlichen Zweck und Grund als ihre Ergänzung fordert", was weit mehr behaupten heisst, als z. B. Zöllner behauptet. Dieser lässt den Grund und Zweck der Welt fein liegen, und bemüht sich nur, die Ursachen zu den Wirkungen zu suchen. Dass es wirklich Mystiker gibt, welche auf Unterlage einer inneren Erfahrung etwas erkennen wollen, steht ausser Zweifel, und diese überlasse ich Wundt sehr gern zur Amtshandlung, denn das ist die bekannte Geschichte der Propheten und Spiritisten, doch darf man diesen Wahn nicht mit den Bestrebungen eines Crookes und Zöllner verwechseln und von einem wissenschaftlichen Aberglauben faseln. Geradezu unerlaubt ist der Gemeinplatz der Wissenschaftler, dass dieser vermeintliche Aberglaube der Wissenschaft die „Gesetzmässigkeit der Weltordnung in Frage stelle"; im Gegentheile, diese Männer, die Wundt für den wissenschaftlichen Aberglauben verantwortlich machen will, gehen geradezu auf die „gesetzmässige Erklärung" los, weil eine solche existiren muss.

Man kann ein sehr kräftiger und muthiger Mann sein, und doch zufolge Schwindels ein Hochgebirge nicht besteigen können, während es schwächliche Naturen gibt, die es treffen;

so ist es mit dem Schwimmen, Reiten und anderen Dingen — und auch mit der Philosophie. Es gibt sehr viele Zweige des menschlichen Wissens, und sehr tüchtige intellectuelle Kräfte, die aber manchmal versagen, sobald es sich um eine Vertiefung in das transscendentale Gebiet handelt, eine Bemerkung, die schon Kant seinerzeit machte, als er seine Kritik der reinen Vernunft vertheidigte. Man kann vor den Leistungen Wundt's auf so vielen Gebieten nur Hochachtung haben, in gewissen Dingen scheint er aber nicht zu capacitiren zu sein.

Die Ausnahmsfälle der phänomenalen Gesetzmässigkeit, wie sie von competenten Fachmännern beobachtet wurden, liefern trotz der Scrupeln eines Wundt oder x-beliebiger Fakultäten, den sichergestellten Beweis der Existenz anderer Wesensreihen und Raumverhältnisse; sie liefern den Beweis, dass es andere Wesen gibt, welche menschliche Organe zu projiciren und menschliche Begriffe zu fassen und zu denken vermögen.

Die Menscheit hat diesbezüglich Zöllner sehr viel zu verdanken. Dank seinem Wissen, seiner klaren Denkweise und vor Allem seinem moralischen Muthe, hat er die Bahn eröffnet, auf welcher er aller Wahrscheinlichkeit nach noch sehr viel leisten wird. Wenn man bedenkt, dass die wissenschaftliche Verblendung — das liebe Vorurtheil — so weit ging, nach Erscheinung des ersten Bandes der wissenschaftlichen Abhandlungen von Geistesstörungen zu reden, weil diesen Universitäts-Jesuiten eben keine anderen Waffen zu Gebote standen, so kann man sich nur freuen, dass das Leben dieses Mannes nicht durch irgend einen bösen Zufall vernichtet wurde. Denn wäre dies geschehen, und der erste Band der wissenschaftlichen Abhandlungen das letzte geistige Product Zöllners geblieben, so hätte diese schamlose Bande, die selbst solche Mittel nicht scheute, die gründliche Forschung auf diesem Gebiete um Jahrzehnte vielleicht aufgehalten.

Nun aber, wo von Zöllner ein zweiter, dritter Band erschienen ist, und er mit ungebrochener Kraft fort arbeitet, hat sich die Taktik dieser Herren als eine sehr schlechte erwiesen. Der Succurs kommt von allen Seiten, und die Schlacht kann als zu unseren Gunsten entschieden betrachtet werden; wenn der wissenschaftliche Janhagel auch davon nichts merkt oder vielleicht merken will. Wir sehen oft, dass Menschen bis zum letzten Augenblicke Schein und Aufwand aufrechthalten, die längst die Berechtigung dazu verloren haben. Von welchen praktischen Folgen dieser Sieg über das Vorurtheil begleitet sein wird, das werde ich dem Leser später vorführen.

Die Kampfweise gegen Zöllner ist aber eine sehr verschiedene. Der eine Theil bestreitet die thatsächliche Einwirkung fremder intelligenter Kräfte, der andere die Erklärungsweise; beide Theile bleiben aber die Lösung des Räthsels schuldig. Die protestantische Kirchenzeitung bringt (in Nummer 9, 1880) einen von Albrecht Krause gefertigten Aufsatz, der „Religion, Spiritismus und Mathematik“ überschrieben ist, und folgende Zugeständnisse macht:

„Zöllner sei sich bewusst, eine Reihe der interessantesten oder seltensten Beobachtungen gemacht zu haben. Er glaubt Alles gethan zu haben, um Irrthum zu verhüten. Er hat diese spiritistischen Experimente mit aller wissenschaftlichen Controle unter Zuziehung von wissenschaftlichen Capacitäten vorgenommen. Er hat alle Welt eingeladen, die Thatsachen mit ihm zu prüfen, und für dies alles bekommt er nur Spott und Hohn oder lahme Erwiderungen, welche seine Zurechnungsfähigkeit, Glaubwürdigkeit und Wissenschaftlichkeit in Zweifel ziehen.“

Weiter heisst es:

„Fragt Zöllner, ob wir diese Experimente erklären können, so antworte ich: Nein. Daraus folgt aber noch nicht, dass es irgend einem gestattet ist, sie durch Lehren zu erklären, welche der Transscendentalphilosophie widersprechen.“

Worin liegt nun die Sünde, die Zöllner gegen die Krause'sche Transscendentalphilosophie begeht? — Sie besteht

darin, dass sich Zöllner gestattet, den Widerspruch der Erscheinungen im dreidimensionalen Raume durch die Voraussetzung einer vierten Raumdimension zu erklären, deren Erfinder übrigens er nicht ist. Das ist es, was Herrn Krause gegen den Strich geht, und dem er Folgendes entgegenstellt:

„Das Wort „Raum“ bedeutet den Begriff von einem Gegenstande menschlicher Anschauung, welcher ganz genau bestimmt ist, als z. B. drei Dimensionen besitzend. Alle Anschauung, welche mehr oder weniger als drei Dimensionen hätte, wäre eben nicht der Gegenstand, welchen man Raum nennt. Man kann z. B. die Zeit nicht einen Raum von einer Dimension nennen, obgleich sich ihre Verhältnisse sogar an der Linie abbilden lassen. Ebensowenig könnte man eine Anschauung von vier Dimensionen, welche Wesen sie auch besitzen, einen Raum nennen, denn das Wort Raum stammt vom Menschen und bedeutet „Nichts“ als menschliche Anschauung. Diejenige Vorstellung, welche auf Empfänglichkeit beruhte und vier Dimensionen hätte, würde allerdings eine Anschauung sein; aber so wenig die Zeit, welche nur eine Dimension hat, eine Raumanschauung ist, so wenig wäre jene Vorstellung, welche vier Dimensionen hätte, eine Raumanschauung. Man kann aber nicht etwa flüchten in die Behauptung, dass die Linie auch ein Raum sei, und nur von einer Dimension, weil die Linie eine Anschauung eines Räumlichen im Raum ist, während eine Anschauung von vier Dimensionen (wenigstens betreffs ihrer vierten) ausser dem dreidimensionalen Etwas wäre, welches im Deutschen „Raum“ heisst. Ausser dem Raum sein bedeutet aber etwas logisch Widersprechendes oder es heisst „Nicht-Raum“ sein.“

Man könnte vor Allem den Einwurf erheben, woher es denn komme, dass man den Ausdruck „dreidimensionaler Raum“ gebrauche, wenn nur das Raum ist, was drei Dimensionen hat? Die Bezeichnung „dreidimensional“ wäre ja in diesem Falle ganz überflüssig. Wie entsteht denn unser Raumbegriff von drei Dimensionen, Herr Krause?

Wenn ich mich in meinem Zimmer bewege, oder Fremde eintreten, oder aber ich den gestirnten Himmel zu verschiedenen Zeiten beobachte, so werde ich finden, dass die äusseren Objecte sowohl mir gegenüber, als auch unter einander ihre Beziehungen wechseln. Diese Beziehungen

pflegen wir räumliche Beziehungen zu nennen. Wir haben keine andere geeignete Bezeichnung; die Veränderungen dieser Kategorie in unserer Vorstellung sind eben räumlich und nicht chemisch, pathologisch, nicht kalt oder warm u. s. w. Die Beziehungen der Planeten unter einander wie sie durch die Bewegung hervorgebracht werden, nicht mehr räumliche zu nennen, falls sie durch keinen menschlichen Verstand angeschaut werden, sondern „jocologische“ — das dürfte doch nichts zur Deutlichkeit beitragen und ist Geschmackssache.

Herr Krause, der auf das Verständniss Kant's ein ausschliessendes Privilegium zu besitzen glaubt, müsste nun wissen, dass Kant den Raum ausdrücklich nicht als blosses Gedankending bezeichnet und in dem Umstande, dass die Kräfte im umgekehrten Verhältnisse des Quadrates der Entfernung auf uns wirken, die Ursache der dreidimensionalen Anschauungsweise — sagen wir — vermuthete; wie dem immer sei, wir sind Schuld, unsere Organisation zwingt uns, von der Welt und den Beziehungen der auf uns einwirkenden Objecte ein dreidimensionales Bild zu haben, und ich bin ebenso berechtigt, einem Steine eine dreidimensionale Anschauung abzusprechen, als ich anzunehmen im Stande bin, dass andere Wesen möglicherweise eine Anschauung von den räumlichen Beziehungen der Objecte haben, die — sagen wir — x-dimensional ist. Diese Berechtigung nimmt in dem Masse zu, als ich Thätigkeiten entdecke, welche in einem Raume oder vielmehr im Sinne einer phänomenalen Gesetzmässigkeit von drei Dimensionen Antinomien bieten, welche durch die Annahme eines Raumes von mehr als drei Dimensionen gelöst werden.

Wenn Jemand sagt, ich kann diese Thatsachen zwar nicht erklären, verwerfe aber die mir gebotene Erklärung durch Annahme einer vierten Raumdimension, weil ich nur drei Dimensionen kenne, und wenn es eine vierte gebe,

diese kein Raum wäre, so ist das eine subjective Anschauung und willkürliche Einschränkung des Begriffes Raum, und lohnt es wahrlich nicht der Mühe, näher darauf einzugehen.

Herr Krause sagt am Schlusse seines Aufsatzes:

„Würde Herr Zöllner die Mühe auf sich nehmen, diese Arbeiten (nämlich Krause's) durchzudenken, so würde er wissen, dass eine vierte Dimension eine neue Erkenntnissfunction erfordern würde, d. h. einen Verstand, welcher nicht mehr logisch geartet wäre, welches bekanntermassen bei uns als Zustand des Irrseins bezeichnet wird."

Wie wenig berechtigt Krause ist, einen solchen Rath und eine solche Verwarnung zu ertheilen, ergibt sich aus diesem Satze selbst. Dass eine vierte Dimension eine neue Erkenntnissfunction erfordern würde, ist klar und meinem Freunde Zöllner sehr gut bekannt. Der menschliche Verstand hat die Aufgabe, aus den Wirkungen auf die Ursachen zu schliessen; er thut dies einzig und allein mit Hilfe seines Organismus. Dieser gibt ihm ein dreidimensionales Bild, und kein vierdimensionales; aber zu behaupten, dass ein solcher Verstand nicht mehr „logisch" fungiren würde, ist etwas stark; denn die Gesetze der Logik beziehen sich nicht auf Ursache und Wirkung, sondern auf Grund und Folge, welche Functionen durch alle denkbaren Raumdimensionen sich gleich bleiben, wie sie sich denn auch nicht ändern, ob ich die Welt dauernd durch ein Mikroskop, durch ein Fernrohr oder durch einen Spiegel u. s. w. ansehen würde. Die Wirkungen werden verschiedene sein, und werde ich auch andere Ursachen finden, wenn mein geändertes Auge andere Eindrücke bekommt, die logischen Gesetze aber werden dadurch nicht alterirt.

Die Theologen befinden sich den spiritistischen Phänomenen gegenüber in einer eigenthümlichen Lage. Einerseits ist es ihnen sehr angenehm, wenn diese Thatsachen den Materialismus erschüttern, andererseits ist es ihnen

sehr fatal, wenn die Creditbriefe des Wunders und der Offenbarung ihren Werth verlieren. Dass das letztere aber der Fall sei, das wittern die intelligenteren unter ihnen heraus. Die Spiritisten sind ihnen eine „Geissel des Christenthums, geschwungen durch gefährlichere Feinde der Kirche, als Renan und Strauss“. Das Letztere hat in einem gewissen Sinne seine Richtigkeit, nicht aber das Erstere; das Christenthum hat nichts zu fürchten, sondern nur die Kirche. Dass dem so sei, geht aus dem Schlusssatze, mit welchem der gelehrte Theologe Zöckler (dem ich auch obige Worte entnommen), seinen Abschnitt über Materialismus und Spiritismus schliesst. (Siehe „Theologie und Naturwissenschaft“ II. Th., Seite 415—416.) Er sagt: „Für den durch Schrift und Kirchenlehre gebundenen (!) Theologen wird obendrein das Nekromantische des Verfahrens, sein nie zu beseitigender Widerstreit mit Moses (5. 18. 11.) (!) und sein Vorbeigehen an der Engel- und Geisterlehre der h. Schrift, immer und in jedem Falle einen schweren Stein des Anstosses bilden. Warum mit aller Gewalt den Weg zur Bestätigung des Glaubens an ein Jenseits eröffnen wollen, den die Gleichnisserzählung des Herrn (Luc. 16. 31) ein für allemal als einen unnützen, der von Gott gesetzten Ordnung widersprechenden bezeichnet? Warum mit den Mitteln natürlicher Kunst und Weisheit das Wort des Apostels von unserem Wandel im Glauben und nicht im Schauen (2. Cor. 5. 7.) Lügen strafen, es als veraltet erweisen wollen?“

Das ist dieselbe Logik, welche einst eine unersetzliche Schriftensammlung den Flammen überlieferte: „Steht es im Koran, so ist es überflüssig; steht es nicht im Koran, so ist es schädlich!“ Ob nun die Suren des Korans, oder die Bücher der Propheten die massgebende Autorität für Jemand sind, das hängt doch nur von der Geburtsstätte ab.

Ich begreife, dass den kirchlichen Hierarchien jene am liebsten sind, welche nicht „schauen", sondern „glauben"; die gar nicht das Verlangen haben, als Gewissheit inne zu werden, was die P. T. Seelsorger lehren und interpretiren. Schade nur für die Hierarchien, dass die Zahl der Gläubigen sich immer vermindert, der Art, dass in den Reihen der Gebildeten kaum welche zu finden sind. Es ist daher die Stelle in Lucas nicht glücklich angezogen, denn es haben Viele durch das „Schauen" eine Ueberzeugung sich angeeignet, welche auf „Mosen und die Propheten nicht gehört".

Was ich hingegen nicht begreife, ist, dass man die Thatsachen nicht für hinlänglich beglaubigt hält und doch zugesteht, dass die Zeugen und Anhänger sich quantitativ und qualitativ stets mehren. Ich weiss nicht, was die Theologen abhält, sich die Ueberzeugung der Thatsächlichkeit zu holen; sollte es eben die Furcht sein, sie zu finden und dann doch das Geheimniss bewahren zu müssen? Doch mit einem „gebundenen" Theologen soll man nicht streiten!

Wenn wir das Ergebniss der Kritik der verschiedenen Erklärungsweisen zusammenfassen, so ergibt sich, dass man mit Unrecht alle in einzelnen Menschen hervorgerufene aussergewöhnliche Sinneswahrnehmungen so leichthin der Einwirkung fremder Wesensreihen zuschiebt, und zu wenig Rücksicht auf das intelligible Subject in uns nimmt. Andererseits aber würde das Zuschreiben des ganzen gegebenen Erfahrungsmateriales auf Rechnung des intelligiblen Subjectes in uns ohnehin zu Voraussetzungen führen, welche alle Schwierigkeiten beheben, die sich der Wirkungsweise der intelligiblen Wesen entgegenstellen; auch gibt es Fälle, wo die Annahme einer fremden intelligenten Einwirkung die weitaus einfachere ist.

Was nun die vierte Raumdimenson anbelangt, so sind die Unsichtbarkeit dieser Wesen, wie nicht minder einzelne Thatsachen, die im Wege der Durchdringung der Materie ihre Erklärung auch finden könnten, nicht genügend, die vierte Raumdimension als eine unabweisbare Nothwendigkeit hinzustellen; wohl aber gibt es einzelne, meinem Leser bekannte Fälle, wo wieder diese Annahme die weitaus einfachere ist.

Ein Gymnasialschüler wird begreifen, dass die Widersprüche mit dem gewöhnlichen Verlaufe der Dinge, im Wege der häufigen Beobachtung uns nach und nach auf die Spuren der auch diesen Erscheinungen zweifelsohne innewohnenden Gesetzmässigkeit bringen werden und müssen; das Vorurtheil unserer officiösen Wissenschaftler ist aber so stark, die Furcht vor der Lächerlichkeit so gross, dass sie alle das Fersengeld geben, wenn es sich um Untersuchung solcher Dinge handelt. Haben sie sich in irgend einer Weise als Gegner compromittirt, und den Gegenstand *a priori* verworfen, so bleiben sie sich consequent, vertheidigen die wenn auch aufgegebene Festung bis zum letzten Athemzuge, ohne aber darum für die gute Sache auf dem Felde der Ehre sterben zu können, weil sie die „gute Sache“ gar nicht vertheidigen, worüber im XI. Capitel.

II.

Schlüsse aus der Identität an sich beider Welten.

Die Identität beider Welten. — Einige nothwendige Attribute der intelligiblen Welt. — Die denkbare Einwirkung der intelligiblen Welt auf uns. — Die denkbare Einwirkung auf die Materie. — William Eglinton in Wien. — Der denkbare Zweck der Phänomene. — Unsere denkbare Einwirkung auf die intelligible Welt.

---

1. Einige nothwendige Attribute der intelligiblen Welt.

Es gibt noch einen Weg, durch dessen Betreten wir einen Blick in dieses so räthselhafte und hoch interessante Gebiet zu werfen vermögen. Den Schlüssel dazu liefert die Identität beider Welten, die sich nur dadurch von einander unterscheiden, dass die eine das modificirte Bild der anderen ist. Zöllner hat diesen Gedanken vor vier Jahren gestreift, denn er sagt in der Vorrede zu den Principien einer elekt.-dynam. Theorie: „Wenn die Erscheinungen (Körper) im Raume von drei Dimensionen Projectionen von Objecten eines Raumes von vier Dimensionen wären, so müsste einer jeden Erscheinung im Raume von drei Dimensionen eine complementäre zweite Erscheinung entsprechen, deren Eintritt nicht gleichzeitig mit der ersten stattfinden kann, obschon sie im Raume von vier Dimensionen gleichzeitig mit der ersten existirt". Es projicirt nun allerdings nicht die vierdimensionale Welt (wenigstens nicht unmittelbar) die dreidimensionale, wohl aber ist es der Mensch, der mit Hilfe seines organischen Leibes, seines Gehirnes, ein dreidimensionales Bild der vierdimensionalen (intelligiblen) Welt in der Vorstellung projicirt.. Es gebärt die eine Welt die andere

nur in dem Sinne, als die uns bekannte das auf drei Dimensionen reducirte oder in selbe auseinandergezogene Gemälde der anderen ist. Erläutern wir das durch ein Gleichniss.

Ein Haus ist ein Object für mich, für ein Insect und auch für ein vierdimensionales Wesen; ein Haus, d. h. ein nach drei Dimensionen geschlossener Raum, bestimmt mir Obdach zu geben u. s. w., ist es nur für mich, den Menschen. Hingegen ist es ganz consequent, dass Alles, Object und Vorgang, in dem uns bekannten Gemälde ein Correlat in der intelligiblen Welt haben müsse, aber es muss nicht alles, was in der intelligiblen Welt vorgeht, in dem dreidimensionalen Gemälde zur Darstellung gelangen.

Wenn wir an dem Gedanken festhalten, dass wir eigentlich nicht ausserhalb der intelligiblen Welt stehen, da ja die phänomenale nur das dreidimensionale Bild der intelligiblen vierdimensionalen ist (welches wir in unserem Kopfe tragen); so liegt es nahe, die Frage umzukehren; statt zu fragen „wie sieht die intelligible Welt aus, wie kann sie gedacht werden?“ hätte man zu untersuchen, „wie kommt die phänomenale Welt zu Stande? was muss denn eigentlich in der intelligiblen Welt als vorhanden gedacht werden, um die phänomenale in uns zu erzeugen?“

Die eine Antwort ist sehr einfach: „Ein solcher Organismus, wie wir ihn kennen, denn nur dieser macht es möglich, dass wir die Einwirkungen auf jene Weise empfinden, welche die Welt unserer Vorstellung zu Stande bringt“.

Dadurch aber wird es möglich, die Frage: „Was muss aus der phänomenalen Welt nothwendig hinwegfallen, weil es nur durch den Organismus möglich und in der intelligiblen Welt undenkbar ist?“ theilweise zu beantworten.

Es ist klar, dass ich — unter Voraussetzung der Identität an sich beider Welten — dem Bilde der intelli-

giblen Welt um so näher kommen muss, als ich in der Lage sein werde, mehr aus der phänomenalen als dort undenkbar wegzustreichen; denn die intelligible und phänomenale Welt sind an sich dieselbe und die letztere nur das menschliche Bild der ersteren. Die phänomenale Welt ist in der intelligiblen ebenso enthalten, wie die zweite Raumdimension in der dritten, und diese in der vierten u. s. f. Der Leser erinnere sich des Gleichnisses mit dem Spiegel; ich kann eben auf den Anblick des Zimmers verzichten und mich auf das Bild im Spiegel beschränken, welches mir nur einen Theil des Zimmers wiedergibt: nichtsdestoweniger sind ich und der Spiegel im Zimmer.

Die phänomenalen Naturgesetze sind nur Bilder der transscendentalen; die transscendentalen Gesetze können, aber müssen nicht für uns phänomenal werden, d. h. es kann im Zimmer etwas vorgehen, was nicht in den Spiegel einfällt. Wir können aus der phänomenalen Gesetzmässigkeit daher immerhin Schlüsse auf die transscendentale ziehen, wobei wir aussergewöhnliche Erfahrungen, Analogien und auch blosse Vernünftigkeit zu Hilfe rufen können. Der ganze Vorgang hat viel Aehnlichkeit mit der Spectralanalyse, wo wir aus dem gebrochenen Lichte auf die Natur der Gestirne Folgerungen ziehen. Denn die phänomenale Anschauung ist auch nichts anderes als ein durch das Gehirn gebrochenes Bild der realen oder intelligiblen Welt.

Wollen wir uns dieser Speculation hingeben, welche in der Beantwortung der Fragen gipfelt: „Was kann von unseren Verhältnissen in der intelligiblen Welt **nicht** gefunden werden, was **kann** davon bleiben, was **muss** bleiben?"

Kommt die phänomenale Welt nur mit Hilfe eines Zellenorganismus zu Stande, so ist mit dem Wegfalle des Zellenorganismus der Wegfall der Zellen unzweifelhaft gegeben; denn welcher Art das intelligible Subject immer wäre

— einen Organismus aus Zellen hat es nicht — darüber kann weiter kein Streit bestehen, weil das Gegentheil wohl Niemand behaupten wird; ganz abgesehen davon, dass wir aus Erfahrung wissen, dass die Organ-Projection dieser Wesen spontan erfolgt und verflüchtigt, formell zwar dieselbe, dem Inhalte nach aber eine von den Organen aus Zellen ganz verschiedene ist.

Mit dem Wegfalle der Zellen entfällt aber die Nothwendigkeit ihrer Ernährung, mithin alle Sorge, welche in der phänomenalen Welt so reichlich durch den Hunger gegeben ist. Es entfällt aller physische Schmerz, aber auch alle physische Lust; von einem Geschlechtstriebe kann selbstverständlich nicht mehr die Rede sein. Allerdings können andere durch Sympathie hervorgerufene angenehme Uebereinstimmungen und Annäherungen gedacht werden, auch ist es möglich, selbst wahrscheinlich, dass so wie der Walfisch das ihn umgebende Element einfach einathmet und auswirft und dabei seine Nahrung findet, eine Art Stoffwechsel ebenso stattfindet, wie wenn wir in's Hochgebirge ziehen, um bessere Luft zu athmen, was uns aber keine weitere Arbeit kostet. Da unser Zellenorganismus doch nur die Darstellung eines Meta-Organismus in lebenden Zellen sein kann, und ich überhaupt nicht annehmen darf, dass unser Zellenleib aufgebaut würde, wie ein Automat, so unterliegt es für mich keinem Zweifel, dass alle unsere Functionen Correlata in der intelligiblen Welt haben. Das Empfinden, Sehen, Denken, Lieben nehmen in der phänomenalen Welt nur die durch den Zellenorganismus bedingte Form an; wie sich dies ausserhalb desselben gestaltet, ist für unseren, der phänomenalen Anschauung gewidmeten Verstand begreiflicher Weise unvorstellbar.

Doch eben so wie der blosse Bedarf der Luft oder des Meerwassers unsere Eigenthumsverhältnisse nie hervorgerufen hätte, so kann in einer intelligiblen zellenfreien Welt an

ein Eigenthum kaum gedacht werden, weil dessen Werth nicht einzusehen ist; es bliebe nichts als der Raum, den gewiss die Bedeutenderen zu behaupten wissen werden — falls er existirt!? Er ist zwar kein blosses Gedankending, wie Kant sagt, aber unsere Begriffe von Oben, Unten und Neben könnten leicht ganz unpassend sein.

Sobald aber der Hunger, die sinnliche Liebe und das Eigenthum in der intelligiblen Welt ihre Bedeutung verlieren, weil sie diese nur für einen Zellenleib haben, so entschwindet auch die Unterlage und die vis motrix für unsere gesellschaftlichen Unterschiede; die Begriffe von vornehm und reich, ja selbst von alt und jung haben keinen Sinn, denn sie sind phänomenaler Natur, sie sind Phantome. Unterschiede werden wohl sein aber anderer Art, weil der Eintheilungsgrund ein anderer ist.

Es entschwindet also so ziemlich Alles, was die Menschen für des Lebens höchste Güter halten; darum ist es ganz richtig, dass die Welt Christi ganz anderer Art sei; darin stimmen auch fast alle Religionsstifter überein.

Das wären so Dinge, die mit den Zellen in Wegfall kommen und nicht bleiben können; nun entsteht die Frage:

Was aber soll denn bleiben?

Auch darauf haben wir eine Antwort: Dasjenige, für was sich das „Sollen“ in unserem Inneren regt, mit einem Worte ausgedrückt: das Evolutionscapital. Es ist das eine Behauptung, welche nicht nur durch Analogie, sondern auch durch das richtige Erkennen des Charakters und moralischen Werthes in vielen praktischen, wenn auch aussergewöhnlichen Fällen gerechtfertigt ist. Wo immer ein solches intelligibles Schauen beobachtet wurde, zeigte sich die Empfindlichkeit dafür. Wir fühlen den Werth der erfüllten Pflicht, der guten That, des zum Nutzen Anderer oder auch

seiner selbst vollbrachten Werkes, wenn es ein Beitrag zur Culturentwickelung ist.

Selbstverständlich bleibt aber auch das Gegenstück! Ich habe schon im zweiten Bande das Capitalisiren unserer Thätigkeiten in Fähigkeiten und Anlagen als das einfachste und gerechteste Moralprincip hervorgehoben, und eben so wenig als ich als ehrlicher Mensch munter werden kann, wenn ich als Schurke mich niedergelegt, eben so wenig kann aus mir etwas Anderes werden, als ich aus mir in der phänomenalen und intelligiblen Form mache. Kein Papst und kein Gott kann meine Fehler wegwaschen, sondern nur meine eigene Arbeit!

Nunmehr begreifen wir das „Sollen“ in unserer Brust klar und deutlich; es ist der Kampf zwischen den intelligiblen (unbewussten) und phänomenalen (bewussten) Motiven.

Aus der Haltung, der Kleidung, der Beschäftigung schliesse ich auf die Person und werde mich über gewisse Grenzen hinaus in Bezug auf Lebensstellung nicht leicht irren; doch wird es mir schwer fallen über den Charakter ein Urtheil abzugeben; nur das Gesicht und dessen Ausdruck werden es mir vielleicht möglich machen auch da Anhaltspunkte zu finden. In der intelligiblen Welt kann es offenbar nicht anders gedacht werden, als dass die ersteren Unterschiede ganz wegfallen, hingegen der intelligible Charakter klar und deutlich hervortritt. In der intelligiblen Welt ist dem Heuchler die Larve herunter gerissen, und wäre er auch der populärste Volksmann, der raffinirteste Betrüger, oder die glänzendste Erscheinung seines Zeitalters gewesen. So wie wir mit einem Blicke die Stärke oder Schwäche des Lichtes, selbst die Art seiner Wirkung — ob es ein elektrisches oder anderes, rothes oder blaues — richtig schätzen, eben so werden wir als intelligible Wesen genau als das erkannt, was wir sind, und unser ganzes

Thun und Lassen in der ganzen Vergangenheit wird durchsichtig für jeden, der nur lesen will. Entsprechend unserem Charakter und unseren Fähigkeiten wird auch die Thätigkeit und Machtsphäre angenommen werden müssen; denn eine blos beschauliche Unthätigkeit kann man einer Welt, die nichts sein kann, als eine gesteigerte Entwickelung der unseren, nicht zumuthen. Es gilt dies auch für die phänomenale Welt, nur ist der Eintheilungsgrund und das Thätigkeitsfeld ein anderes.

Wenn man die Offenbarungen der Religionsstifter liest, so stimmen sie in Bezug auf das Bleibende und Werthvolle der moralischen Errungenschaften und die Vergänglichkeit der irdischen Güter, insbesondere des von den Juden so angebeteten goldenen Kalbes überein; da aber diese Offenbarungen den Credit längst verloren haben, so sehen wir gerade den intelligenteren Theil der Menschen diesen Gütern nachjagen, nicht etwa als Mittel zum Zwecke, was ganz erlaubt wäre, sondern als letzten Zweck selbst. Diese „positiven“ Menschen gehen den üblichen Weg des „Fleisches“, in der intelligiblen Welt gibt es aber kein Fleisch!

Es ist begreiflich, dass ein Individuum wie ich, das sich anmasst, diese Illusionen zu stören, von allen sogenannten Glücklichen nach besten Kräften angefeindet werden müsste, wenn sie die Zeit und Lust hätten, ein solches Buch zu lesen. Nachdem man aber die missliebigen Autoren nicht mehr verbrennen und einsperren, sondern nur todtschweigen oder mitleidig belächeln kann, so wäre ein solches Los leicht zu tragen, wenngleich nicht vorauszusetzen ist, dass ein in der phänomenalen Welt ganz Befangener Kenntniss von meinen Wühlereien in seinen Idealen haben werde.

Doch wäre es ein falscher Schluss, dass die intelligible Welt einen demokratischen Charakter habe und der Nivellirung anheim falle.

Die Naturwissenschaft gibt uns die Differenzirung aller Gebilde als Bedingung jeder Entwickelung an die Hand, welche Differenzirung um so grossartiger ist, auf je höherer Stufe der Entwickelung die Wesensreihe steht. Wir wissen auch aus Erfahrung, dass je differenzirter die Gesellschaft, desto grösser die Cultur sei; man braucht nur einen europäischen Staat mit einem Indianerstamme zu vergleichen. Es ist daher ein erlaubter Analogieschluss, dass die Verschiedenheit in der intelligiblen Welt noch reichhaltiger sein werde, als in der phänomenalen. Ich stelle nicht ohne Grund die Behauptung auf, dass die Verschiedenheit so gross sein wird, als die des menschlichen Antlitzes.

Ein Gesetz werden beide Welten zweifelsohne gemein haben, und das ist das Recht des Stärkeren. Es gilt dies nicht nur für die Himmelskörper, sondern auch für die organische Natur. Worin das Uebergewicht der Kraft besteht, darin liegt der ganze Unterschied. Die physische Kraft vergangener Zeiten wurde in der phänomenalen Welt durch die Intelligenz, das Geld, die Geburt und zahlreiche andere Factoren abgelöst. Vor 2000 Jahren hätte eine Adelina Patti nicht Millionen gewinnen und Triumphe feiern können; eine schöne Stimme hat grösseren Werth in der Gegenwart, als ein Landgut. Dass in der intelligiblen Welt die moralischen Werthe, für welche sich das Gefühl des Sollens und der Begeisterung in unserem Innern regt, das Entscheidende sein werden, liegt auf der Hand.

Ein beiden Welten gemeinschaftliches Gesetz muss auch das der Erhaltung der Kraft sein. Die menschliche Phantasie kann sich leicht vorstellen, dass überstandene Prüfungen und Leiden sich in dauernde Werthe umsetzen können, und dass dadurch das volle Gleichgewicht, die volle Entschädigung zum Ausdrucke komme. Unsere moralische und geistige Arbeit mag sich in Fähigkeit umsetzen und werden unsere physischen Leiden zu unserer Reife

13*

beitragen, wie denn eine sehr schmerzhafte Operation langwierige körperliche Leiden auch ersparen kann.

Es gibt eine Aristokratie auch dort, aber das Fideicommiss, das ihr zu Grunde liegt, muss erworben werden und kann nicht verloren gehen. Erbe und Aquisitor sind ein und dasselbe Subject. Das Bestreben, sich über seinen Nebenmenschen zu erheben, wird und muss in beiden Welten zu finden sein, nur dass man in der intelligiblen Welt ein edles Ziel verfolgt, schöne Motive hat und sich loyaler Mittel bedient, während in der phänomenalen Daseinsform in der Welt des Fleisches, das Ziel zumeist eine Lappalie, das Motiv ein rücksichtsloser Egoismus ist, zu dessen Befriedigung man sich der brutalsten Mittel bedient. Es liegt auf der Hand, dass es in der phänomenalen Welt kein Naturgesetz geben könne, welches seine Wurzel nicht in der intelligiblen hätte; aber umgekehrt kann es sehr leicht in der intelligiblen Welt Gesetze geben, die uns nicht phänomenal werden.

Ich überlasse es der Phantasie des Lesers, sich in der Ueberhebung über andere, die von den Dichtern besungenen Sphären, oder die modernen Raumdimensionen vorzustellen. Je tiefer wir in die letzten Realitäten der phänomenalen Gesetzmässigkeit eindringen werden, je mehr wir uns Rechenschaft zu geben vermögen, wie durch den Organismus das phänomenale Bild entsteht, desto deutlicher wird die intelligible Unterlage werden. So wie man aus einem zweidimensionalen Schatten auf das dreidimensionale Object zu schliessen vermag, so muss ein Schluss von der dreidimensionalen Erscheinung auf die vierdimensionale Unterlage auch möglich sein; allerdings werden nur einige und nicht alle Eigenthümlichkeiten zu erkennen sein. Ich werde es vielleicht noch einmal versuchen, diese Bilder zu vervollständigen und in ein System zu bringen, vorläufig genügt es, den Gegenstand angeregt zu haben, der, wie alles Neue

und Ungewohnte, auf vielfachen Widerspruch stossen wird, namentlich bei Allen, die von der phänomenalen Welt ganz befangen sind.

2. Die Einwirkung der intelligiblen Welt auf uns.

Die Einflussnahme der intelligiblen Wesen auf uns ist einer der allgemeinsten und ältesten Glaubensartikel, kein Volk und keine Zeit haben sich davon zu emancipiren vermocht. Das allein müsste genügen, eine Ursache dieses allgemeinen Glaubens zu vermuthen und aufzusuchen. Wir haben in der phänomenalen Welt erkannt, dass sie in ihren wichtigsten Einwirkungen auf uns durch Schwingungen uns unwahrnehmbarer Kraftlinien zu Stande kommt; es handelt sich also nur um die Frage, ob die intelligiblen Wesen Schwingungen hervorzurufen im Stande sind. Die Einwirkung kann verschieden gedacht werden, auf unseren Gedankengang, auf unsere Sinne, auf Muskel und Nerven, und dadurch selbst auf unser Geschick.

Dass eine Einwirkung überhaupt *möglich* ist, werden meine Leser nicht bezweifeln, da sie, wenn auch nur in relativ seltenen Fällen, *thatsächlich* ist; *selten* muss sie aber sein, weil, abgesehen von den subjectiven und objectiven Vorbedingungen, der Anblick der menschlichen Verirrungen vom Standpunkte der intelligiblen Welt ein ganz besonders ekelhafter sein muss, wenigstens für nur einigermassen gutgeartete Wesen. Nur Sympathie und Liebe zu Individuen oder höhere Zwecke können einem intelligiblen Wesen besserer Art die Kraft geben, diesen Ekel zu überwinden. Nichtsdestoweniger mag die Einwirkung eine weit häufigere sein, als wir vielleicht ahnen. Dass sie keine so entschiedene ist, um auf irgend eine Weise in unser Bewusstsein deutlich hinein zu ragen, wird durch die Construction unseres Organismus bedingt; dass sie eine so

seltene ist, mag zum Theile seine Erklärung auch darin finden, dass sie uns in der Regel nicht zuträglich ist. Das phänomenale Leben liegt im Interesse unserer Entwickelung, darf also nicht leicht gestört werden; auch wären die Folgen der Einwirkung in der Vergangenheit keine angenehmen — man denke an die Hexenprocesse.

Das physikalische Hineinragen der intelligiblen Welt im Wege des gesuchten und hervorgerufenen Experimentes mit Hilfe anormaler Organisationen, gehört nicht hierher, doch selbst da sind die Nerven, welche eine solche Einflussnahme als eine Erscheinung wie irgend eine andere, ganz ruhig hinnehmen, eben nicht häufig. Mir haben unerklärte Bewegungen und insbesondere der empfundene Contact nur eine angenehme Ueberraschung und Empfindung verursacht. Von dieser Art Einwirkung ist aber vorläufig nicht die Rede, sondern von der spontanen, directen, durch die äusseren Sinne, oder den inneren Sinn wahrgenommenen; soll sie im Wege des inneren Sinnes, durch Vermittlung des intelligiblen Subjects erfolgen, so setzt eine solche Wahrnehmung durch uns einen mangelhaften Schleier der Maja (geringe phänomenale Befangenheit) voraus, wie nicht minder die Absicht der intelligiblen Wesen in die phänomenale Welt einzugreifen, was, wie gesagt, nur durch höhere Zwecke oder aussergewöhnliche Neigung denkbar wird. Nur wo einer dieser beiden Umstände mit den oben angeführten phänomenalen Vorbedingungen zusammentrifft, können die seltenen Spuren solcher Thätigkeit gefunden werden, welche auf drastische Weise den innigen Zusammenhang beider Welten beweisen würden. Wir Menschen verhalten uns der Thierwelt gegenüber auf gleiche Weise; die ungeheuere Majorität der Thierwelt ist für uns gar nicht vorhanden, und nur ein kleiner Bruchtheil wird ein Gegenstand unserer Aufmerksamkeit und Intervention aus höheren Rücksichten oder Sympathie.

Was den Einfluss auf das Geschick des Einzelnen anbelangt, so darf man nie vergessen, dass die Menschen autonom sind, und wie Alles in der lebenden Natur, den Kampf ums Dasein im Interesse ihrer Entwickelung kämpfen. Unsere Geschicke werden daher vom Standpunkte der intelligiblen Welt ganz anders aussehen, als sie uns erscheinen; wenn dem nicht so wäre, so hätte ja der biologische Process gar keinen denkbaren Zweck. Die Verwechslung dieses Standpunktes hat wahrscheinlich Schopenhauer veranlasst zu behaupten, dass unsere Leiden reell, unsere Freuden Illusionen seien; im ersten Falle steht er auf phänomenalen, im zweiten Falle steht er auf intelligiblem Boden, von welchem aus freilich die materiellen Genüsse (aber auch Leiden) Illusionen sind.

Kant hat sich für den Zusammenhang der phänomenalen und intelligiblen Welt ausgesprochen.

Es dürfte hier der Ort sein, die Quellen zu berücksichtigen, welche Kant zu seiner Anschauung geführt haben mögen. Es ist allerdings richtig, dass die Unterscheidung zwischen Erscheinung und Ding an sich, wie nicht minder die Natur des intelligiblen Charakters, Kant zu jenen Anschauungen verhelfen konnten, welche er als „Träume der Metaphysik“ bezeichnete; nichtsdestoweniger glaube ich, dass ihm, so wie fast jedem, im langen Lebenslauf Dinge erzählt wurden, die er „als einzelne Geschichten“ nicht glaubte, aber „allen zusammen doch einigen Glauben“ beimass. Seine Anschauung ist eine so richtige, diese seltenen Erscheinungen so schön erklärende, dass man unwillkürlich annehmen muss, er habe seine Anschauung, wenn auch nicht an jene Fälle angepasst, so doch durch deren Anregung gewonnen, wenn auch mit dem Vorbehalte, dass es eben falsche oder ungenau geschilderte Vorgänge wohl auch sein könnten. Die Reserve, mit welcher Kant schrieb, ist aus doppelten Gründen begreiflich. Die hohe Regierung,

die hohe Geistlichkeit und das lächerliche Prestige der Facultäten, mit einem Worte die Standesehre und das tägliche Brod, die Furcht vor Lächerlichkeit — das sind Klippen, denen die Menschen in der Regel so weit als thunlich ausweichen, oft im Interesse der guten Sache ausweichen müssen. Ich habe diesbezüglich Erfahrungen gemacht, die unglaublich scheinen! Ich habe es bereits so weit gebracht, das gerade Dasjenige, was den Menschen imponirt: „der Professor, der Doctor, die Zeitung sagt etc." mir geradezu Misstrauen einflösst, weil ich die Erfahrung gemacht, dass die Menschen vor allem Scheinen wollen und in der Regel fremde Gedanken denken*).

*) Soeben hat die medicinische Facultät, aus Anlass der Productionen Hansen's, ein Gutachten abgegeben, welches dahin lautet: „Wenn Hansen einen starken Druck auf Nerven und Gefässe etc. ausübt, wenn Hansen auf künstliche Art „Starrkrämpfe" erzeugt, wenn man fortgesetzt Hypnose an einer Person erzeugt, so kann dies gesundheitsschädlich, ja lebensgefährlich werden!" Diesem Gutachten zu Folge wurden von Seite der Behörde die Productionen eingestellt. Auf Grundlage dieser Logik müssten alle Caffeehäuser, Schänken, Cigarren- und Tabak-Trafiken, Eis- und Rennbahnen gesperrt werden, denn es ist nicht zu läugnen, dass wenn man zu viel Wein, Thee und Caffee trinkt, zu viel raucht u. s. w., man etwas Gesundheitsschädliches thut. Das Komische an der Sache ist nur, dass Hansen durch viele Jahre ohne Schaden experimentirt hat, und er in den Augen der Facultät doch ein Laie ist, während jene Herren, welche einem solchen Experimente aus dem Wege gehen, es mitunter selbst für Schwindel erklären, also gar keine Erfahrung haben, die competenten Fachmänner sind! *Risum teneatis amici!* Es würde doch vernünftiger gewesen sein, wenn die officielle Facultät sich die Mühe genommen hätte, die Experimente anzusehen, denn sie hätte da gefunden, dass die Art und Weise des Munterwerdens einen ganz zuverlässigen Fingerzeig abgibt, weil es sich da zeigt, dass der Eine wie aus einem Traume leicht erwacht, der Andere schwer und unter Zuckungen, der Dritte unter Schweissausbrüchen u. s. f. Kaiser Josef der II. hob ein ähnliches Verbot auf, das gegen Cagliostro erlassen wurde. Die medicinische Facultät steckt aber 100 Jahre später noch immer in der alten

Weit leichter ist der Einfluss auf unseren Gedankengang verständlich.

Wenn wir uns eine Vorstellung von der Art der möglichen diesbezüglichen Einwirkung der intelligiblen Wesen auf uns machen wollen, so brauchen wir gerade nicht so weit in die Ferne zu schweifen und in das metaphysische Arsenal zu greifen. Die Experimente mit Hansen geben uns einen Fingerzeig.

Der Mensch soll an der Möglichkeit eines Erfolges nie verzweifeln, und wenn er frei von wissenschaftlichen und religiösen Vorurtheilen ist, daher nicht von Wundern und Unmöglichkeiten faselt, wenn er noch dazu frei von den Vorurtheilen des gemeinen Verstandes sich fühlt, so kann er an jedes Problem ruhig herantreten, er wird darüber gewiss den Verstand nicht verlieren, aber es wird ihm auch keine Gelegenheit entschlüpfen, Anhaltspunkte für vernünftige Speculationen zu finden.

Meine Leser wissen, dass Materie auf Materie wirkt, und zwar durch Kraftlinien, welche nicht nur die Träger der Anziehung, sondern aller Art Schwingungen sind; meine Leser wissen auch, dass wenn zwei Menschen sich in einem Zimmer begegnen, schwingende Kraftlinien theilweise wahrgenommen werden, wofern es nicht Blinde sind. Es liegt also lediglich in der Organisation oder Empfindungsfähigkeit, um von diesen Kraftlinien noch mehr beeinflusst zu werden, als dies mit Hilfe der Augen geschieht; denn eine Bewegung machen, heisst soviel als — zwei Menschen in einem Zimmer vorausgesetzt — die Retina des anderen angreifen, und

---

Zunftweisheit und hat keine anderen Mittel und Waffen, als ein allgemeines Schütteln des Kopfes und die Polizei! Allerdings wird der medicinische Schwindel nur vom theologischen übertroffen, daher denn alle Fälle, welche das Vertrauen in die officielle Allwissenheit zu erschüttern drohen, von diesen beiden immer sehr missliebig aufgenommen werden.

ist es nur der Verstand, der diesen Griff weiter hinaus localisirt, d. h. die Ursache weiter hinaus und nicht in die getroffene Retina setzt. Es hängt aber nicht nur von der Empfindungsfähigkeit ab, sondern auch von der einwirkenden Kraft; denn meine Ohren z. B. hören nichts, wenn der Andere mit Hilfe seines Kehlkopfes nicht die Luftschichten in genügende Schwingungen versetzt.

Alexander v. Humboldt und nach ihm auch andere Naturforscher haben den Satz aufgestellt, dass jeder Willensact einer elektrischen Entladung zu vergleichen sei. An diesem Satze wollen wir festhalten. Meine Leser wissen, dass Wärme, Elektricität und Magnetismus nahe verwandt sind; es kann daher nichts Befremdendes haben, dass der Wille auf diesen Kraftlinien oder Schwingungsfäden auch Schwingungen erzeuge, und dass die Molekularschwingungen meines eigenen Körpers sich den Molekularschwingungen des anderen mittheilen.

Wenn wir in ein Zimmer eintreten, wo die ganze Gesellschaft lacht, so werden wir, ohne noch den Grund zu wissen, eine lächelnde Miene annehmen; auf gleiche Weise ist das Weinen, die Furcht und — was sehr bezeichnend ist — der Veitstanz ansteckend. Lassen sich auch das Mitlachen und Mitweinen auf die Anticipation des zu Hörenden schieben, so geht dies füglich nicht mit dem Veitstanz. Dass die aussergewöhnlichen Erscheinungen in Schulen, Klöstern, Dörfern epidemisch werden, dafür gibt es zahlreiche Beispiele. (Siehe Schindler's Magisches Geistesleben.) Liegt da der Gedanke nicht sehr nahe, dass die Mittheilung der Molekularschwingungen nicht auch ihren Antheil habe? Allerdings wird diesen der eine mehr, der andere weniger widerstehen *).

*) Während der Drucklegung dieses Bandes erkrankte Hansen in Leipzig, wie man sagt, lebensgefährlich, und zwar an Bildung von Nervenknoten. Dieser traurige Fall beweist, dass Hansen durch seinen

Wir haben nicht nothwendig, uns tiefer in die Physiologie und Molekularphysik einzulassen, namentlich ich fühle mich nicht berufen, diese Aufgabe Anderen vom Halse zu nehmen, die ihr mehr gewachsen sind. Ob nun der Magnetiseur Hansen einen stärkeren Willen überhaupt, ob er bessere Leitungsdrähte, oder nur grössere Gewalt über seine Molekularbewegungen hat — das hat uns weiter nicht zu kümmern, genug, dass er mit seinem Willen auf die Bewegung der Muskeln des Körpers und des Gehirns Einfluss zu üben und Wahnvorstellungen zu erwecken vermag.

Vermag er das in Wirklichkeit?

Ich habe nicht ohne Grund den Wunsch einer Versammlung unterstützt, welche die Experimente Hansens aus nächster Nähe sehen wollte, weil diese Versammlung die Garantie bot, die Thatsächlichkeit der Erscheinungen für alle Welt zu verbürgen, und zwar in einem höheren Grade, als es irgendwo meines Wissens der Fall war. Um sowohl der folgenden Argumentation, als künftigen Forschungen Anderer ein gutes Material zu liefern, werde ich etwas näher darauf eingehen.

In Wien befindet sich ein Reitlehrer-Institut, in welches jedes Cavallerie-Regiment alle zwei Jahre ungefähr den besten Reiter sendet, der zum Reitlehrer ausgebildet wird. Daraus folgt, dass die Mitglieder dieses Institutes, etwa 60 an der Zahl, aus lauter kräftigen, gesunden Menschen bestehen müssen, weil sie ein tägliches Reiten von acht bis neun Pferden, zum Theil rohen Pferden, ansonst nicht vertragen würden. Dass die österreichischen Cavallerie-Officiere in der Regel den besten Häusern der Monarchie

---

Willen und seine Nerven wirkte, dass er kein Schwindler war, und dass die Hypothese von Erregung und Fortpflanzung von Molekularschwingungen keine unbegründete ist. Nach meiner Ansicht dürften die Materialisations-Medien bei Uebertreibung Lähmungen ausgesetzt sein, zum Unterschiede von Magnetiseuren.

angehören, und dass ein sehr guter Ton in diesen Kreisen herrscht, ist bekannt. Derjenige, der daher glauben könnte, dass diese Herren überhaupt, und insbesondere in Gegenwart ihrer Vorgesetzten und der hohen Generalität, im Einverständnisse mit Hansen einen Schwindel auszuführen fähig wären und einen solchen selbst dem obersten Kriegsherrn gegenüber aufrecht halten würden, ist einfach ein Narr!

Von etwa zwanzig sich zur Verfügung Stellenden erwiesen sich sechs als tauglich. Von den vorgefallenen Experimenten will ich nur in Kürze und zusammenfassend erwähnen, dass es Hansen gelang, Wahnvorstellungen hervorzurufen, die Sprache zu nehmen, bei vollem Bewusstsein die Finger an die Wand zu heften und die so Gehefteten auf Entfernung zu zwingen, mit dem Finger an der Wand ihm nachzugleiten u. s. w. Er zwang einen der Herren, von rückwärts ihm zu folgen, trotz allen Widerstandes, der ihm sowohl bei diesem, als anderen Experimenten geleistet wurde.

Wir haben aus diesen Erfahrungen nur zwei herauszuheben: 1. Dass ein Mensch ausnahmsweise durch seinen blossen Willen auf die Muskeln, sowohl des Leibes, als Gehirns Einfluss üben kann, und 2. Dass ein Mensch unter Umständen Vorstellungen hervorzurufen vermag. Wir Menschen sind also geeignet — wenn auch nicht alle auf gleiche Weise — beeinflusst zu werden, es steht nur in Frage, ob die intelligiblen Wesen in der Lage sind, Schwingungen hervorzurufen, und dadurch auf uns diesen Einfluss zu üben.

Nach den vorliegenden Erfahrungen unterliegt es keinem Zweifel, dass, wenn auch nur ausnahmsweise, ein uns wahrnehmbares Wirken durch den blossen Willen hervorgebracht werden kann; es ist daher um so leichter anzunehmen, dass die intelligible Welt, wenigstens was die An-

regung von Vorstellungen anbelangt, Einfluss zu nehmen vermag.

Weit weniger wahrscheinlich ist der Einfluss auf den Körper, wenn er über das Hervorrufen von Vorstellungen und Sinneswahrnehmungen im eigentlichen Sinne hinausgehen soll. Denn das unbewusste Schreiben setzt nicht nothwendig eine directe Einwirkung auf die Muskeln voraus. Da es aber Hansen ohne Intervention seines physischen Leibes vermag, warum sollte es ein intelligibles Wesen nicht vermögen?

Die Geschichte liefert uns allerdings in den sogenannten Besessenen einen scheinbaren Anhaltspunkt, doch stehen dieser Annahme gewaltige Gründe entgegen. Es wird vor Allem schwer sein, die Zustände des Starrkrampfes und der Epilepsie in ihren verschiedenen Formen, von jenen der angeblich Besessenen zu unterscheiden; es ist auch nicht abzusehen, welche Motive ein intelligibles Wesen zu einer solchen Unterhaltung veranlassen sollten. Auch ist es nicht annehmbar, dass in einer gewiss besser organisirten Gesellschaft, als die Civilisation der Menschen, so etwas auf die Dauer durchführbar wäre. Wir können allerdings den Wahn und Mord in unserer gesellschaftlichen Organisation nicht hindern, doch fehlen dort auch die zahlreichen Ursachen und Motive dazu, welche in unserem Zellenorganismus liegen. Es mag sein, und ist selbst wahrscheinlich, dass verkommene und sinnliche Menschen ihre Dispositionen in eine andere Welt mit hinübernehmen; die Möglichkeit mag immerhin nicht ausgeschlossen sein, doch darum handelt es sich nicht. Ich für meinen Theil bin darüber beruhigt, dass sich meiner Niemand bemächtigen wird. Doch muss man constatiren, dass die Orte, wo sogenannte Schreckensthaten verübt wurden, den Meisten immer anrüchig waren, und dass in diesem Punkte alle Spiritisten übereinstimmen, dass materielle Menschen die Erde nicht meiden wollen oder

können. Plato und Sokrates hatten ähnliche Ansichten; möglich, dass etwas daran ist.

Ein Anderes ist es mit der Anregung von Vorstellungen; das kann nicht nur leichter gedacht werden, sondern es gibt zahlreiche Berichte von Fällen, wo ein spontanes Auftreten von Vorstellungen bei drohenden Gefahren und besonderen Ereignissen behauptet wird, für deren gewöhnliches Zustandekommen jeder denkbare Zusammenhang fehlt.

Zwei Umstände sind es aber, die nie ausser Acht gelassen werden dürfen; diese sind, erstens, dass man immer Rücksicht auf die Einwirkung des eigenen intelligiblen Subjectes nehmen muss, und nicht per Bausch und Bogen Alles der intelligiblen Welt in die Schuhe schieben darf; zweitens, dass eine Einwirkung durch die intelligible Welt nur unter Voraussetzung eines Bandes der Sympathie oder Liebe und unter Voraussetzung geringerer phänomenaler Befangenheit angenommen werden darf. Endlich darf man nie vergessen, dass die Uebel und Freuden dieser phänomenalen Welt vom intelligiblen Standpunkte sich ganz anders gestalten, weil da alles nur vom Standpunkte der individuellen und allgemeinen Evolution in Betracht kommt.

Es gibt unter uns Menschen, die ihrem Schicksale überlassen sind, und über gar kein Liebescapital verfügen können, weil sie sich Liebe zu erwerben nicht vermochten, und durch ihr nur den phänomenalen Genüssen gewidmetes Leben auch keine Sympathie erwecken können. Wir erleben Aehnliches in der phänomenalen Welt.

Es gibt Menschen, deren Geschicke höheren Zwecken zum Opfer fallen und vergeblich dem Fatum zu entrinnen suchen; wir haben an Monarchen und Feldherren auch hier solche Fatalenker, die Städte und Schiffe in die Luft sprengen und Bataillone opfern — es kann eben höhere Zwecke geben. Es gibt aber auch Menschen, und zwar gibt es

deren viele, welche den Kampf ums Dasein im Interesse ihrer eigenen Entwickelung kämpfen. Man hat ebenso Unrecht, auf die Hilfe von dort zu bauen, in wie weit es sich um unsere phänomenalen Leiden handelt, als man Unrecht hat, eine Einflussnahme von dort als ganz undenkbar abzuweisen. Beten heisst eigentlich nichts Anderes, als unter irgend einer Form die intelligible Welt anrufen.

3. Die Einwirkungen auf die Materie.

Eine Einwirkung der intelligiblen Wesen auf die uns wahrnehmbare dichte Materie ist von drei Gesichtspunkten aus zu betrachten. Das Erste und Wichtigste ist deren Thatsächlichkeit, welche schon im zweiten Bande besprochen wurde und auch hier, gelegentlich der Beurtheilung neuer durch mich gemachter Erfahrungen, zur Evidenz gebracht werden soll. Diese Thatsächlichkeit vorläufig vorausgesetzt, hat die Frage eine physikalische und ethische Seite. Wie soll das geschehen, wenn diese Thätigkeit anderen intelligiblen Wesen zugeschrieben werden müsste, und was würde daraus folgen? Was soll es für einen Zweck haben? Ich glaube am besten zu thun, wenn ich die physikalische Seite zuerst im Allgemeinen behandle, dann die bestätigenden Erfahrungen einschiebe und zuletzt den praktischen und ethischen Werth der Sache dem Leser klar zu machen suche.

Ist die Einwirkung auf unsere Gedanken durch die intelligible Welt eine eben nicht unbegreifliche, so muss dagegen die Einwirkung auf unseren Körper im Sinne einer Sinnesvorstellung oder Empfindung schon sehr schwer zu bewerkstelligen sein, und werden dazu aussergewöhnliche Verhältnisse auf beiden Seiten gewiss angenommen werden müssen. Noch weit schwieriger muss es für ein intelligibles Wesen sein, todte materielle Körper zu bewegen; Schopen-

hauer hat in seiner Erstlingspublication „Ueber die vierfache Wurzel des zureichenden Grundes“ hervorgehoben, dass in der phänomenalen Welt Ursache und Wirkung immer proportional seien, wohingegen dies in Bezug auf Reize bei Organismen und gar Motive für unser Handeln nicht der Fall sei. Es kann ein schwaches Motiv den Anlass zu sehr grossen Folgen geben. Dem entsprechend ist es begreiflich, dass die intelligiblen Wesen leicht auf Vorstellungen, schwerer auf unsere Muskeln und am schwersten auf die todte Materie wirken. Dennoch bildet gerade diese Art der Einwirkung den Hauptinhalt der spiritistischen Literatur und ist deren Thatsächlichkeit über jeden Zweifel erhaben. Der Grund dieser Erscheinung liegt in dem Umstande, dass in den beiden ersten Fällen der fremde Einfluss nicht sicherzustellen ist, während im letzten Falle uns genügende Hilfsmittel zu Gebote stehen, in einzelnen Fällen jeden Betrug und jede Sinnestäuschung auszuschliessen.

Die Bedenken, welche der intelligente Theil der Menschen gegen die Existenz einer intelligiblen Welt hat, sind allerdings unbegründet, weil ein fleissigeres Nachdenken über die phänomenale Welt auf die Beseitigung dieser Bedenken hätte führen müssen; sehr begreiflich hingegen finde ich die Bedenken gegen diese Aeusserungen der intelligiblen Welt und insbesondere gegen jene Personen, welche die ausschliesslichen Mittelspersonen bilden, die sogenanten Medien, wofern es sich um physikalische Erscheinungen handelt. Diese Bedenken steigern sich noch um ein Beträchtliches, wenn man sie kennen lernt.

Wo soll der Grund gesucht werden, dass nur einzelne Menschen, die sich von den anderen in gar nichts unterscheiden, dieses Privilegium haben sollen, zumal da Männer und Frauen, Gesunde und Kranke, Gebildete und Ungebildete zu solchen Naturen zählen, deren Ausnahmsstellung etwa durch besondere moralische Eigenschaften auch nicht legi-

timirt wird? Sind Medien nicht schon auf absichtlichen Täuschungen ertappt worden? — Gewiss, aber das hindert doch nicht, dass Einzelne von ihnen in einzelnen Fällen die Veranlassung von Ereignissen waren, welche ausserhalb jeder Erklärung durch die uns bekannte phänomenale Gesetzmässigkeit stehen. Ebensowenig als eine nicht betrügerische Handlung eines Menschen nicht für immer schützt, von ihm ein anderesmal dennoch betrogen zu werden, ebensowenig ist die Entlarvung eines Betrügers in einem Falle eine Erklärung für alle anderen unbegreiflichen Fälle. Professionelle Medien verlieren oft, mit der Zeit fast immer, ihre Eigenthümlichkeit, und wenn sie dann zu solchen Mitteln greifen, so wird dadurch nur die Absicht blossgelegt, die Thatsächlichkeit der anderen Erfahrungen aber nicht erschüttert.

Da diese Kundgebungen nicht regelmässig erfolgen, von sehr vielen Umständen beeinflusst werden, mitunter sehr kindisch sind und gewöhnlichen Taschenspielerstücken gleichen, vor Allem aber weil sie sehr selten sind, wird es schwer, den *Causal nexus* zu ergründen, und wird noch eine geraume Zeit verstreichen, bis man den Bedingungen näher kommen wird. Das, was sich bis jetzt darüber sagen liesse, ist ungefähr Folgendes.

Wenn ich irgend einen Gegenstand nicht wahrnehme, so kann das zwei Ursachen haben; er kann für meine Sinne zu zart sein, oder sich an einem Orte befinden, der meinen Sinnen unerreichbar ist. Die intelligible Welt müsste also dem entsprechend sich im ersten Falle verdichten, um uns wahrnehmbar zu werden, im zweiten Falle in jenen Raum treten, der meiner Organisation zugänglich ist. Ich schicke das voraus, weil wir beide Eventualitäten immer im Auge behalten müssen.

Wir können uns in der Erde nicht bewegen, etwas besser geht es uns im Wasser, und unser eigentliches

Element ist die Luft, wenngleich wir in dem einen Falle von den Fischen, im anderen von den Vögeln übertroffen werden. Ganz abgesehen von dem Bedürfnisse der Luft zum Athmen übt die Dichtigkeit und Verschiebbarkeit des Mediums, in welchem wir uns befinden, einen grossen Einfluss auf unsere Bewegungsfähigkeit. Wenn wir uns in die Luft erheben, oder in die Tiefen des Wassers oder Erdinnern dringen wollen, so bedarf das besonderer Vorbedingungen. Noch weit beschränkter aber ist der Umfang unserer Wirksamkeit und Thätigkeit in den verschiedenen Medien; daher denn die Seltenheit der Einwirkung einer intelligiblen Welt bis zur Wahrnehmung gerade nichts auffallendes hätte. Sie befindet sich in anderen physikalischen Verhältnissen und allem Anscheine nach an uns unwahrnehmbaren Orten im Raume.

Da wir wissen, dass die Atome, welche die feste Erde bilden, überall hinragen, die Summe der Kraftlinien in der Welt überhaupt eine constante ist, so entscheidet für die Dichtigkeit nicht die Menge dieser Kraftlinien, sondern die stärkere oder schwächere Wirkung der Kraftcentren, welche bekanntlich mit der Entfernung abnimmt. Die Erde ist nur darum dichter als die Luft, weil die Kraftcentren in der Erde mehr concentrirt und sich gegenseitig näher gebracht sind. Die Dichtigkeit wird nicht durch die Menge der imaginären Fäden oder Kraftlinien, die sich ja immer gleich bleibt, sondern nur durch den Widerstand, den dickeren oder dünneren Faden entschieden; mächtiger, oder graphisch dargestellt dicker, ist er dort, wo er dem Kraftcentrum näher steht.

Aber auch vom Standpunkte der Zöllner'schen Raumtheorie wird die Seltenheit und Schwierigkeit begreiflich; wenn wir ein zweidimensionales Schattenbild an die Wand werfen wollen, so brauchen wir ein Licht, eine mehr oder weniger weisse Wand und einen förmlichen Apparat, nicht



minder eine genaue Berechnung, wenn die Schatten auf einen bestimmten begrenzten Ort geworfen werden sollen. Und ebenso braucht es verschiedener Bedingungen, wenn etwas für unsere dreidimensionalen Sinne wahrnehmbar werden soll.

Ein anderes Gleichniss mag das dem Leser noch mehr veranschaulichen. Die Sterne senden ihre Schwingungen zu uns, wir können diese selbst zerlegen, brechen, und doch nehmen wir sie nicht wahr, wenn die Sonne scheint, geschweige denn, wenn wir unter dem Wasser sind u. s. w. Die Dichtigkeit des Gewebes der Kraftlinien oder Kraftsphären, die Ausstrahlungen aller in einem menschlichen Körper concentrirten Atome und Kraftenergien müssen nothwendig und ebenfalls ein ganzes Netz von unzähligen Schwingungslinien bilden, welches Netz durch Hinzutritt anderer Menschen noch complicirter wird. Die Verschiedenheit dieses Netzes wird nicht nur für Sympathie und Antipathie im gewöhnlichen Leben, sondern kann auch bei den aussergewöhnlichen Fällen das Entscheidende sein, um die Darstellbarkeit der sogenannten spiritistischen Phänomene zu ermöglichen. Wenigstens sprechen dafür sehr viele Umstände.

Es ist bekannt, dass jede Kraft die Richtung des geringsten Widerstandes nimmt; wenn nun ein intelligibles Wesen den Willen hat, in unsere dichtere und concentrirtere Welt einzugreifen, sei es um durch Schwingungen auf unsere Vorstellungen zu wirken, sei es um auf materielle Körperbewegungen Einfluss zu nehmen, so wird das Netz des Einzelnen oder der Gesammtheit, wollen wir es, wenn auch vielleicht nicht ganz richtig, den „Dunstkreis" nennen, hindernd entgegentreten oder den Einfluss erleichtern; es wird auch manchmal der Eine Wahrnehmungen machen, wo ein Anderer noch gar nichts empfindet. Wie empfindlich diese Darstellungen sind, beweisen in einzelnen Fällen die

störenden Wirkungen des Lichtes, des Blickes und der An- oder Abwesenheit von Individuen. Gegen die Strahlen der Sonne können wir uns durch einen Sonnenschirm schützen, gegen den Wind genügt eine Bretterwand, das Wasser erfordert bereits einen Damm, und dem Druck der Erde müssen wir schon Steinmauern entgegenstellen. Analog dieser Stufenleiter muss es am leichtesten sein, in uns Vorstellungen hervorzurufen, schwieriger wird es sein, auf unsere Augen, oder noch mehr auf unser Gehör zu wirken; noch mehr Kraftanstrengung von Seite der intelligiblen Wesen wird erfordert werden, um fühlbare Organe zu projiciren oder zu verdichten und mit solchen allerlei Wirkung hervorzubringen.

Die Erfahrungen, die ich persönlich oder durch Andere an solchen anormalen Organisationen gemacht, sprechen dafür, dass die eine Organisation mehr für eine Art, die andere für eine andere Art von Erscheinungen geeignet ist; liegt dies in der besonderen Qualification des Mediums, oder kann dieses nur eine besondere Art von Gesellschaft herbeiführen? Ich weiss es nicht! Der Umstand, dass diese Personen durch solche Experimente sich ermüden und erschöpfen, wären durch Schwingungsenergien ebenso zu erklären, als durch Stoffabgabe, was eigentlich nur bei Materialisationen von fühlbaren und sichtbaren Organen beobachtet wurde. Dass die Möglichkeit, einem Organismus auf solche Weise Stoff zu entnehmen, keine erfundene Phantasterei sein muss, habe ich an mir, der ich doch kein Medium bin, und in Gegenwart eines Zeugen, die mir die Garantie gibt, keine Hallucination gehabt zu haben, selbst erfahren. In der Brochure „Slade's Aufenthalt in Wien" befindet sich S. 9 der Fall, wo mir durch fremde Hände aus dem Daumen, bei vollem Lampenlichte, eine sichtbare Flüssigkeit schmerzlos herausgepresst wurde. So war wenigstens meine Empfin-

dung, und fühlte ich eine Ermattung des Daumens noch nahezu zwei Stunden später.

Es ist auch begreiflich, dass einzelne Organisationen für sich allein ausreichende Fähigkeiten haben, andere sich durch Contakt mit anderen Personen unterstützen müssen; wie nicht minder, dass die Natur dieser unbewusst mitwirkenden, d. h. die Art des Schwingungsnetzes beeinflussenden Personen von förderndem und störendem Einflusse sein kann, und zwar nach zwei Richtungen: 1. in Bezug auf die physikalische Beschaffenheit des Netzes oder Dunstkreises und 2. durch die Sympathie oder Antipathie, welche die Anwesenden der intelligiblen Welt einflössen. Für diese Umstände spricht vorläufig die Erfahrung, und lässt sich über den Zusammenhang nichts Bestimmtes sagen. Ich habe Gründe, je nach Art der Phänomene, Schwingungen und Ausstrahlungen anzunehmen, wofür ich die praktischen Belege später bringen werde; doch auch Sympathie und Antipathie sind von entscheidendem Einflusse.

Das in die menschliche Anschauungsform eingetretene Subject kann von seinen primitiven Eigenschaften nichts verloren haben, sondern es werden diese nur modificirt, je nach Material und Lebensbedingungen; so wie auch der Bildhauer oder Maler von seinen Fähigkeiten nichts verliert, wenn er verschiedene Stoffe bearbeitet; das Material aber was zur Verfügung steht, übt einen entscheidenden Einfluss. Für die phänomenale Welt sind diese Eigenschaften mehr oder weniger verschleiert, wenngleich in ihnen die magische Gewalt und der Zauber zu suchen sein wird, den einzelne Menschen ausüben; nicht so ist es für die intelligible Welt, die genau weiss, mit wem sie es zu thun hat. Es liegt daher durchaus nichts Unglaubliches in der Behauptung, dass so mancher Mensch eine weit höhere Stufe der Entwickelung und Vollkommenheit einnehmen mag, als so manches intelligible Wesen. Die Spiritisten in Amerika sind wenigstens der Meinung, dass

die physikalischen Phänomene nur durch Wesen tieferer Entwicklungsstufen ausführbar sind; sie begründen diese Anschauung allerdings auf dem Wege der Offenbarung, der gar keine Sicherheit bietet, doch ist ein anderer Umstand, der für die Richtigkeit dieser Ansicht spricht. Alle mir bekannten und sichergestellten Erzählungen von Einwirkungen ohne Vermittlung von dazu besonders geeigneten Persönlichkeiten — also Medien — erfolgten immer nur kurz nach Ableben irgend einer Persönlichkeit; ich weiss keinen einzigen Fall, der durch unzweifelhafte Aussagen und Uebereinstimmung der Umstände sichergestellt wäre, und nicht im Zusammenhange mit einem Sterbenden oder kürzlich Verstorbenen stünde, was darauf hinweist, dass Lust und Fähigkeit sich mit unserer phänomenalen Welt zu befassen, durch den Aufenthalt in der intelligiblen Welt immer mehr schwindet. Sokrates und Plato hatten ähnliche Anschauungen. Ja selbst angenommen, dass an den Spuckgeschichten, d. h. den an bestimmten Orten hervorgerufenen Visionen einzelner hiezu geeigneter Personen etwas Wahres sei (die ebenfalls und fast immer mit Mördern und Gräuelthaten in Zusammenhang gebracht werden), so wäre dies ebenso eine Ausnahme, als die Handlungen Wahnsinniger auf dieser phänomenalen Welt. Man könnte vielleicht den Ausdruck gebrauchen, dass ein grösseres specifisches Gewicht dazu nothwendig sei, was so viel heisst, als eine grössere Verdichtung oder geringere Vergeistigung.

Von welcher Bedeutung die physikalische Beschaffenheit der Individuen für den möglichen Zusammenhang mit der intelligiblen Welt ist, gibt es praktische Beispiele. Ich kenne ein junges Ehepaar, welches sich für Spiritismus lebhaft interessirt, und haben beide oft versucht, es zum unbewussten Schreiben zu bringen, was sie begreiflicherweise sehr gern erreicht hätten; doch vergebens! Wenn der Gemahl aber die Hand auf den Arm seiner Frau legt, so

geht es; ein Beweis, dass, was der eine Theil nicht vermag, beide zusammen zuwege bringen. Solcher Fälle sind viele verzeichnet. Ich habe mit solchen Naturen versucht, Klopflaute hervorzubringen, indem ich sie auf starke umgestürzte Trinkgläser stellte, daher sie die Töne im Tische, Boden oder Clavier nicht hervorbringen konnten. Je nach dem Wechsel der mit dem Medium eine Kette bildenden Personen, sind die Laute stark, schwach oder auch gar nicht hörbar, was offenbar auf Schwingungsverhältnisse hinweist. Bei Materialisationen von Gestalten hingegen ist jede Verbindung mit anderen Personen, nach meinen Erfahrungen ausgeschlossen, was wieder auf Ausstrahlung hinweist, welche durch die zugrosse Nähe dritter Personen oder gar Verbindung mit solchen erschwert wird.

Ich muss bei dieser Gelegenheit den Leser an den radikalen Unterschied der vollen und geringen phänomenalen Befangenheit erinnern; denn es wäre ein Fehlschluss, zu glauben, dass diese mediuminische Befähigung nur den bedeutenderen Wesen unter uns zukomme. Sie ist Organisationssache. Ja noch mehr! Es wird nach der normalen Lebensbestimmung in Zellen sehr oft die volle phänomenale Befangenheit vorzuziehen sein, wo es sich um Förderung auf phänomenalem Gebiete handelt, welchem in erster Linie alle Naturwissenschaften zugehören.

Das ganze Gebiet dieser Erscheinungen ist ein kaum aufgeschlossenes, und geht seiner vollgiltigen Beurtheilung erst entgegen; das Wenige, was darauf geleistet wurde, hat hauptsächlich darum einen geringen Werth, weil das Vorurtheil der Aufgeklärten die Ausbeutung zumeist unberufenen Händen überliess, und erst in neuerer Zeit sich die Situation etwas gebessert hat. Wir werden auf dem Festlande Europas vielleicht noch zwanzig Jahre brauchen, bis wir zur Entdeckung solcher Naturen in ausgiebiger Weise gelangen, ohne welche nichts geleistet werden kann.

Der menschliche Geist hat es nach zahlreichen Richtungen dahin gebracht, Instrumente zu construiren, welche unsere Sinne weit übertreffen; namentlich ist dies in unserem Jahrhunderte der Fall. Magnetische, elektrische und Lichtwirkungen können mit einer Genauigkeit gemessen werden, die geradezu staunlich ist, der Spectralanalyse gar nicht zu denken. Ich glaube daher, dass die Instrumente erst erdacht werden müssen, durch welche wir Licht über die Vorgänge dieser Art und deren Bedingungen erlangen werden. Allerdings kann und wird das erst dann der Fall sein können, wenn der öffentlichen Meinung mehr Objectivität oder den Professoren mehr Muth beigebracht sein wird. Da diese beiden Bedingungen sich gegenseitig unterstützen, indem das Vorurtheil des Publicums und die Feigheit der Professoren Hand in Hand gehen, so kann ein Umschwung sehr schnell erfolgen. Das Publicum und die Facultäten sind den beiden alten Weibern zu vergleichen, die in der Dunkelheit sich gegenseitig imponirten, beim Morgengrauen sich aber als das erkannten, was sie sind, und dann brummend auseinander gingen. Dieses Schauspiel wird der jüngere Theil der gegenwärtigen Generation noch erleben.

Die Eigenschaft einzelner Menschen, solche physikalische Manifestationen hervorzurufen, beweist, dass die Zöllner'sche Hypothese über die vierte Raumdimension allein nicht ausreicht; denn es ist nicht abzusehen, wie so ein Medium die Veranlassung und die Mittel bieten soll, ein intelligibles Wesen zum einfachen Eintritt in die dritte Raumdimension zu vermögen, das uns dadurch allein schon sichtbar werden würde; wohl aber liesse es sich denken, dass einzelne Menschen die Bedingungen für die nothwendige Verdichtung erfüllen. Die Einwirkung von Objecten der vierten Raumdimension — etwa im Wege der Ablenkung von Schwingungen — mag ausreichend für das Her-

vorrufen von Vorstellungen, vielleicht auch von einzelnen Lichterscheinungen sein; für die Einwirkung auf die Materie aber reicht die vierte Raumdimension nach den Beobachtungen mit und an den Medien allein nicht aus. Wohl aber kann sie auch bei materiellen Phänomenen zur Nothwendigkeit werden, wie dies meine Leser des zweiten Bandes wissen werden.

Was die Einwirkung auf uns im Wege der beabsichtigten spiritistischen Zirkel anbelangt, so will ich zur Ergänzung und Verdeutlichung noch zwei Bilder geben, da uns etwas anderes als Analogie in diesen Dingen nicht zu Gebote steht, wenn es sich um menschliche Ausdrucksweise übersinnlicher Dinge handelt.

Jeder meiner Leser weiss, dass wenn die Saite eines Claviers erklingt, alle verwandten Saiten mitklingen, und dass auf diesem Umstande das bekannte Orgelregister der „Mixtur" beruht. Es kann sehr leicht eine solche Verwandtschaft gedacht werden, welche zwischen zwei Wesen von verschiedenen Erscheinungsformen besteht. Es ist daher gerade nichts so Unbegreifliches, dass bestimmte Wesen mit bestimmten anderen in einem — sagen wir — Schwingungsverhältnisse stehen, und dass dadurch die Annäherung und der Einfluss eines intelligiblen Wesens auf den einen möglich ist, auf den anderen nicht. Noch begreiflicher wird dadurch, dass, wenn mehrere Menschen beisammen sitzen, dies einen Accord geben soll; und dass daher der Misston des einen oder des anderen, der falschen Saite in einer Harfe gleichkäme — die Kette ist nicht harmonisch, und es mögen ganze Reihen von Experimenten dadurch in Wegfall kommen. Aber auch über diese Schwierigkeit hinaus ist, selbst bei vollkommen guter Harmonie und Eignung einer Anzahl Menschen, bei Beseitigung aller störenden Einflüsse, sei es Licht, sei es Stimmung oder was immer, für physi-

kalische Experimente noch eine andere grosse Schwierigkeit vorhanden.

Wenn ich einen Gegenstand zerschlagen will, so wird mir das mit der Faust besser gelingen, als mit der flachen Hand; doch wenn es sich nur um einen Hut Zucker handelt, so werde ich meinen Arm durch einen Hammer verlängern und verstärken; ist es ein Holz, so wird schon eine Hacke nothwendig werden. Ich muss mich also den physikalischen Verhältnissen gemäss bewaffnen, wenn ich Erfolge erzielen will. Auch ist es eine unbestreitbare Sache, dass ein Holzhacker schlecht Clavier spielen, und eine weibliche aristokratische Hand schlecht Holz hacken wird. Die menschliche Erscheinung ist als eine solche massige, concentrirte Darstellung eines intelligiblen Wesens zu betrachten, die in viel derberen physikalischen Verhältnissen zu leben verurtheilt ist; (man erinnere sich der ungeheuren Dichtigkeit der uns unwahrnehmbaren Luft, siehe Seite 2); es ist daher begreiflich, dass ein intelligibles Wesen auch dadurch grosse Schwierigkeiten zu überwinden hat, wenn es in unsere Welt eingreifen soll, was auch durch die Entwicklungsleiter der bisherigen Leistungen bestätigt wird.

Zuerst treten Töne, dann Lichterscheinungen auf, welche nur Schwingungssache und offenbar leichter darstellbar sind. Dann kommt die Organprojection, um feste Gegenstände zu bewegen; endlich die plastisch wirkende Organprojection, die sich bei einzelnen Fällen sogar bis zur vollendeten sichtbaren Gestalt entwickelt. Dadurch löst sich das Räthsel der Verschiedenheit der Experimente bei verschiedenen Medien oder Zirkelzusammensetzungen, sowie das der scheinbar kindischen Manifestationen. So Manches, was wir in der Luft mit Leichtigkeit vollbringen, wird oder kann zum seltenen Kunststück im Wasser werden.

Nunmehr kommt die wichtigste Betrachtung, nämlich welcher vernünftige Zweck bei diesen scheinbar

kindischen Aeusserungen erreicht werden soll. Bevor wir zur Beantwortung dieser Frage schreiten, will ich eine Serie neuer Erfahrungen einschieben, welche uns Licht darüber schaffen werden.

Dieser Band war schon unter der Presse, als Mr. William Eglinton am 2. April in Wien eintraf; da ich Gelegenheit hatte, mehrere Sitzungen mit diesem, in spiritistischen Kreisen seit Jahren wohlbekannten Medium mitzumachen, so ist hier der passende Ort, Einiges darüber zu berichten.

Eglinton kam nach Wien über meine Aufforderung, die ich an ihn, nicht in meinem Interesse, sondern lediglich auf Wunsch einiger Mitglieder der Wiener Gesellschaft richtete, deren Neugierde durch den zweiten Band der „Vorurtheile" rege wurde. Ich selbst bedarf weiter keiner Experimente, um mich von der Existenz anderer Wesensreihen zu überzeugen; was aber die Verwerthung der Erfahrungen in Bezug auf Transscendentalphysik anbelangt, so ist das Sache eines Zöllner, da meine praktischen physikalischen Kenntnisse über den philosophischen Hausbedarf nicht hinausgehen; ich werde mich daher um so kürzer fassen können, als Eglinton auf seiner Herreise in Leipzig einige Zeit zubrachte, mit dortigen Professoren Sitzungen hielt, und Zöllner zweifelsohne sein competentes Urtheil abgeben wird. Ich werde keinen Bericht über Alles und Jedes bringen, sondern nur dasjenige herausheben, was zum Verständnisse unserer Beziehungen zur intelligiblen Welt beitragen könnte. Merkwürdig ist es, dass die Fehlsitzungen diesbezüglich mehr Material lieferten, als die günstigen.

Bei objectiver Beurtheilung der Erfahrungen kann es nur zwei Standpunkte geben; entweder sind die Phänomene hervorgebracht mit und innerhalb der uns bekannten phänomenalen Gesetzmässigkeit, und die Angabe Eglinton's, dabei

ganz passiv zu sein, ist eine Lüge, oder sie werden hervorgebracht auf der Grundlage einer transscendentalen Kraft und Gesetzmässigkeit, und Eglinton ist das, für was er sich ausgibt, ein Medium. Es gibt allerdings noch einen dritten Standpunkt, dass nämlich ein Theil auf die eine, der andere auf die andere Weise zu Stande gebracht werde; das aber wäre nur eine Frage über den Charakter Eglinton's, und hätte mit unserer Aufgabe keinen Zusammenhang, weil da eine einzige Thatsache, die nicht innerhalb der phänomenalen Gesetzmässigkeit liegt, schon Beweismaterial bietet. Dieser dritte Standpunkt ist aber immerhin nicht nur ein möglicher, sondern im Allgemeinen in so weit berechtigter, als wir bei den wilden Stämmen und allen asiatischen Völkern die Beobachtung machen können, dass das Medium, der Taschenspieler, Priester und Arzt gewöhnlich eine und dieselbe Person sind, und die gewöhnlichen Gaukeleien mit unläugbaren, aussergewöhnlichen Erscheinungen Hand in Hand gehen. Ich habe mir von Augenzeugen genaue Schilderungen darüber geben lassen, und ganz plumpe, nur für ein asiatisches Publicum mögliche Kunststücke neben unzweifelhaften Phänomenen dieser Art (das Fliegen der Gegenstände, das Sicherheben, das Fernsehen u. s. w.) gefunden.

Wenn eine schöne Sängerin oder Schauspielerin den Effect ihrer Erscheinung durch einen falschen Zopf, durch einen falschen Zahn oder Schminke zu erhöhen sucht, so ist das auch eine Illoyalität, wenn man will, aber sie ist sehr üblich. Diese Illoyalität begehen nicht nur Schauspielerinnen, welche es im Interesse der Darstellung thun dürfen, sondern auch heiratsfähige Mädchen, die dadurch die Männer betrügen, welche nicht immer einen Schutzgeist in der Gestalt eines Käthchens von Heilbronn an der Seite haben, wie der Graf von Strahl. Nichtsdestoweniger wäre der Schluss doch falsch, dass eine solche Dame deshalb nicht eigene Haare haben und sehr hübsch sein könnte. Ebenso wäre es

ganz unrichtig, wenn man aus dem Umstande, dass Eglinton den einen oder den anderen Effect, wo ihm die Gesellschaft darnach angethan scheint, auf nicht mediuminische Weise erzielen würde, den Schluss ziehen wollte, er sei kein Medium. Er könnte ganz gut ein Medium, und doch kein Cato sein; ich sage das nicht, weil ich diese Anschauung habe, sondern nur, weil dies bei jedem Medium, oder doch so manchem vorkommen könnte, und ein objectiver Beobachter und gewissenhafter Berichterstatter auf seine subjectiven Anschauungen verzichten muss.

Wie viele ehrliche Medien wurden nicht verbrannt, und wie viele wirkliche Medien nicht als Betrüger entlarvt, weil Eitelkeit, Verlust der Kraft, Broderwerb, sie verleitete, durch Kunst nachzuhelfen! Es ist ein ebenso falscher Schluss der Spiritisten, dass alle Leistungen eines Mediums voll und echt sein müssen, weil eine Thatsache unangreifbar dasteht, als es ein falscher Schluss der Skeptiker *quand même* ist, dass Alles Schwindel sein müsse, weil sie irgend ein Medium auf irgend einer Illoyalität ertappt. Wo sind denn die Menschen, die sich nicht über die Gebühr zur Geltung bringen wollen? Sind sie etwa in den Reihen der Wissenschaftler oder Parlamentsmitglieder? Steht die Moralität der Medien, oder aber stehen Thatsachen in Frage? Massen sich die Politiker nicht sehr oft einen Einfluss an, den sie nicht haben? Stehlen die Autoren nicht fremde Gedanken? Färben sich die Männer nicht Haar und Bart, um jünger zu scheinen?

Man wende nicht ein, dass sich die Medien nur selbst schaden, wenn sie ertappt und entlarvt werden, denn sie vermehren erstens doch in vielen Fällen den Effect, was ihrem Nymbus und Broderwerb zu Gute kommt, und zweitens gilt dies ja von allen anderen, sich mit fremden Federn schmückenden Sterblichen auch. Ein Mann, der z. B. über 50 Jahre alt ist, hat auf die Erwerbung von Liebe keinen



Anspruch; und wenn es auch Mädchen oder kinderlose oder eitle Frauen geben mag, die für einen wirklich bedeutenden oder dafür geltenden Mann eine Neigung empfinden, sei es aus Eitelkeit, sei es instinctiv (im Interesse der nächsten Generation), so würde das mit den ungefärbten Haaren auch gehen; im Gegentheile, ein altes Gesicht mit nicht grauen Haaren ist viel älter und widerlicher. Wir ziehen bei der Aufzucht von Pferden edle, ältere, erprobte Vaterpferde den jüngeren, unbekannten oder gemeinen vor, darum kann ein bedeutender Mann immerhin ausnahmsweise auf ein Mädchenherz wirken, ohne solche Hilfsmittel; diese sind also entweder überflüssig oder verwerflich, und wenn damit ein Bündniss auf Lebenszeit erschwindelt wird, verbrecherisch — es geschieht aber doch!

Nun kenne ich so manche, mitunter sehr bedeutende Männer, welche zum Schaden ihrer Gesundheit und ihrer Würde sich doch die Haare färben, um zu scheinen, ohne den Zweck eigentlich zu erreichen, weil dies sogleich zu erkennen ist — und sie thun es doch! Können diese Männer aber in anderer Beziehung darum nicht bedeutend sein? Wäre das nicht ein ganz falscher Schluss, sie wegen dieser fast allgemeinen Schwäche zu unterschätzen? Warum sollen nun die Medien, welche ja auch an Grössenwahn leiden können, und überdies den Kampf ums Dasein kämpfen, nicht auch ein wenig schwindeln? Zu künstlichen Mitteln greifen, wo die natürlichen nicht zureichen, ist eine ganz allgemeine Erscheinung. Ob sich unter den Medien ein Cato befindet oder nicht, das gilt mir gleich, ich habe es nur mit Thatsachen zu thun, welche vom Vertrauen unabhängig und objectiv giltig sind.

Ja, die objective Beurtheilung! Wo ist die zu finden?

Der gläubige, aus dem Spiritismus eine Religion machende Spiritist sieht in jedem zufälligen Ereignisse eine ausserordentliche Kundgebung und in einem Medium ein

überirdisches Wesen, so eine Art Gottheit, weil er es so sehen will. Der Skeptiker *à tout prix* sieht in ihm einen Betrüger, und geht in seinem Feuereifer so weit, dass er das Medium Dinge machen sieht, die gar nicht gesehen werden können, weil sie unmöglich sind. Die Beurtheilung solcher zweifelhafter Fälle ist selbst für den objectiven Beurtheiler nicht so leicht. Das Knotenlösen und Knotenschürzen ist z. B. eine der häufigsten und leichtesten Manifestationen hinlänglich verdichteter Wesen. Woran soll ich erkennen, wenn ein verlässlich gebundenes Medium frei und wieder gebunden wird, ob es das selbst oder wer anderer gemacht? Wir werden später uns die Ueberzeugung holen, dass die intelligible Welt nur mit Auswahl die Beweise ihres Daseins gibt und geben kann; es wird daher immer nur ein Theil der Beobachtungen jene Bedingungen erfüllen, die als zwingend und verlässlich angenommen werden können. Ich werde mich überhaupt weit mehr wundern, wenn ein Medium ganz tadellos, ohne jede Effecthascherei, ohne jede List, mit voller Objectivität und Hingebung durch das ganze Leben experimentirt, als wenn ich höre, man habe es auf dieser oder jener Uebertreibung oder Taschenspielerei ertappt, weil Erwerb und Eitelkeit die meisten Menschen selbst dort verleiten, wo es nicht nothwendig ist. Es ist aber auch der Fall denkbar, dass ein Medium *bona fide* handelt, die Zuseher ihn *bona fide* für einen Schwindler halten, und ihm doch Unrecht thun — worüber später.

Für den Skeptiker sind im Durchschnitte die Sitzungen mit Miss Fowler und Mr. Slade entschieden überzeugender, weil in dem ersten Falle das Medium auf jede beliebige Weise gebunden werden konnte, und im zweiten Falle volles Tages- oder Lampenlicht herrscht (was die wissenschaftliche Ausbeute im Sinne der Zöllner'schen Raumtheorie betrifft, so sind die Sitzungen mit Slade die dankbarsten); doch habe ich einige Sitzungen mit Eglinton gehabt,

wo wir bei Licht und gleichzeitig im gebundenen Zustande — also doppelte Garantien habend — experimentirten, worüber weiter unten. Was hingegen den vernünftigen Zusammenhang und die Zwecke dieser Phänomene anbelangt, so habe ich durch Eglinton entschieden mehr gelernt, namentlich durch die Misserfolge.

Wir werden jedenfalls beide Standpunkte einnehmen, den der Erklärung durch die phänomenale Gesetzmässigkeit und den der Erklärung durch eine transscendentale, also mystische Theorie; zuerst den einen, dann den anderen, und wird es sich zeigen, inwieweit wir mit jedem ausreichen, welche Consequenzen und welche Voraussetzungen wir in beiden Fällen machen müssen; wir wollen also zuerst annehmen, Eglinton sei ein ganz ungewöhnlicher Schauspieler, Akrobat, seinen Zeitgenossen überlegener Physiker und Taschenspieler.

Der technische Apparat ist folgender. Ein Zimmer wird in der Regel zur vollen Dunkelheit gebracht, die Anwesenden setzen sich um einen nicht zu grossen Tisch, auf welchem sich Guitarren, Zithern, Glocken, Quecksilberröhren, Papier und Bleistift u. s. w. befinden. Sämmtliche Theilnehmer legen die Hände auf den Tisch, um eine Kette zu bilden, wo dann, je nach Eignung der Theilnehmer, die Manifestationen in kürzerer oder längerer Zeit beginnen.

Die vorgefallenen Phänomene lassen sich am besten in sechs Classen eintheilen; die gewöhnlichste Erscheinung ist das Herumfliegen von Guitarren, mitunter sehr schweren Spieluhren, mit Quecksilber gefüllten luftleeren Glascylindern, welche bekanntlich bei Bewegung und Friction des Quecksilbers leuchten, das Zutragen entfernterer Gegenstände auf den Tisch, wie Bücher, Bilder selbst von Sesseln und Fauteuils. Was nun die Erklärungsweise anbelangt, so will ich mich auf jene geistreichen Einwürfe nicht einlassen, die ich zu hören bekam, wie z. B. dass Eglinton mittelst einer

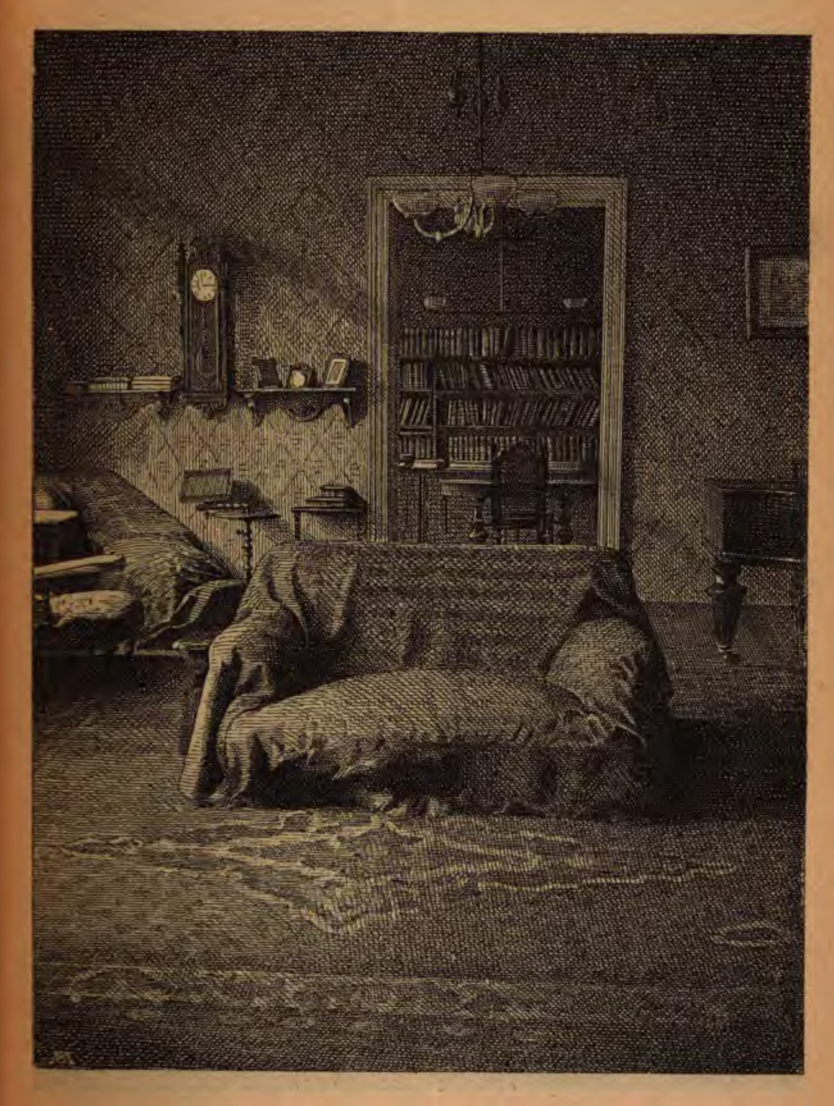
Kautschukschnur das Herumfliegen der Instrumente bewerkstellige, weil das voraussetzen würde, dass er oder ein Anderer sich auf dem Plafond befänden, denn die noch dazu klingenden Instrumente fliegen herum, wie die Nachtschwalben, zwischen die Köpfe durch, die sie oft, wie absichtlich berühren u. s. w. und sind sie bei günstigen Verhältnissen frei fliegend gesehen worden. Der vernünftigste Einwurf ist noch der, dass er sich die eine oder beide Hände befreie, was von Einigen auf folgende Weise erklärt wird.

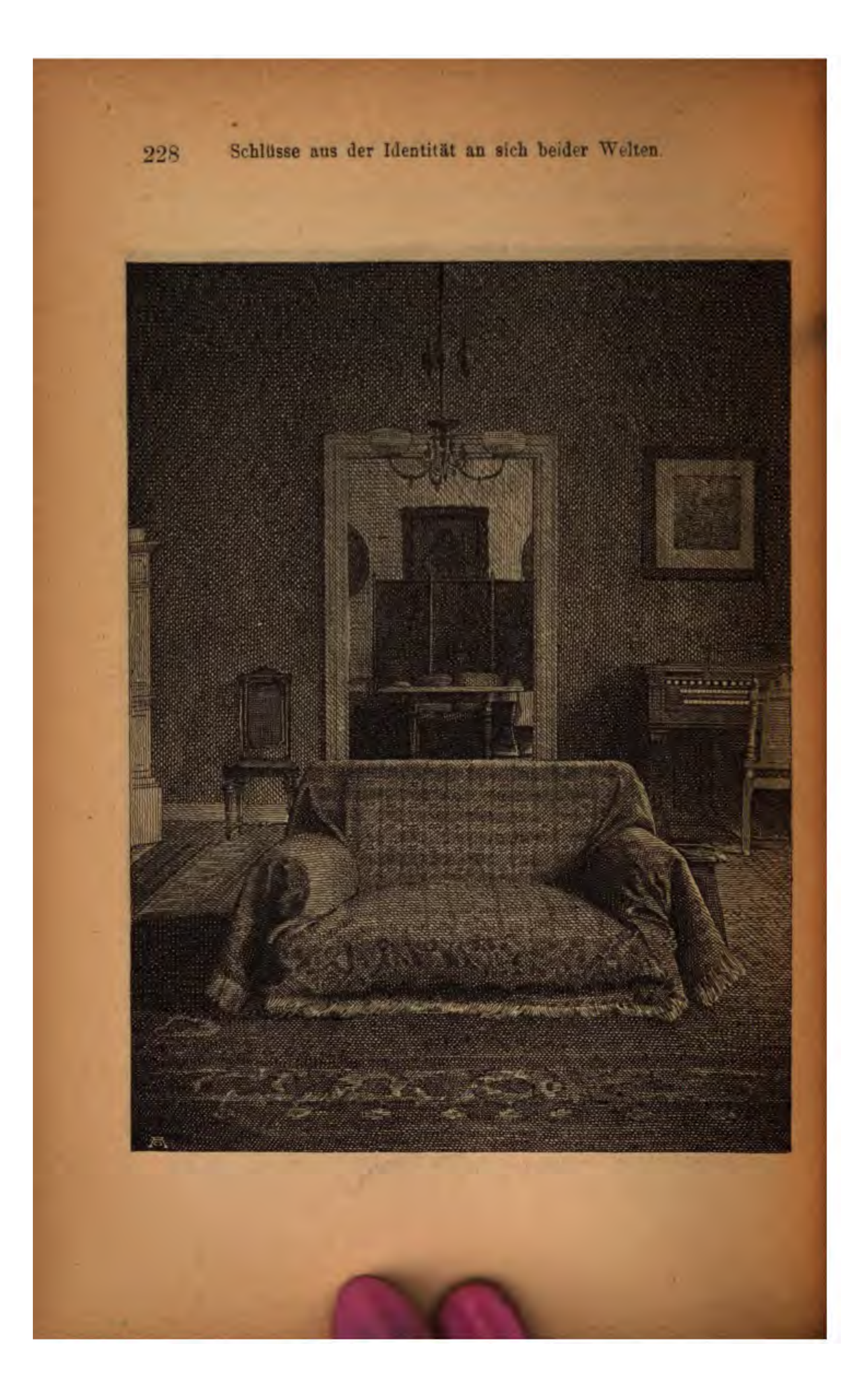
Eglinton bekommt gewöhnlich eine Art Krampf und benimmt sich wie eine Frau in Wehen, wobei er sich zumeist (nicht immer) erhebt, derart, dass die neben ihm Sitzenden aufstehen müssen, um ihn nicht auszulassen; er sinkt dann zurück, und bei dieser Gelegenheit — glauben Einige — dass er die Hände seiner beiden Nachbarn mit einer Hand fasse, und dadurch die andere befreie, oder gleich direct die beiden Nachbarhände vereinige, und ganz frei werde. Was nun die Vereinigung der Nachbarhände auf nur einer Hand betrifft, so ist es nicht denkbar, dass ein auf diesen Umstand aufmerksam Gemachter nicht bemerken sollte, dass er statt einer linken eine rechte Hand unter oder über sich habe. Den meisten Menschen kommen die guten Gedanken immer erst zu spät, welchen Geisteszustand der Franzose sehr geistreich l'esprit d'escalier nennt; doch kann das nur für die erste Sitzung eine Geltung haben; ich zumal habe ihn einmal mit einem Herren gehalten, der eine ausnehmend grosse und fleischige Hand hatte und habe ihn sehr oft mit Frauen gehalten, welche wieder sehr zarte Hände hatten, auch waren Fälle, wo er sich nicht erhob, für die Auswechslung also keine Gelegenheit sich bot. Mit einer Hand wäre aber alles gar nicht ausführbar, was geschehen, es müssen nothwendig nicht nur seine beiden Hände, sondern der ganze Körper frei sein, um dann mit

einer fabelhaften Geschwindigkeit um den Tisch und die Anwesenden herum laufen zu können, ohne mitunter ganz nahe stehende Möbel umzustossen, ohne überhaupt bemerkt zu werden und ohne die verschiedenen, mitunter sehr grossen und schweren Gegenstände (Spieluhren bis zu einigen Pfunden) den Anwesenden in's Gesicht zu schlagen.

Nehmen wir nun an, es gelänge ihm wirklich durch zahllose Sitzungen seines Lebens (in Wien und Leipzig je über zwanzig), auf welche Weise soll er unbemerkt die beiden Hände wieder auseinanderfügen und seine substituiren? Aber angenommen, es gelänge ihm das selbst bei Mitgliedern, die diese Eventualität scharf ins Auge fassen, so kommen wir damit noch immer nicht aus. Es waren Fälle, wo er sprach, während die Gegenstände an ganz entfernten Orten sich befanden, es waren Fälle, wo gleichzeitig Glocken, Guitarren, Spieluhren herumgetragen wurden und ausserdem Berührungen stattfanden, auf die wir später zu sprechen kommen; aber noch mehr: ich habe in einigen Sitzungen, und zwar in Gesellschaft mit Anderen, die freie Bewegung der Gegenstände gesehen. Zur besseren Orientirung des Lesers in dem weiteren Verlauf der Berichterstattung gebe ich eine von zwei Seiten photographisch aufgenommene Abbildung des Schauplatzes.

Eine am 4. April abgehaltene Dunkel-Sitzung fand im mittleren Zimmer zwischen dem Ofen und dem Harmonium statt, mit nur fünf Personen. Diese Sitzung unterschied sich von den früheren dadurch, dass erstens einer der Fensterläden sich nicht vollkommen schliessen liess, wodurch eine Lichtspalte, veranlasst durch die Strassenbeleuchtung, entstand, die allerdings zu schwach war, um das Zimmer zu erleuchten, aber den der Spalte Gegenübersitzenden gestattete, wenigstens einen Theil und zwar den über dem Tische gelegenen Theil des Zimmers mässig beleuchtet zu haben, welche Beleuchtung mir und meinem Nachbar möglich machte, die schwebende



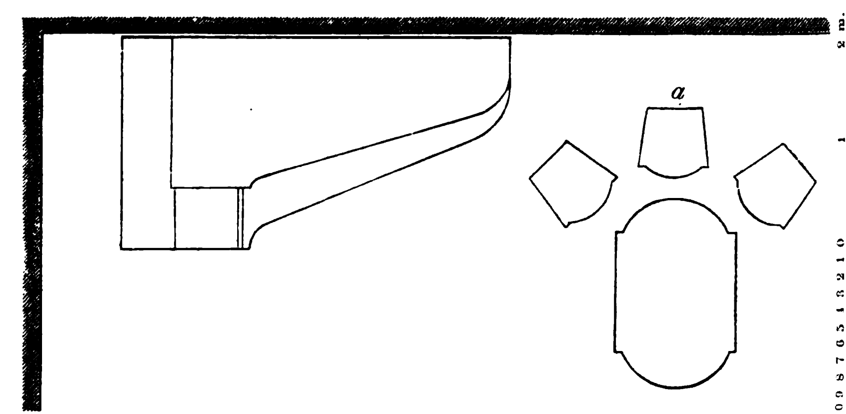


und herumfliegende Guitarre nicht nur zu hören, sondern selbst zu sehen. Auch eine Spieluhr wurde aufgezogen und mit wechselnder Schnelligkeit — was wir nur mit dem Schlüssel und zwei Händen bewerkstelligen könnten — im Zimmer herumgetragen.

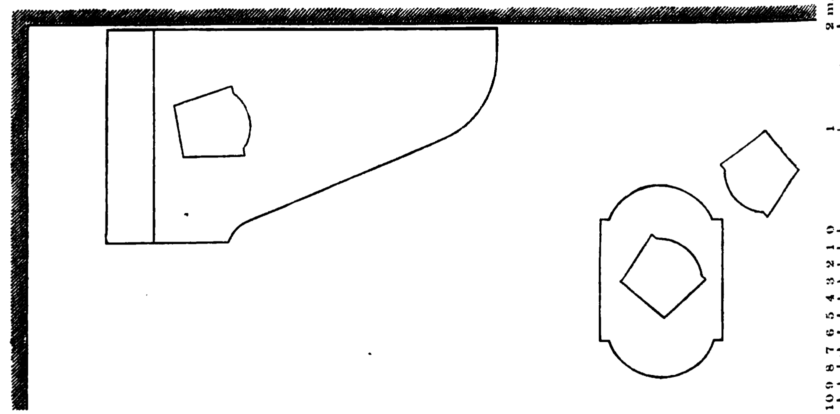
Es geht daraus hervor, dass Eglinton nicht nur ganz frei sein, sondern die Lichtspalte einigemale hätte passiren müssen, was denn doch noch deutlicher, als die schwebende Guitarre bemerkt worden wäre. Auch kommen wir später, wie gesagt, auf Sitzungen bei ganz genügender Beleuchtung.

Die zweite Art der Erscheinungen bildeten die nach der Sitzung vorgefundenen Störungen im Zimmer selbst, wie umgeworfene und übereinandergelegte Sophas und Sessel u. s. w. Wer auf der Voraussetzung steht, dass Eglinton frei ist, wird darin allerdings nichts Unbegreifliches finden, doch giebt es Menschen, die in ihrer vorgefassten Meinung so weit gehen, dass sie behaupten, gesehen zu haben, wie Eglinton, obschon an beiden Händen festgehalten, mit dem Fusse einen sieben Schuh entfernten Fauteuil herbeigezogen und über unsere Köpfe weg auf den Tisch gestellt, wenngleich es nicht nur ganz finster war, sondern ich überdies die Fühlung mit seinem Knie hatte — denn dass ich seinen Fuss oder sein Knie immer zu erreichen suchte, wenn ich neben ihm sass, war in den ersten Sitzungen selbstverständlich. Um dem Leser ein anschauliches Bild der Ereignisse geben zu können, liefere ich ihm die Zeichnung.

Vor einer der Sitzungen war die Situation folgende.



Eglinton sass (und stand später) bei dem Stuhle a, und wurde durch mich und Markgraf P., einem sehr kräftigen Manne, festgehalten; nichtsdestoweniger fanden wir nach der Sitzung die folgende Situation vor, wobei zu bemerken ist, dass auf dem Tische auch ein Stuhl stand. Einer derselben wurde dem M. P. mit Kraft weggezogen.



Ich muss bemerken, dass ich die Sitzungen in der Regel nicht auf demselben Flecke hielt, und den Tisch ab-

sichtlich in die Nähe des Claviers stellte und dieses öffnete, weil ich eben statt der gewöhnlichen Saiteninstrumente Töne des Claviers haben wollte. Da ich nun weiss, dass die Wirkungen über eine bei den verschiedenen Medien verschieden bestimmte und begrenzte Linie nicht hinausgehen, so rückte ich den Tisch in diese Nähe. Eglinton kam uns nicht von der Seite, und doch bedarf es zweier Hände, um das zu vollbringen; den Deckel an der untern Seite zu heben, ist ganz unausführbar, weil das obere Gewicht nach angestellten Versuchen eher zur Trennung der Bänder führt. Das Clavier ist ein colossales Instrument, wie es nur in Concertsälen und nicht in den Salons vorkommt.

Die dritte Kategorie der Erscheinungen bilden die Berührungen. Wer diese Berührungen kennt, weil er sie oft und mit den verschiedenen Medien erfahren, weiss, dass sie bei einer gewissen Intensität auf der blossen Haut oder über gespannten Kleidungsstücken, wie in der Regel am Knie, eine ganz eigenthümliche, durch Hände und Füsse nicht hervorzubringende Empfindung verursachen; auch hat es Fälle gegeben, wo die Empfindungen gleichzeitig an Gegenübersitzenden stattfanden und er sprechend sie signalisirte, weil er behauptete, eine Gestalt u. s. w. zu sehen.

Die vierte Kategorie der Erscheinungen bildet das angebliche Fliegen Eglintons, das als seine Specialität in den spiritistischen Blättern bezeichnet wird. Da es nun Thatsache ist, dass in den vorigen Jahrhunderten die Menschen wegen der Fähigkeit des Sicherhebens vom Boden verbrannt wurden, indem das als eine Art von Hexenprobe galt; da es ferner Thatsache ist, dass einzelne Indianerstämme nur den für einen guten Doctor halten, der fliegen, d. h. sich frei erheben kann, dass Hume sich bei Licht hob, so hätte es mich gerade nicht so überrascht, dies bestätigt zu sehen. Ich habe mich doch selbst und Andere auf einem Stuhle sitzend mit diesem emporgehoben gefühlt und gesehen. Nichtsdestoweniger ist

in meiner Gegenwart nichts geschehen, was als ein eigentliches Fliegen bezeichnet werden könnte, wie dies z. B. von dem bekannten Mystiker des Kaisers Franz, dem Gemahl der Kaiserin Maria-Theresia, auch berichtet wird. Dieser Mystiker hiess Schindler (denn Franz von Lothringen hatte deren mehrere) und soll die Eigenschaft gehabt haben, sich ebenfalls vom Boden und zwar auf zwei bis drei Klafter zu erheben. In einer Brochure von Gustav Brabée „Sub Rosa“ (einer Mittheilung aus dem maurerischen Vorleben unserer Grosseltern) findet sich folgende Beschreibung, welche für mich wegen der merkwürdigen Uebereinstimmung mit allen derlei Berichten in Bezug auf Krämpfe und Zuckungen als Vorläufer derartiger Phänomene von besonderem Interesse ist. (Seite 141.)

„Es war zu diesem Endzweck auf Geheiss des Monarchen in einem der hohen und geräumigen Säle der kaiserlichen Burg in Wien ein Glaslustre entfernt und an den hiedurch frei gewordenen Haken eine Börse mit hundert neuen Kremnitzer Dukaten aufgehängt worden. Schindler, dem diese Summe als Honorar zufallen sollte, wenn er im Stande wäre, sie ohne Leiter oder sonstige Behelfe herabzuholen, machte sich sofort ans Werk und schlug etwa eine Minute lang wie ein wahnsinniger oder von epileptischen Krämpfen befallener Mensch mit Händen und Füssen um sich, bis er endlich, geifernden Schaum auf den Lippen, in Schweiss gebadet und an allen Gliedern wie im Schüttelfroste zitternd, sich als von unsichtbaren Flügeln getragen, langsam, immer höher und höher in die Luft erhob, bis sein Kopf fast an die Decke des Saales stiess, und seine Hand nach dem die Börse tragenden Haken greifen konnte.“

Diese Erscheinung des Sichhebens, Leichterfühlens u. s. w. scheint mehr auf die Function des Meta-Organismus hinzudeuten; ich habe das wenigstens bei Individuen allerdings in viel geringerem Grade beobachtet, die nicht zu den ausgesprochenen Medien zählen. Ob unsere Träume des Fliegens nicht damit näher verwandt sind, muss ich dahingestellt sein lassen.

In meiner Gegenwart hat sich nichts Derartiges ereignet, was ganz zwingend wäre. Es befinden sich allerdings an meinem 13 Fuss hohen Plafond zwei Kreuze, welche er auf mein Verlangen hinaufschrieb, da er mich fragte, was er hinauf schreiben solle, falls er es zum Fliegen brächte; doch die Situation war eine solche, dass damit ein zwingender Beweis nicht herzustellen ist. Die Sitzung fand in dem Bibliothekszimmer statt. Ich kann auf den Ofen steigen, indem ich von einem Sessel in die Nische trete, und mit beiden Händen das Gesimse ergreifend mich hinaufschwinge; die Kreuze sind für mich, der ich grösser als Eglinton bin, zwar nicht zu erreichen, aber eine Verlängerung des Bleistiftes ist doch denkbar; allerdings hat das Herunterspringen wegen der Erschütterung seine Schwierigkeiten; wie nicht minder das Heruntersteigen, denn es muss bemerkt werden, dass wir bei dem Versuche mit vom Ofen-Staube stark geschwärzten Fingern und Kleidern herabkamen, die erst mit Wasser gereinigt werden mussten, während an ihm nichts bemerkbar war. Thatsache ist nur, dass er beim Sicherheben, oder vielmehr Hinaufsteigen, insolange er mit meiner Hand verbunden war, mir specifisch sehr leicht vorkam, was aber darum ohne alle zwingende Beweiskraft ist, da er möglicher Weise auch auf dem Tische stehen und mich ziehen könnte u. s. w. Beim Heruntersinken ist die Sache nicht so einfach, denn das erfolgt mit grösserer oder geringerer Schnelligkeit, und kann das bei Unterbrechung der Kette in diesem Augenblicke verhängnissvoll werden, doch ist nie etwas Derartiges geschehen, so weit meine Erfahrung reicht. Es ist überhaupt eine der räthselhaftesten Erscheinungen, dass z. B. die immer auf dem Tische liegende Quecksilberröhre, von welchen eine in Wien gefertigte längere mit einem sehr zarten Glasspitze endigte, trotz aller Revolutionen mit den Instrumenten, Sesseln, Fauteuils, den Füssen Eglintons u. s. w. nie abbrach.

Was endlich die Lichterscheinungen anbelangt, so waren allerdings solche Funken und Lichtpunkte in unerreichbarer Entfernung von ihm zu beobachten, auch zeigte sich ein blaues Kreuz, doch stand er im letzteren Falle ausserhalb der Kette und wäre ein solches phosphorescirendes Licht immerhin herzustellen, doch bliebe die Nichtbeleuchtung des Zimmers dabei ein Räthsel. Die Sulphide des Calciums, Bariums und Strontiums leuchten sehr stark, und hat Professor Balmain auf Grundlage dieser phosphorescirenden Eigenschaften eine Sicherheitslampe für den Grubenbau construirt, die allerdings schwächer als die gewöhnliche, aber dennoch genügend leuchtet. Das ist es aber, was bei dieser Lichterscheinung durchaus nicht der Fall war; sie selbst war viel greller und hatte ein viel tieferes Blau, als ein im luftleeren Raum leuchtendes Quecksilber, was allein manchmal genügt, die Contouren einer Hand zu beleuchten, und nichtsdestoweniger beleuchtete das blaue Kreuz gar nichts; das Zimmer blieb so dunkel wie zuvor. Durch Sonnenstrahlen (und auch anderes Licht) erzeugtes Leuchten einzelner Stoffe war schon der Zeit halber nicht möglich; die Sitzung war etwa um 8 Uhr Abends, und ich war mit Eglinton seit 4 Uhr immer beisammen.

Die werthvollen Folgerungen aus den ganz oder theilweise misslungenen Sitzungen bestimmten mich, eine Sitzung für mich allein nur unter Zuziehung eines jungen nahen Verwandten zu halten, der mir gleichsam als Controle meiner Sinne nothwendig war, und durch die genaue Kenntniss meiner Erlebnisse auf diesem Gebiete und durch seine Anwesenheit in einigen Sitzungen mit Miss Fowler und Eglinton als ein gutes Glied der Kette schien, wenngleich er sehr misstrauisch gegen die Medien im Allgemeinen ist. Die Sitzung fand im Bibliothekzimmer statt, an dem Tische, der auf der Abbildung wiedergegeben ist; Eglinton sass mit dem Rücken gegen den Bücherschrank,

ich ihm gegenüber und mir zur Rechten mein jugendlicher Freund.

Wir fühlten die ganze Handfläche auf dem Rücken unserer Hände, und merkwürdiger Weise begann vielleicht zwei Minuten nach Erlöschen des Lichtes bereits die Spieluhr zu spielen.

Auf dem Tische rührten sich zwar die Gegenstände, doch flog nichts herum und er sprach mit leiser Stimme, dass er das Vorgefühl habe, dass wir Lichterscheinungen und Materialisationen haben werden und überhaupt das Beste geleistet werde. Er verlangte einen bequemen Stuhl, erhielt von uns einen Fauteuil. Es ist klar, dass er, da er frei war, wenn wir auch sein Aechzen hörten, alles zu thun im Stande war, und nur die Art der Erscheinungen entscheiden konnten, ob sie von einem seiner freien Bewegung mächtigen Menschen physikalisch darstellbar seien oder nicht; man musste sich auf den Standpunkt stellen, dass wir es mit einem auf der Höhe der Physik und Geschicklichkeit stehenden Künstler ersten Ranges zu thun haben, wenngleich seine Jugend, Kenntnisse und Persönlichkeit dafür nicht sprechen.

Ich sah zuerst ein bläuliches Licht, durch welches ein menschlicher Kopf, aber undeutlich und verschwommen, beleuchtet wurde, gleich darauf wiederholte sich die Erscheinung, nur war dieses Mal das Licht so stark, dass mit grosser Deutlichkeit der Kopf eines Orientalen mit weissem Turban und Gewand sichbar wurde, mit einem schütteren dünnen Vollbart etwa auf anderthalb Schuhe von mir und dem anderen Beobachter. Diese Erscheinung schwand, und nach einiger Zeit zeigte sich derselbe Kopf noch deutlicher und zuerst auf einen Schuh Nähe, sich mir immer nähernd bis auf 4 oder 5 Zoll. Die ganze Gestalt stand gleichsam im Tische, als ob der untere Theil der Gestalt durch die Tischfläche abgeschnitten wäre. Diese Erschei-

nung sah ich 20 Secunden, und ich kann sowohl, was die Aehnlichkeit als die ganze Natur der Erscheinung anbelangt, null und nimmer annehmen, dass es der Kopf Eglintons hätte sein können. Neugierig blickt ich auf das von unten kommende Licht, welches das Gesicht und die reichen Falten des weissen Gewandes schön beleuchtete, ohne auch nur einen Lichtstrahl in das Zimmer zu werfen und erblickte das blaue Kreuz. Das Kreuz wurde dann gleichsam unter das Gewand gesteckt, die Gestalt verschwand, oder richtiger erlosch, weil sie langsam erblasste, und das blaue Kreuz erschien dann wieder schwebend kurze Zeit, womit die Sitzung zu Ende war.

Mein Theilnehmer war Anfangs frappirt, sah dasselbe, nur will er das blaue Kreuz schon bei der zweiten Erscheinung erkannt haben und will Bewegungen der Augen gesehen haben, welche ihn starr ansahen, so wie mich das zweite Mal.

Wollen wir vorerst alle Umstände erwägen, die für die Darstellung einer solchen Erscheinung durch gewöhnliche physikalische Hilfsmittel sprechen, also dem gewöhnlichen Sprachgebrauche gemäss als verdächtige Umstände bezeichnet werden könnten.

Das Medium war frei und konnte ungehindert sehr Vieles thun, was uns unsichtbar war; das Medium verlangte das Sprechen und die, wenn auch sehr kleine Spieluhr spielte öfter; auch war manchmal durch das Geräusch seiner Kleider eine Bewegung seinerseits hörbar. Die Entscheidung liegt also lediglich in der Darstellbarkeit oder Nichtdarstellbarkeit einer derartigen Beleuchtung und der Herstellung eines solchen Kopfes. Bevor wir zu dieser schwierigen Aufgabe schreiten, wollen wir auch die den Betrug erschwerenden Umstände erwägen.

Die Sitzung wurde in meinem Bibliothekszimmer abgehalten; Vorbereitungen für optische Apparate waren

unmöglich; es war an seiner Toilette weder vor noch nach der Sitzung etwas zu bemerken. Apparate, die über den Umfang einer grossen Cigarrentasche hinausgehen, waren unzulässig; die Zeit, um diese Mumerei durchzuführen, sehr kurz. Er hätte etwa fünf Minuten vor der ersten Erscheinung Zeit gehabt, und höchstens zwei Minuten nach der letzten Erscheinung, um wieder Alles zu beseitigen. Aber alles das ist nicht entscheidend. Die Herstellung des Kopfes, des Kleides ohne alle Vorbereitung, das spurlose Verschwinden alles dessen, so unglaublich es auch scheint, namentlich für einen 23jährigen Menschen, der ausser den Sitzungen wenig Zeit für physikalische Praxis und Studien verwendet, ist dennoch nicht als absolut undenkbar zu bezeichnen. Der Brennpunkt der Entscheidung für dieses Phänomen liegt in der Beleuchtung und dem Kopfe selbst. Ich habe daher die Frage mit einem praktischen Physiker durchgesprochen, welcher einer Niederlage für physikalische Instrumente vorsteht und in diesen optischen Vorrichtungen geradezu Specialist ist.

Die Herstellung irgend eines Kopfes oder einer Gestalt ist ohne einen anderen Ort, wo sich das Original befindet, und einen grossen Spiegel, der sie an die entsprechende Stelle reflectirt, ganz unmöglich. Davon konnte nun gar nicht die Rede sein, wie jeder Physiker bestätigen wird; in einem verschlossenen Zimmer, wo es kein Podium, keine Coulissen, überhaupt gar keine Oeffnung gibt, wo jede Vorbereitung ausgeschlossen ist, können Luftbilder nicht auf diesem Wege hervorgebracht werden. Die Beleuchtung eines Bildes mittelst einer Geislerischen Röhre u. s. w. erfordert Apparate, die ebenfalls nicht in einer Rocktasche getragen werden können, ganz abgesehen, dass die Erscheinung auch ganz anderer Art war. *)

---

*) Für Physiker füge ich Folgendes hinzu:

Mein Theilnehmer behauptet, dass mein Kopf sichtbar wurde, als die Gestalt in meiner nächsten Nähe stand; woraus man folgern

Die Voraussetzung, dass Eglinton eine solche Larve in Bereitschaft habe, und im Wege ausgezeichneter Apparate zu beleuchten vermöge, stimmt wieder nicht, denn eine solche kann ein lebendes Auge und solche Bewegungen nicht haben; es bliebe absolut nichts Anderes, als die Annahme, die ganze Erscheinung sei er selbst.

Ich will nun ganz davon absehen, wienach Eglinton sich derart zu beleuchten vermöchte, dass das Licht genau nur die weder runden noch in scharfen geraden Linien gefassten Contouren traf, und alles Andere im Zimmer im Dunkeln blieb; wieso er ein zwar hell erleuchtendes, aber nur die Gestalt beleuchtendes Licht zu Stande bringen soll — ich will alle diese Schwierigkeiten bei Seite lassen und dem Leser nur folgende Fragen stellen:

Kann der Leser glauben, dass ich ein zweimal mit Deutlichkeit erscheinendes, durch mehrere Secunden vor mir stehendes, sich bis auf 4 Zoll näherndes Gesicht nicht erkennen soll?

Kann der Leser glauben, dass ein Bart, dessen einzelne Haare ich deutlich bis an die Wurzel verfolgte, in der Finsterniss so natürlich angeklebt und in zwei Minuten ohne irgend welche Spuren mit der ganzen anderen Mumerei beseitigt werden könnte?

Glaubt der Leser, dass Eglinton ungestraft durch Jahre diese optischen Wunder gerade in Gegenwart von Personen, wie Zöllner, ausführen und in Gegenwart unwissender Neugieriger aber nicht ausführen würde?

---

könnte, dass zwar nicht das blaue Kreuz, wohl aber das reflectirte Licht der Gestalt mich beleuchtete. Doch ist dies nicht gewiss, denn die Gestalt war mir so nahe, dass ein Theil der Umhüllung für den dritten nothwendig durch den Schatten meines Kopfes verschwinden musste, wodurch die Contouren meines Gesichtes wahrnehmbar wurden.

Zwingend sind diese Argumente allerdings noch immer nicht, denn Eglinton war frei, und nichts berechtigt mich, eine Unmöglichkeit dort zu behaupten, wo nur eine Unbegreiflichkeit für mich vorliegt; ich würde dadurch in den Fehler der Naturwissenschaft verfallen. Doch halte ich den gesehenen Kopf für eine fremdartige Erscheinung aus folgenden Gründen:

Dass ich fremdartige Hände mit drei Medien unter ganz zwingenden Bedingungen gesehen und gefühlt habe, ist eben so gewiss, als dass es Kometen und Meteorsteine gibt; dass Zöllner unter ganz zwingenden Bedingungen Fussabdrücke erhalten, ist ebenfalls sichergestellt. Ich frage nun, gibt es Projectionen von Händen und Füssen, warum soll es nicht Projectionen von Köpfen geben? Sind solche von einem Wallace und Crookes nicht unter ganz zwingenden Bedingungen erhalten worden? Sind sie nicht nothwendig, wenn sie in Zellen dargestellt werden sollen? Auf welcher Seite habe ich also mehr Schwierigkeiten, da Eglinton doch zu den Medien zählt, und Hände unter zwingenden Bedingungen projicirt wurden?*)

Es gibt einen Skepticismus, der an Blödsinn den Köhlerglauben eines Gebirgsbauers noch übertreffen kann.

Ich kann dem Leser nicht sagen, welchen Eindruck dieser schöne Kopf, der meines Erachtens nicht aus Fleisch und Blut war, auf mich machte. (Ob er nun wirklich vor mir stand, oder in anderen Regionen sich befindend nur als Bild reflectirt wurde, darüber später.) Dieser Kopf brachte mir die Bestätigung meiner im „Individualismus" durchgeführten Behauptung, dass der Mensch wirklich schon existiren muss, wenn er sich in Zellen darstellen soll, und dass zwischen diesem und meinem Kopfe nur der Unter-

*) Dass die von Eckartshausen aufgeführten Mystificationen in seiner „Magie" (Seite 5, 83 und 113, I. Band) darauf nicht anwendbar sind, ist selbstverständlich.

schied bestehe, dass der erstere aus anderem Materiale besteht, und spontan dargestellt wird; dieser Kopf rechtfertigt die Lehre der alten Kabbala, welche der lebenden und empfindenden Welt eine geformte als Unterlage stellte, oder in naturwissenschaftlichem Jargon ausgedrückt, dass die morphologische Entwickelung und Anpassung jenseits der vorübergehenden menschlichen Erscheinungsform liegt, weil dieser nur die physiologische Entwickelung, die Zellenbeschaffenheit zukommt; der Kopf war also, wenn echt, der praktische Beleg meiner Anschauung.

Wir kommen nunmehr zu der sechsten Art der Phänomene, nämlich zu solchen, die bei Beleuchtung beobachtet werden konnten.

Wir hatten uns, eine Dame und drei Herren, zu einer Dunkelsitzung bei einem Freunde versammelt; Eglinton äusserte, nachdem wir schon einige Zeit beisammen waren, dass er eine Aenderung in der Reihenfolge wünsche. Es wurde daher Licht gemacht, wir standen auf, um uns anders zu setzen, und da klirrten plötzlich die verschiedenen Glasprismen eines alten Lusters so heftig, als wenn man einige Tücher durchgezogen hätte. Wir blickten alle hinauf und fanden alle Prismen in voller Bewegung. Dass in dem geschlossenen Zimmer überhaupt kein Luftzug möglich war, und dass gar kein Luftzug eine solche vehemente Erschütterung hätte hervorbringen können, ist einleuchtend. Eglinton stand aber nicht nur vom Luster einige Schritte entfernt, sondern es befand sich zwischen ihm und dem Luster die mächtige Gestalt eines meiner Freunde. Ich erwähne diesen Fall nur, weil es für ihn keine andere Erklärung vom Standpunkte der phänomenalen Gesetzmässigkeit gibt, als dass Eglinton so heftig und doch unhörbar zu blasen vermöge, als ein Wirbelwind, und falls man das nicht zugibt, so haben wir ein an sich unbedeutendes Factum, was aber für unsere

physikalischen Kenntnisse ein unerklärtes Räthsel bleibt. Eine zufällige Erschütterung des Hauses oder des Plafonds muss zufolge der Ruhe des Lusters und der eigenthümlichen Bewegung der Glasbestandtheile ausgeschlossen werden. Ich hatte zufällig Gelegenheit, eine noch weit merkwürdigere Erscheinung zu beobachten.

Ein junger begabter, für eine entscheidende Ueberzeugung sich lebhaft interessirender Freund wünschte eine Sitzung mit mir und meinem ebenfalls jugendlichen Verwandten allein zu haben, Eglinton schlug selbst eine Lichtsitzung vor, wie er sie, wenn ich nicht irre, mit Wallace hatte. Es wurden zu diesem Zwecke zwei Tücher als Portièren über die offene Thüre gehängt, (zwischen dem mittleren und dem Bibliothekzimmer) in welcher Eglinton auf einem Sessel Platz nahm, derart dass seine Knie und Füsse in dem einen Zimmer waren, während der Rest seines Körpers hinter dem Vorhange, also in der Bibliothek oder eigentlich unter dem Thürstocke sich befand. Das Zimmer, wo Eglinton war, wurde finster gehalten, und das andere in matte Beleuchtung gesetzt, doch genügend, um jeden Gegenstand auszunehmen. Auf Eglintons ausdrücklichen Wunsch wurden ihm die beiden Hände auf dem Rücken zusammengenäht, derart, dass mit einer aussergewöhnlichen Geschicklichkeit man wohl das Ausziehen, nie aber das Wiederanziehen annehmen könnte. Eglinton ermächtigte übrigens meinen Freund, nach der ersten Kundgebung ohne weiters in das Zimmer zu treten, um sich von seinem gebundenen Zustand zu überzeugen. Vor dem Vorhange, etwa auf einen halben Meter, und später noch näher, wurde der Tisch mit Guitarre, Spieluhr u. s. w. gestellt, und auf seine Knie wurde ein starker Band (ein halber Jahrgang der Zeitschrift „Unsere Zeit“) gelegt, der Vorhang zurückgeschoben, der Art, dass das Buch ganz sichtbar war. Obschon diese Sitzung fast eine Stunde dauerte, so geschah nichts, als dass der Deckel

und die ersten Blätter des Buches sich einige Male hoben, ohne von irgend Jemand berührt zu werden, und dass das Buch nach einigen Bewegungen hinter Eglintons Stuhl geworfen wurde. Auch waren einige Bewegungen des Vorhanges an dem Thürstocke bemerkbar, als ob eine Hand den Vorhang öffnen wollte.

Die Sitzung wurde aufgehoben, mein Freund empfahl sich bald und blieben wir zu Dreien noch einige Zeit Thee trinkend sitzen. Plötzlich zuckte Eglinton zusammen und verlangte Papier und Bleistift, auf welches er nach einigen Strichen, von rechts nach links englisch zu schreiben anfing. Wir mussten die Schrift durch den Spiegel lesen, und da stand, „dass man uns einige Manifestationen noch heute gewähren werde, nur müsse das Medium etwas ausruhen“. Wir waren überrascht und erfreut, und benützten die Zeit zu folgendem Experimente. Eglinton stellte sich auf vier starke Trinkgläser, auf das geschlossene Clavier, und forderte uns auf, Klopftöne in bestimmter Zahl zu verlangen, was auch zu wiederholten Malen geschah. Der Ton entsprach unserer Vorstellung, als ob es von unten an den Clavierdeckel schlagen würde. Eglinton ging vom Clavier herab und meinte, wir sollen beginnen, was auch geschah, nur dass die Klopftöne auf dem Boden, unter unseren Füssen und unter dem dicken Smyrnaer Teppich sich fort wiederholten. Eglinton wurden die Hände wieder hinter dem Rücken zusammengenäht, und Alles wieder so geordnet wie früher. Der Tisch stand diesmal einen Fuss von seinen Knieen und wir befanden uns fünf bis sechs Fuss, der eine rechts, der andere links vom Tische. Ich sass auf dem Fauteuil beim Fenster, mein Verwandter stand beim Clavier, so dass von unten und oben Alles beobachtet werden konnte. Wir hatten unsere Plätze kaum eingenommen, als das Buch auf den Tisch geworfen wurde, oder vielmehr sprang, dort sich ebenso öffnete, wie früher auf dem Knie, die Guitarre

von unsichtbarer Hand vom Tische genommen wurde, durch den Vorhang hindurch in das andere Zimmer drang, mit klingenden Saiten im Zimmer (wenigstens nach den Tönen zu urtheilen) herumflog; eine Violine, die ich absichtlich in das ganz dunkle Zimmer hinter Eglinton gelegt, flog durch den Vorhang vor meine Füsse; die Guitarre kehrte, nachdem sie im dunklen Zimmer überall hörbar, theils klingend, theils herumschlagend ihr Unwesen getrieben, wieder auf den Tisch zurück, und eine grosse lange Hand holte die Spieluhr vom Tisch und führte sie ins andere Zimmer, wo sie spielte. Alles das geschah in höchstens fünf Minuten, innerhalb welcher Zeit ich einmal in das Zimmer trat, um mich von der Festigkeit der Naht zu überzeugen. Aber abgesehen davon, dass es ganz unmöglich ist, einen Rock mit rückwärts zummengenähten Aermeln, noch dazu zweimal in so kurzer Zeit, anzuziehen, so sind das Verschwinden der Guitarre ohne Hände, die Bewegungen des auf dem Tische liegenden sichtbaren Buches, endlich die lange Form der Hand und des Armes, hinreichende Beweise für jeden normal construirten Verstand, dass es da mit der phänomenalen Gesetzmässigkeit und der Taschenspielerei zu Ende gehe.

Die zweite Sitzung dieser Art fand statt in Gegenwart einer Dame und zweier Herren, ausser mir und Eglinton. Es wiederholten sich ungefähr dieselben Dinge, wenn auch ruhiger; neu war nur, dass nicht nur die Hände Eglintons auf dem Rücken, *sondern der Rock selbst vorne zusammengenäht wurde*, wodurch schon das Ausziehen zur Unmöglichkeit wird; ferner, dass Eglinton dem einen Theilnehmer gestattete, dass er die Hand auf seinen Kopf legen und den sich hebenden Buchdeckel in der nächsten Nähe beobachten könne. Auch muss bemerkt werden, dass die Knie Eglinton's sichtbar, überdies das einemal an den Sessel geschnallt, das andere Mal durch eine Schnur von

meinem skeptischen Freunde gehalten wurden. In dieser Sitzung waren die Plätze auf der Chaise-longue, dem Lehnstuhl, dem Divan und dem Clavier vertheilt.

Die dritte und letzte Sitzung mit Eglinton war ebenfalls bei mir und an einem Vormittage in Anwesenheit noch eines Herrn und einer Dame, worin als Variante bezeichnet werden kann, dass erstens eine kleinere graue Hand oben durch den Vorhang sichtbar wurde, jedoch ohne etwas anzugreifen, und dass der kleine Tisch neben der Thüre, auf welchem sich die Albums befinden, plötzlich zur Thüre gezogen wurde. Ich vermuthete, dass die beiden Albums so wie das Buch ins Zimmer hineingelegt werden dürften und beobachtete, auf dem Fauteuille sitzend, scharf die Albums. Und in der That hob sich das eine Album langsam und schwebte scheinbar hinter den Vorhang — denn es war durchaus nicht einmal ein Schatten einer Hand oder eines Organs zu beobachten — und ich fand es mit sammt dem Buche auf dem Schreibtische in der Bibliothek. Die beiden Thürflügel waren hinter Eglinton zugelehnt, zu welchen er ohne aufzustehen nicht gelangen konnte.

Ich glaube, dass jeder Leser, der mich und die sehr ehrenwerthe Gesellschaft, die daran theilnahm, nicht für Narren hält, die gleichzeitig die ganz gleichen Hallucinationen haben, an der wirklichen Mediuminität Eglinton's nicht zweifeln wird; denn man kann annehmen, dass Jemand Fesseln zu lösen vermag, wenn er dazu Zeit hat; man mag selbst die bereits viel schwierigere Annahme machen, dass er die Bande wieder herzustellen vermöge; wie aber Jemand eine Naht öffnen und selbe am Rücken wieder herstellen soll — durch das Zusammennähen vorne ist das Ausziehen ausgeschlossen — wie er in dem Zimmer Bewegungen vollziehen soll, wenn man seine Füsse sieht; wie sich ein Buch wiederholt öffnen soll, unter unseren Augen, wenn Jemand in dessen unmittelbaren Nähe steht und ihm den

Kopf hält — das im Wege der phänomenalen Gesetzmässigkeit zu lösen überlasse ich Anderen. Es mag Eglinton von wem immer irgend wo und irgend wann auf einer Manipulation ertappt werden — so sind dennoch Dinge geschehen, die im Wege der phänomenalen Gesetzmässigkeit nicht zu Stande gebracht werden können; das ist sichergestellt und genügt.

Ich empfand eine besondere Satisfaction darin, dass gerade jene Dame und mein jugendlicher Verwandte Gelegenheit hatten, eine Lichtsitzung mitzumachen, weil beide nach früheren Dunkelsitzungen die Ansicht aussprachen, dass sie die Hand Eglinton's am Tische gesehen hätten, was Personen von minder strammer Erziehung gewiss Anlass zu einem Entlarvungsscandal gegeben hätte. Ich beruhigte Beide insoweit, als das Sehen einer Hand auf dem Tische noch nicht die Gewissheit gebe, dass dies die Hand Eglinton's sei. Es ist gewiss eine Hand, die das vollbringt, nur nicht *immer* und vielleicht auch nicht für *Jeden* sichtbar; nicht nur dass ein besseres phänomenales Auge dazu befähigen kann, in der Dunkelheit besser zu sehen, es kann auch eine *geringere phänomenale Befangenheit* die Ursache sein, etwas zu sehen, was Andere nicht sehen. Ich konnte das mit Bestimmtheit sagen, weil ich bei Slade in voller Beleuchtung Hände sah und fühlte, welche die Hände Slade's darum nicht sein konnten, weil sie zu entfernt und mir sichtbar waren. Diese beiden Skeptiker mussten nach den Lichtsitzungen zugeben, dass es ein ganz falscher Schluss gewesen wäre, die sichtbaren Hände *unbedingt* und *nothwendig* Eglinton zuzuschreiben. Doch wiederhole ich noch einmal, dass es sich da nicht um meine subjective Anschauung über Eglinton's Charakter und Sittenreinheit handelt, sondern lediglich um die Thatsache, dass von den vielen Phänomenen *einige* zwingender Natur sind, der Art, dass sie auch unter Voraussetzung der geistigen und wissenschaftlichen Ueberlegenheit Eglinton's über seine Zeitgenossen

und unter Voraussetzung der betrügerischen Absicht desselben nicht zu Stande kommen könnten.

Nun zu den Störungen.

Dieselbe Gesellschaft, welche in einer früheren Sitzung versammelt war, beschloss die Wiederholung derselben. Da aber noch ein Ehepaar an der Sitzung theilnehmen wollte, so hatten der Herr des Hauses und ich unsere Plätze cedirt; dadurch war die Zahl von acht Personen nicht überschritten. Doch der Mensch denkt und Gott lenkt! Eine Persönlichkeit hatte sich auch angesagt, die nicht ausgeschlossen werden konnte. Zwei Schwestern brachten eine dritte, zwei Brüder einen eben ankommenden dritten, ein guter Freund schlich sogar durch das Schlafzimmer hinein — statt acht waren zwölf und obschon zwei Herren zurücktraten, so blieben noch immer zu viel. Hier habe ich nun zu bemerken, dass ich, als eine der unerwarteten Damen eintrat, gleich den beiden anwesenden Herren die Mittheilung machte, sie werde Alles verderben. Genug, die Sitzung begann, und es wollte durchaus nicht gehen; da erklärte Eglinton, ohne von meiner Ansicht und Aeusserung etwas zu wissen, dass die betreffende Dame austreten müsse, was geschah, worauf dann die Sitzung mit Erfolg ablief.

Es entsteht nun die Frage, wie konnte ich, der ich kein Medium bin und mein ganzes Leben frei von jeder Ahnung war, in Uebereinstimmung mit Eglinton's unbewusstem Gefühl und der Thatsächlichkeit der Erfahrung immer das Richtige auch in den weiteren Fällen treffen? Das ist es nun, was ich dem Leser später klar zu machen habe, und was beweist, dass die Anschauung, die ich von der Sache und den Bedingungen des Eingriffes der intelligiblen Welt habe, keine unbegründete sei.

Was nun den Verlauf der Sitzung selbst anbelangt, so kann ich darüber nicht berichten, da ich nicht gegen-

wärtig war, aber sie verlief ähnlich, wie die früheren Dunkelsitzungen.

Der erste gänzliche Misserfolg geschah, als ich mit Eglinton zu einem befreundeten Herrn kam, der als Theilnehmer an der Sitzung einen Astronomen und einen als Naturfreund bekannten schwungvollen Schriftsteller bezeichnete, was mir sehr recht war, denn die Astronomen und Naturfreunde sind ein fruchtbarer Boden, weil sie in der Regel nicht engherzig sind. Doch statt diesen fand ich einen Seemann, mit dem ich einmal ein längeres Gespräch über diese Dinge führte, wobei ich mich überzeugte, dass er über alle Dinge, die nicht in sein specielles Fach hineinschlagen, sehr geringe Kenntniss habe und namentlich in Bezug auf philosophische Literatur von einer ungewöhnlichen Unwissenheit ist; der andere, ein Künstler, empfing mich und Eglinton mit der Miene der vornehmen Verachtung und geistigen Ueberlegenheit, deren Berechtigung allerdings erst irgendwie zu Tage treten müsste. Ich hatte bereits eine schlechte Vorahnung; ich glaubte zwar nicht, dass die Sitzung ganz ohne Erfolg sein werde, doch erwartete ich keinen besonderen. Das Resultat entschied für den ersten Fall, der dritte Misserfolg ist mir nicht recht klar. Wir waren mit Eglinton 7 Personen, zwei neue Theilnehmer mit etwas vorgefasster Meinung, zwei allerdings von religiösen Vorurtheilen nicht ganz emancipirte Theilnehmer, die aber eine gute Sitzung schon mitgemacht.

Die vierte Fehlsitzung geschah in einem der Salons einer sehr liebenswürdigen Hausfrau, die begreiflicherweise den anwesenden Gästen, die sich aus blosser Neugierde meldeten, nicht entgegentreten konnte, selbst wenn sie es gewollt hätte. Es waren drei Damen und vier Herren, jung, schön, reich, glänzende Namen — was sollen solche in der phänomenalen Welt ganz befangene, deren Freuden sich ganz hingebende Menschen mit der intelligiblen Welt

für einen Zusammenhang haben, was für einen Nutzen sollen sie aus den etwaigen Erfahrungen ziehen?! Es ist das gewiss kein Vorwurf, zu welchem ich in keiner Weise berechtigt bin; im Gegentheile, ich bin ehrlich genug, einzugestehen, dass ich vielleicht selbst keine Zeit und keinen Anlass gefunden hätte, über die Phänomenalität der Welt nachzudenken, wenn ich der Gemahl einer der zwei anwesenden schönen Damen gewesen wäre, von denen eine vielleicht die einzige in der ganzen Gruppe war, in der sich ein mässiges Verlangen nach Licht regte*)!

Wir kehrten aus diesem Salon nach Hause zurück, und da Eglinton bei mir wohnte, so wurde in mir das Interesse rege, die Gegenprobe zu machen, um zu sehen, ob physikalische Verhältnisse oder persönliche Disposition die Ursache des Misserfolges waren; ich proponirte ihm den Versuch, wir setzten uns an einen Tisch, ich fasste seine beiden Hände voll. Nachdem die Gasflammen schon früher abgedreht wurden, so hatten wir nur das Licht auszulöschen — und unmittelbar darauf spielte die knapp vor mir liegende Spieluhr, die Gegenstände, die am Tische lagen, wurden im Zimmer zerstreut, und brachen wir nach wenigen Secunden die Sitzung ab, da es sich nur darum handelte, wo der Grund des Misserfolges zu suchen ist.

*) Es kann in einer garstigen Hülle manchmal eine schöne Seele wohnen, aber umgekehrt ist das nicht annehmbar. In einer wirklichen Schönheit muss etwas stecken, was sich eben zur Darstellung gebracht hat. Doch muss man hier die edle Form vom gesunden Zellenmaterial unterscheiden; letzteres wird geerbt und kann cultivirt werden u. s. w. Es kann eine junge dralle Person mit schönen Farben sehr anmuthig und begehrenswerth sein und doch weit entfernt einen edlen Kern verrathen, und umgekehrt leuchtet dieser oft aus ganz verkommenen und kranken Erscheinungen heraus. Andererseits ist ein garstiges Gesicht, wenn es einen intelligenten Ausdruck hat, das untrügliche Zeichen einer wirklichen Intelligenz, was meines Erinnerns schon Schopenhauer ausgesprochen.

Es ist nicht nothwendig, weiter in der Beschreibung der beobachteten Phänomene zu gehen; das Material ist vollkommen genügend, jedem von Vorurtheilen nicht Befangenen die Ueberzeugung zu gewähren, dass es mit der phänomenalen Gesetzmässigkeit nicht angeht, Licht in diese Erscheinungen zu bringen. Wer immer mit Ausdauer diese Erscheinungen verfolgt hat, ist auf das gleiche Resultat gekommen. Wenn in einigen Sitzungen gewisse Vorgänge auch im Wege phänomenaler Gesetzmässigkeit ihre mitunter sehr geschraubte Erklärung finden können, so wird jede der Erscheinungen in einer oder anderen Sitzung unter Umständen beobachtet, welche diese oft sinnlosen Erklärungen zu nichte machen.

Die sich oft verbreitenden Nachrichten von Entlarvungen der Medien üben einen sehr wohlthätigen Einfluss aus; sie ernüchtern die Medien in ihren etwaigen ganz überflüssigen Unterstützungen; sie ernüchtern aber auch die Enthusiasten. Doch fühle ich mich verpflichtet, meine Leser darauf aufmerksam zu machen, dass die Entlarvung sehr verschiedene Ursachen haben kann, ja haben muss. Ich will von den gewöhnlichen vollen Betrügern ebenso absehen, als von den gefärbten Berichten der entrüsteten Aufklärung, und mich lediglich an solche Medien halten, in deren Gegenwart Thatsachen von unangreifbarer Bedeutung vorgefallen sind. Bei solchen kann zwar durch Eitelkeit oder Eigennutz möglicherweise auch etwas entdeckt werden, wie wir oben schon bemerkten. Doch ist immerhin auch der Fall denkbar, dass ein Medium ganz unschuldig durch den Augenschein verurtheilt werden könnte.

Wenn Schiller die Jungfrau von Orléans aus Liebe fehlen lässt, und diese die Führung und den Schutz der intelligiblen Welt verliert, weil sie es verschuldet, so hat er dies zu verantworten; hier liegt die Sache viel einfacher.

Wenn eine Gesellschaft beisammen ist, welche mit vorgefasster Meinung und hinterlistiger Absicht an die Arbeit geht, so ist das Schweigen der intelligiblen Welt allein durchaus nicht die einzige nothwendige Revanche. Es gibt ein Misstrauen, was selbst in unserem Leben verletzt und zu allen möglichen Resultaten führen kann. Doch haben wir noch viel näher liegende Veranlassungen und Möglichkeiten vor uns.

Wir wissen manchmal selbst nicht, ob sich etwss wirklich ereignet habe, oder ob wir geträumt; der Meta-Organismus des Mediums spielt zuverlässig eine Rolle bei diesen Phänomenen, und so wie bei einem Nachtwandler der Zellenorganismus den Meta-Organismus gleichsam begleitet, weil es der letztere ist, der fungirt, während der erstere davon nichts weiss, so kann ein Medium ganz ungerechter Weise in seiner Ehre gekränkt werden, genau so wie Hexen ganz unschuldiger Weise verbrannt wurden. Dass die intelligiblen Wesen sehr oft Knoten schürzten und lösten, ist jedem, der historische Kenntnisse besitzt, bekannt; wer kann nun die Gebrüder Davenport mit Sicherheit verurtheilen, wenn sie gebunden werden und ungebunden gefunden werden?

Miss Florence Cook hat durch Jahre unzweifelhafte Beweise ihrer wirklich anormalen Organisation gegeben; im Laufe dieser Zeit wurde einmal ein solches Phantom von einigen illoyalen Theilnehmern gewaltthätig ergriffen, es zerrann, aber die entfernt liegende Miss Cook erlitt dadurch ein mehrmonatliches Siechthum. Neuester Zeit sollen abermals zwei superkluge Experimentatoren sich diesen Eingriff erlaubt haben, statt ruhig zu beobachten; diesmal wurde die früher gebundene Miss Cook wirklich im Hemd ergriffen (so berichten wenigstens die Journale), welche darüber sehr bestürzt war und ihre Unschuld betheuerte. (Die Knoten des Verbandes waren nicht gelöst, sondern ganz unbegreif-

lich abgestreift.) Wer kann nun mit Gewissheit die Behauptung aufstellen, dass bei Miss Cook oder vielmehr jetzigen Mrs. Corner ein absichtlicher Betrug vorliege? Ist es für ihre Gesundheit nicht besser, zwei illoyal vorgehende Skeptiker in ihrer Ueberzeugung zu belassen, als abermals Schaden zu leiden? Würden selbst im Falle eines Betruges die früheren so zahlreichen, vor so competenten Männern vorgefallenen Thatsachen rückgängig? Wir sind in diesen Dingen noch viel zu unerfahren, um mit unserer Verdammung so schnell zur Hand zu sein.

Analog den Fehlsitzungen könnten die Entlarvungen viel brauchbares Material liefern, um Licht in die Natur dieser Erscheinungen zu bringen, wenn man sich nur auf die Berichterstatter verlassen könnte, und vorgefasste Meinung, Enthusiasmus, Täuschung u. s. w. nicht alles entstellen und färben würde. So heisst es in Bezug auf den Vorfall in München mit Eglinton in einem Briefe, dass man ihm phosphorescirende Blumen angehängt, das Zimmer dadurch beleuchtet und Eglinton auf diese Weise beobachtet habe. Wer soll glauben, dass Eglinton die grössere Helligkeit allein nicht bemerkt, der doch weit bessere Augen als die anderen zu diesem Zwecke haben müsste? Auf diesen meinen Einwurf sagte man mir, er wäre vom Weine angetrunken gewesen.

Nach den Zeitungen will man die Spieluhr geschwärzt haben, und sollen nach der Sitzung an seiner Hand schwarze Flecken bemerkt worden sein. Kann das nicht vor und nach der Sitzung, ja selbst während der Sitzung auch geschehen? Die Gegenstände werden herumgestossen, und berühren sehr oft die Hände der Theilnehmer. Können das Theilnehmer, welche Apostel der „Aufklärung“ sind, nicht absichtlich thun? Dass mir diese kein Vertrauen einflössen, ist begreiflich; denn nach einem anderen Briefe wurde Eglinton nicht etwa nach der Sitzung oder in flagranti

ertappt, sondern es wurde ihm vor der Sitzung, zu welcher er ganz harmlos gekommen, erklärt, dass man ihn für einen Betrüger halte, und ihm die Alternative stelle, sich statt der bedungenen 1200 Mark mit 500 Mark zu begnügen, oder einer Anzeige bei der Polizei gewärtig zu sein. Eglinton, mehr Gentleman als diese Herren, schlug alles aus und ging, was ihm natürlich gleich als erschwerender Umstand zugeschrieben wurde. Man vergisst, dass Hansen, um Scandal zu vermeiden, einem Pressions-Versuche ebenfalls schon nachgegeben, als ihn seine Freunde davon abhielten, was nachträglich sogar zur Verurtheilung der beiden Strolche führte. Was soll aber Eglinton allein, ohne Stütze in München anfangen? Zweifelt denn Jemand, dass die heutigen Richter Anstand nehmen werden, ein Medium zu verurtheilen, da doch die Männer der Wissenschaft, die ja Experte sind und alles ex offo wissen — es für Schwindel a priori erklären?

Das Benehmen der Münchner ist darum nicht correct, weil ich Jemand, der durch volle sieben Jahre vor sehr competenten Männern die Prüfung bestanden, der noch nie als Betrüger entlarvt oder bezeichnet wurde, vor Allem die Zeit zu seiner Rechtfertigung geben muss. Dass Eglinton die Hände austausche, war der erste und allgemeine Einwurf, den sich auch die Wiener Gesellschaft machte, denn er liegt sehr nahe, und doch hat es sich gezeigt, dass auch in Fällen, wo von einem Austausche der Hände die Rede nicht sein konnte, und dieser auch nichts nützen würde, die Ungewöhnlichkeit der Vorgänge nur noch zugenommen. Ja noch mehr! Mein eigener Verwandte und die junge Dame, wie schon oben erwähnt, behaupteten, dass sie die Hand am Tische herumarbeiten gesehen. Ich machte ihnen begreiflich, dass allerdings ein Mensch bessere Augen als der andere haben könne, dass er gerade im Finstern besser sehen könne, ja selbst, dass er bei geringerer phänomenaler

Befangenheit, Hände eines Metaorganismus zu sehen glauben könne, dass aber dadurch ebenso leichthin nicht zu entscheiden sei, ob das die Hände Eglinton's seien, und wenn selbst, ob sie wissentlich und absichtlich von ihm verwendet würden. Gerade diesen Beiden war es vergönnt, Lichtsitzungen mitzumachen, in welchen Eglinton nicht nur durch Nahten gefesselt war, sondern die Gegenstände sich ohne Hände bewegten, ja selbst fremdartige Hände sichtbar wurden. Diese Beiden hätten nun, statt ruhig zu prüfen, ebenfalls Skandal machen und Geld ersparen können; sie hätten aber durch diese Voreiligkeit einen Menschen in seiner Ehre gekränkt, ohne ihrer Sache sicher zu sein.

Komisch und bezeichnend ist es, dass Zeitungen, welche die mehrjährige Thätigkeit solcher Medien, die Zeugnisse eines Zöllner, Weber, Wallace, Crookes, die täglichen Berichte einer zahlreichen spiritistischen Tagesliteratur u. s. w. gänzlich ignoriren, eine Notiz von unbekannten Berichterstattern, wenn verdammend lautend, als unangreifbaren Beweis und Wahrheitssatz in der möglichst hämischen Form reproduciren. Man muss gestehen, die „Aufgeklärten“ kämpfen mit loyalen Waffen! Ja die Vorurtheile der Menschheit! Wer für die Wahrheit und Thatsächlichkeit einsteht, ist lächerlich, wer sie leugnet, ist ein „Aufgeklärter“, ein grosser Mann. Der illoyale Vorgang, die überstürzende Hast sind aber die sichersten Anzeichen der Schwäche.

Es mag für die Medien allerdings nicht gleichgiltig sein, wenn man sie für Betrüger hält, und thut es mir gewiss leid, wenn wer immer schuldlos verletzt wird, aber vom Standpunkte der Forschung ist es mir ganz gleichgiltig, ob eine Msr. Corner, ein Eglinton oder Dapenport Betrüger sind oder nicht, weil mich ihr Charakter nichts angeht, sondern nur die Thatsachen. Dass solche lehrreiche Thatsachen in Gegenwart Eglinton's Statt fanden, dass er also eine anormale Organisation, ein Medium ist — dafür stehe

ich ein; auf die Frage, ob er eines Betruges fähig sei? habe ich folgende Antwort.

Es wareu in Wien einige Fehlsitzungen, welche Eglinton einen Schaden von einigen hundert Gulden brachten; bei diesen Sitzungen waren mit einer einzigen Ausnahme, zumeist junge, dem high life Wiens angehörige Menschen versammelt, welche bei aller Liebenswürdigkeit und allgemeiner, vielseitiger, aristokratischer Bildung, von der Experimentalphysik nahezu gar keine Kenntniss haben. Als ich Eglinton, der durch die sich wiederholenden Misserfolge schon eingeschüchtert war, tröstete und nach einer Fehlsitzung spontan den Versuch *à nous deux* proponirte, so nahm er dies gleich an. Ich erfasste seine beiden Hände und unmittelbar darauf wurden von unsichtbaren Händen Spieluhr und Guitarre in Bewegung gesetzt und hörbar geschrieben. Auf dem Papier stand. „Joey is here". Alles das war das Werk weniger Secunden, und eine Sitzung, für mich von schlagender Beweiskraft, dass die Schuld des Misserfolges ausserhalb seiner Person zu suchen war. Ich frage nun, ist das die Handlungsweise eines Taschenspielers? Dort, wo es sich um Geld und Renommée handelt, wo die Gefahr der Durchschauung null ist, dort geht es nicht, wo er aber mit mir unter vier Augen ist, wo ich seine beiden Hände halte, da beginnen unmittelbar die Phänomene!

Solche Stürme sind sehr gut; sie trennen die Spreu von dem Weizen, sie wahren die Autonomie unseres Lebens und Denkens, und kann sie nur Derjenige bestehen, der frei von Furcht und Vorurtheil die Dinge objectiv untersucht und prüft, und welcher durch zweifelhafte Fälle weder nach rechts noch nach links zu biegen ist, wie ein schwaches Rohr. Die Unbescholtenheit oder Verwerflichkeit eines Menschen ist ein viel zu schwacher Untergrund, um daraufhin etwas anzunehmen oder zu verwerfen; es handelt sich einzig allein um die Thatsache, welche unabhängig von der Auf-

richtigkeit des Mediums beweiskräftig sein muss, wenn sie Werth haben soll. Solche Thatsachen gibt es aber.

Uebergehen wir nunmehr zu dem anderen Standpunkt und versuchen wir die Erscheinungen unter der Voraussetzung der Existenz einer intelligiblen Welt, und unter Voraussetzung von deren Intervention zu erklären. Der Leser mag dann nach Belieben entscheiden, welche der Erklärungen die richtige ist.

Was heisst denn eigentlich eine Sitzung zur Beobachtung solcher Phänomene halten?

Da denn doch Taschenspieler allerdings mit Hilfe von Vorbereitungen viel Glänzenderes leisten, so können es unmöglich die Phänomene sein, welche uns dazu veranlassen; es muss das einen besonderen anderen Grund haben. Dieser Grund kann kein anderer sein, als dass durch eine solche Sitzung Beweismaterial gesammelt, und dadurch erwiesen werden soll, es gebe noch andere intelligente, von uns unabhängige Kräfte oder Wesenheiten. Ob nun eine solche Manifestation kindisch ist oder nicht, wird ganz zur Nebensache; sie hört von dem Augenblicke auf, kindisch zu sein, und wird sehr ernst, wenn sie geeignet ist, die nothwendige Existenz anderer intelligenter Kräfte zu erweisen. Da es Wirkungen ohne Ursachen nicht geben kann, da ferner intelligente Aeusserungen nur von intelligenten Wesen herrühren können, so würde ein Widerspruch mit der phänomenalen Gesetzmässigkeit, der seine Lösung nur durch die Annahme solcher Wesen finden würde, eben dasjenige sein, was den Beweis herstellt.

Es steht nicht in Frage, ob das gleichzeitige Herumschwirren von verschiedenen Instrumenten, Spieluhren, Glocken und Glascylindern in Begleitung von Berührungen und vom Untereinanderwerfen der Möbelstücke u. s. w. ästhetisch oder vernünftig, einer intelligenten Wesensreihe

würdig oder unwürdig sei, sondern es handelt sich nur darum, ob ein Mensch, dessen Hände von anderen überdies gehalten werden, mit seinen physischen Organen das zu leisten vermag. Kann er das in einem jeder möglichen Vorbereitung entbehrenden Zimmer nicht, so muss die Ursache nothwendig anderwärts gesucht werden, und wird diese veranlassende Ursache von Tausenden und Tausenden, mitunter auf der ganzen Höhe des Wissens unseres Zeitalters stehenden Männern in eine intelligible Welt verlegt.

Wenn sich einige Menschen an einen Tisch zu dem Zwecke setzen, derartige Phänomene hervorzurufen, so muss man doch annehmen, dass einige — zum mindesten das Medium — an die Existenz oder doch mögliche Existenz der intelligiblen Welt glauben; wollen wir das voraussetzen.

Dieser Theil ist es nun, der ein Telegramm an die intelligible Welt sendet, mit dem Wunsche, dass sie sich manifestiren möge. Je kräftiger der Wunsch, desto deutlicher wird das Telegramm anlangen; dass die Leitungsdrähte immer vorhanden sind, das wissen meine Leser, denn das ist durch die Anziehung der Massen und die Spectral-Analyse bewiesen. Zur Absendung dieses Telegrammes ist die Uebereinstimmung sämmtlicher Theilnehmer der Gesellschaft begreiflicher Weise nicht nothwendig, daher selbst in Fällen der Fehlsitzungen die bekannte kühle Luft an der Hand und an dem Gesichte bemerkbar wird, welche nicht die Hallucination des Einzelnen ist, sondern oft von zwei aneinanderliegenden Händen zugleich empfunden wird und als verlässliches Zeichen der Annäherung genommen werden kann.

Ich habe Grund anzunehmen, dass sowohl Schwingungen als Ausstrahlung eine Rolle spielen. Wenn in einer Kette ein Individuum sitzt, das durch seine vorgefasste Meinung und üblen Willen die Schwingungen hindert, so gelangt

das Medium nicht in den geeigneten Zustand, daher denn auch der Wechsel der Plätze manchmal nothwendig wird.*) Das Medium scheint diese Kette zur Unterstützung zu verlangen, wo hingegen es bei Materialisation von Gestalten zumeist ausserhalb der Kette sein muss, weil es sich um Ausstrahlungen und materielle Verdichtung handelt, was durch den näheren Verband mit Anderen offenbar erschwert werden muss.

Wenn nun die Gesellschaft die Kette bildet und das Licht auslöscht — was übrigens nicht bei allen Medien und Sitzungen stricte nothwendig ist, aber doch die Sache erleichtert — so dient dies und vor allem die organische Beschaffenheit des Mediums dazu, den intelligiblen Wesen die physikalischen Vorbedingungen zu liefern, mögen diese nun in was immer für einem Verdichtungs- oder Schwingungsmaterial bestehen.

Ist diese Voraussetzung erfüllt, so stehen wir vor zwei neuen nothwendigen Bedingungen. Hat es sich früher darum gehandelt, dass Menschen den Willen haben, Manifestationen zu erreichen, und dass die physikalischen Bedingungen günstig liegen, so muss zur Erreichung obigen Zweckes noch der Wille zur für uns wahrnehmbaren Manifestation auch bei der intelligiblen Welt vorhanden sein.

Es ist ganz gut denkbar, dass einzelne Personen ein physikalisches Hinderniss oder doch erschwerendes Hemmniss bilden; nicht nur dass die verschiedenen Medien einen verschiedenen Umkreis der Wirkungsfähigkeit haben (Fowler 3 Schuh, daher sie auch im Interesse der Ueber-

*) Ein einigen Sitzungen beiwohnender englischer Officier, dem diese Dinge aus London geläufig sind, frug immer bei Beginn der Sitzung, ob wir gut gegliedert seien und erhielt durch Klopftöne immer die Antwort. Ein Verfahren, was weit vernünftiger ist, als auf die Empfindungen des Mediums zu warten, was oft erst nach längerer Zeit zu dieser Ueberzeugung gelangt.

zeugung gebunden werden musste, Slade etwa 6 Schuh, Eglinton noch mehr) so habe ich mit Eglinton die Beobachtung gemacht, dass die fliegenden Instrumente und anderen Gegenstände nach meinem Urtheile bei günstigen Kreisen weiter gehen, auch dass in der Art der Bewegungen ein sanfteres und heftigeres Spiel der Saiten, ein schnelleres und langsameres Fliegen, ein schwächeres und stärkeres Klopfen zu unterscheiden ist. Das würde nun allerdings mehr auf Schwingungen hinweisen; auf mich machte die Sache oft den Eindruck eines Springbrunnens, der eine Kugel trägt, wie sie in den alten Gärten oft angebracht wurde, welche Kugel je nach dem Drucke höher, tiefer, schneller und langsamer sich hebt und sinkt.

Was nun den guten Willen anbelangt, so ist es eben nothwendig, dass die Menschen eine Ueberzeugung von der Realität der intelligiblen Welt mindestens nicht perhorresciren und ins Klare zu kommen wünschen; es ist nicht nothwendig, dass sie den Glauben an eine solche bereits haben, mitunter ist vielleicht das Gegentheil gerade gut, wohl aber müssen sie geeignet sein, ihn zu fassen und eventuell zu acceptiren. Wenn mich jemand zu Tische ladet, lediglich um mich vor die Thüre zu setzen, so werde ich der Einladung kaum Folge leisten. Mit solchen Hausherren sind diejenigen zu vergleichen, welche diesen Manifestationen nur beiwohnen wollen, um unter Angabe der blödesten Erklärungsweisen als grosse starke Geister, „die man nicht betrügen kann", der staunenden Menschheit sich zeigen zu können. Man kann und soll sehr skeptisch gegen das Medium sein, welches nebenbei noch immer ein Betrüger auch sein könnte, um grössere Effecte zu erzielen, die sowohl der Eitelkeit als dem materiellen Gewinne zu Guten kommen könnten. Aber man darf die Thatsachen nicht aus Faulheit ablehnen, weil man seine Anschauungen reconstruiren, oder noch etwas lernen, etwa den alten Kant in die Hand nehmen

müsste. Wer den Schein der Lächerlichkeit nicht vertragen kann, der bleibt am besten fern, und überlässt die Sache Muthigeren.

Es ist ferner nothwendig, dass die den Manifestationen beiwohnenden Menschen derartig seien, um deren Ueberzeugung lohnend zu finden; wo das nicht der Fall ist, dort wird die Willensenergie beider Welten beeinträchtigt, mitunter gänzlich gelähmt, wie das die obigen Beispiele erhärten.

Ist jemand so beschränkt in der Beurtheilung von Ursache und Wirkung, dass er den Unterschied zwischen einem nicht begriffenen Kunststück und einem für menschliche Geschicklichkeit unmöglichen Factum, also zwischen einer nicht begriffenen und einer unmöglichen Ursache nicht einsieht; ist jemand so materiell, dass er gar keine Gedanken daran knüpfen würde; ist jemand so orthodox in wissenschaftlicher oder religiöser Beziehung, dass ihn nichts aus dem gewohnten Gedankenschlendrian herauszubringen vermag, so hat er allerdings keinen vernünftigen Anspruch auf Berücksichtigung; denn nur wer Trost, Motive oder Forschungs-Material sucht, findet leicht Unterstützung.

Die intelligible Welt hat also keine anderen weiteren Zwecke, wenn sie sich zu diesen scheinbaren Spielereien herbeilässt, als ihre Existenz zu manifestiren. Weiter nichts! Ob das auf diese oder jene Weise geschieht, ist in erster Linie gleichgiltig für alle, mit Ausnahme für jene, die wie Zöllner und ich aus der Art der Manifestation über die blosse Existenz hinaus etwa Schlüsse zu ziehen bemüht sind, und sowohl meine Erfahrungen als die Zöllners beweisen mir zur Genüge, dass der Character der Manifestationen ein anderer ist, als er gewöhnlich vorkommt; bei Zöllner ist es die Raumtheorie und Transscendentalphysik, bei mir ist es die Organprojection und der vernünftige ethische

Zusammenhang, was unser besonderes Interesse in Anspruch nimmt, welchem Interesse entsprechend die Manifestationen auch erfolgen.

Wenn bei genügendem Lichte eine Guitarre klingend frei durch die Luft schwebt, wenn bei vollem Lichte eine Schiefertafel unter meinen Augen den Fuss hinaufkriecht, meine Tafel in meinem Zimmer, fast in Beantwortung meiner Wünsche; wenn bei vollem Lichte ein Schieferstift frei in der Luft in verschiedenen Sprachen schreibt u. s. w., so brauche ich keine weiteren Documente und fühle mich gegen die Einwürfe der Universitäten der ganzen Welt und aller Zeiten sicher in Bezug auf die Existenz anderer Wesenreihen. Für mich existirt die scheinbare Unbegreiflichkeit der Leistungen anderer Taschenspieler nicht als Argument, weil ich den Unterschied kenne, der darin liegt, ob Jemand etwas auf eine Weise macht, die mir noch nicht klar ist, oder ob etwas geschieht, was durch einen Menschen überhaupt nicht gemacht werden kann. Zwischen nicht wissen und nicht denken können besteht eben auch in diesem Falle ein grosser Unterschied, den allerdings nur der begreift, der denken kann.

Wenn ein Taschenspieler irgend eine Leistung machen würde, die ich mir nicht erklären kann, so schliesst das nicht aus, dass ich mit Bestimmtheit gewisse Erklärungen ausschliessen und als unmöglich bezeichnen könnte. Die grosse Verschiedenheit der möglichen Lösungen erzeugt in allen das Verlangen so recht auffallender und unzweideutiger Manifestationen, weil diese zu erhalten aber selten und schwer sind, so schmiedet man daraus ein Argument gegen deren Echtheit.

Von diesem „Telegramme“, oder was dasselbe ist, von der Zusammensetzung des Zirkels hängt mehr oder weniger Alles ab, was hervorzuheben ich mich verpflichtet fühle. C. Schaarschmidt hat nämlich in seinen philoso-

phischen Monatsheften (4—5, 1880) Fechner's Brochure „Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht“ besprochen und dem Spiritismus gegenüber Stellung genommen, sich aber einer dreifachen Täuschung hingegeben. Er sagt:

„Wenn man einerseits den theils nichtsnutzigen, theils selbst nicht unbedenklichen Inhalt der spiritistischen Manifestationen, andererseits die höchst wunderliche, den Verdacht herausfordernde Art und Weise, wie dieselben vollbracht werden, erwägt, so kommt man bei aller Achtung vor den, wie Fechner, daran gläubigen Naturforschern zu dem Resultat, dass Niemandem zugemuthet werden darf, die spiritistischen Erscheinungen für das zu nehmen, wofür sie sich ausgeben, bis durch eine regelrechte, wissenschaftliche Untersuchung dargethan sein wird, dass jene Erscheinungen auf die bekannten Natur- und die psychischen Gesetze zurückzuführen eine Unmöglichkeit ist. Eine solche Untersuchung müsste durch eine Commission unbefangener Männer geschehen, welche als Sachverständige d. h. als der Psychologie, Physiologie, Physik, Mechanik, auch der einschlägigen spiritistischen Literatur älteren und neueren Datums kundig, sowie durch öffentliche Reputation vor dem Verdacht leichtsinnigen Urtheils oder der Bestechung geschützt, dazu wie sich versteht im völligen Besitz ihrer Sinne und Geisteskräfte, auf Grund eingehender Beobachtungen ihr Verdikt abzugeben haben würden. Solch' eine Untersuchung ist noch nirgends angestellt worden; bis dahin aber hat die sittliche Empörung der Anhänger des Spiritismus über die Nichtbeachtung der von ihnen behaupteten Wunder keinen Sinn; es kann vielmehr Niemandem verdacht werden, den Spiritismus bis auf Weiteres als eine religiöse Verirrung anzusehen, die man sich aus den allgemeinen Zuständen unserer gegenwärtigen Culturwelt einerseits, andererseits (sofern nicht Betrug im Spiel ist) aus ungewöhnlichen Seelen- und Körperzuständen der sog. Medien wohl erklären kann, ohne dafür zur Geisterwelt oder gar zum lieben Gotte als angeblichen Veranstalter eines solchen höchst bedenklichen, widerwärtigen Hocuspocus seine Zuflucht zu nehmen.“

Die erste Täuschung liegt in seiner Ansicht, dass eine regelrechte, wissenschaftliche Untersuchung noch nicht gepflogen wurde; Crookes, die dialectische Gesellschaft und die Leipziger Professoren lassen an Ehrenhaftigkeit, Sachkenntniss und Erfahrung nichts zu wünschen übrig, und

glaube ich nicht, dass Schaarschmidt eine competentere Gesellschaft zusammenbringen wird.

Die zweite Täuschung liegt darin, dass die Approbation einer von Schaarschmidt zusammengestellten Gruppe nicht auf den gleichen Widerspruch stossen würde. Aus welchem Grunde soll ich Zöllner, Weber, Thiersch und Fechner nicht glauben, Schaarschmidt aber glauben? Letzterer hat nicht einmal mehr das Recht, ein solches Vertrauen zu beanspruchen, weil er selbst kein Vertrauen hat. Unter den selbst von mir berichteten Thatsachen mit Fowler, Slade und Eglinton sind einige derartige, dass von Täuschung oder Sachkenntniss nicht mehr die Rede sein kann, sondern einfach von Wahrheit oder Unwahrheit; der so etwas zu denken oder nicht einzusehen vermöchte, der verdient doch kein Vertrauen und hat keines zu erwarten.

Die dritte und wichtigste Täuschung aber besteht darin, dass Schaarschmidt diese Experimente auf gleiche Weise untersuchen zu können glaubt, wie eine Krystallbildung. Ich will von den Medien ganz absehen, für welche der deutsche Boden gerade nicht einladend geworden, weil man nur Insulte, Polizei und Ausweisung für sie hat; die Frage gipfelt darin, ob die zusammengesetzte wissenschaftliche Commission ein solches Telegramm abzusenden vermag, und ob die intelligible Welt geneigt sein wird, genügende Beweise ihrer Existenz zu geben. Das hängt ganz und gar von der Beschaffenheit des Zirkels ab. Weit sicherer wäre es, wenn die Männer der Wissenschaft mit sich ins Reine kommen wollen, nach England zu reisen und einen mehrwöchentlichen Aufenthalt ad hoc zu nehmen! Wenn sie das thun, so werden sie zur Ueberzeugung gelangen, dass wir, die wir für die Thatsächlichkeit einstehen, ganz mit Unrecht verunglimpft werden, doch mögen sich diese bekehrten Herren dann nicht der Illusion hingeben, dass auf ihr Zeugniss hin Niemand mehr an der Wahrheit der

Phänomene zweifeln werde. Nicht die Zeugnisse Einzelner oder Vieler, nur der ganze Aufbau und vernünftige Zusammenhang werden — die nächste Generation gewinnen. Die lebende ist zur Umarbeitung ihrer Anschauung zu faul und vom wissenschaftlichen Grössenwahn ganz inficirt.

Nachdem gewiss Niemand bestreiten wird, dass die Ueberzeugung eigentlich nie allein zu sein, nichts verbergen zu können, die Folgen seiner Handlungen immer tragen zu müssen, die Früchte seiner Vervollkommnung nie verlieren zu können, einen grossen Einfluss der wohlthätigsten Art auf die ganze Menschheit üben müsste, so wird man sagen: „Warum geschehen die Manifestationen nicht so, dass sie für die ganze Welt sichtbar und greifbar werden? Warum kommen die intelligiblen Wesen nicht vielleicht auf eine Schale Thee in unsere Salons, und bringen uns im Wege anderer Raumdimensionen von der Venus irgend eine geniessbare Frucht oder ein sonstiges schlagendes Merkmal? Warum entschleiern sie uns nicht die Räthsel und Schätze der Welt, die richtigen Loose und Börsencourse?“ Solche Fragen sind nicht etwa meine Erfindung, das sind praktisch vorgekommene Fragen scheinbar intelligenter Leute!

Ich werde mir vor Beantwortung dieser Fragen erlauben, selbst eine zu stellen. Wer hat denn einen Anspruch auf klaren Wein? Doch wohl nicht diejenigen, die aus Neugierde oder langer Weile fragen und die klare Antwort nicht zu verwerthen wissen, sondern nur diejenigen, die Stahl genug im Leibe haben, um den Werth einer solchen Thatsache einzusehen, sie zu verwerthen und der ganzen Welt gegenüber zu vertheidigen! Daher kommt es denn, dass Zöllner, ich und andere mitunter sehr klare Antworten erhielten. Doch abgesehen davon, verrathen diese Fragen nur eine ganz unrichtige Ansicht von der Welt.

Die Menschen sehen nicht ein, dass es eine Grenze geben müsse, über welche hinaus die Illusion unseres Daseins nicht gestört werden darf, weil der ganze biologische Process seinen gewiss nothwendigen und vernünftigen Zweck dadurch verlieren würde; andererseits ist es wieder ganz begreiflich, dass die naturwissenschaftliche Verblendung die Menschheit in einen solchen Materialismus hineinjagen und darin erhalten könnte, dass die Culturentwickelung und damit ebenfalls der Zweck des biologischen Processes fraglich oder doch gefährdet werden könnte. Ich will es daher durchaus nicht in Abrede stellen, dass die aus dem ganzen spiritistischen Lager aller Welttheile übereinstimmend lautende Behauptung, „die intelligible Welt wolle durch Manifestationen der Verwilderung der Menschheit Einhalt thun", und uns den Glauben an die Unsterblichkeit und Wiedervergeltung beibringen, etwas für sich haben könnte, wenn die Geschichte nur nicht die gleichen Fälle seit Jeher berichtete. Man lese Agrippa, Schindler, Eckartshausen, Enemoser, Kieser, Perty oder über die Mystiker Franz des Ersten, von welchen uns Brabbée einige Namen nennt: Seefels (auch Sehfeld), Schindler und Meuchelbeck; man kann in dem Grafen Kuefstein und Josef Grafen Thun, welche Ende des vorigen Jahrhunderts lebten, Männer finden, die sich mit Medien beschäftigten; dass diese nebstbei Freimaurer oder Rosenkreuzer u. s. w. waren, hat nichts zur Sache.

Wie in allen Dingen, so mag auch für die Zellenexistenz aller Weltkörper leicht ein zu Viel oder zu Wenig von phänomenaler Illusion schädlich sein. Hatten die früheren Jahrhunderte vor lauter transscendentaler Hoffnung das Wissen und Schaffen vernachlässigt, so hat die letztverflossene Zeit vor lauter Wissen und Schaffen das goldene Kalb zur Gottheit erhoben.

Dadurch wird aber begreiflich, dass sich die intelligible Welt das Publicum gut anschaut, vor welchem sie debutiren

soll, und wenn sie sich herbeilässt, einem Menschen eine Ueberzeugung, Warnung, Anregung oder einen Trost zu geben, so wird sie es gewiss unterlassen, wenn das Alles nicht gesucht wird, oder nicht erreicht werden kann, oder die ganze Unterhaltung auf gleiche Linie mit einer Affencomödie oder einem Circus gestellt wird.

Doch nicht nur Beschränktheit, oder religiöses und wissenschaftliches Vorurtheil geben den Anlass, dass die intelligible Welt refüsirt. Es gibt sehr intelligente und muthige Menschen, welche mir ihre Erlebnisse mit dem bekannten Medium Hume erzählten (bei voller Beleuchtung sichtbare und fühlbare Hände, fliegende brennende Lampen, in den eigenen Händen von selbst spielende eigene Harmonika etc.), und doch ging das an ihnen fruchtlos vorüber; sie wussten daran keine Gedanken zu knüpfen, sie begnügten sich damit, es nicht zu verstehen — was für ein Motiv soll ein intelligibles Wesen haben, so jemand zu überzeugen? Es kann Jemand mit der phänomenalen Welt so vollauf zu thun haben, dass er trotz hervorragender Intelligenz gar keine Zeit hat, über das Trügerische derselben nachzudenken! Das war der Fall bei der betreffenden Persönlichkeit und mehr oder weniger auch bei den meisten, die mit mir und Eglinton in Wien experimentirten*). Wurden die

---

*) Zu jener Epoche, als Hume in Paris war, hatte dieser mit Louis Napoleon auch Sitzungen. Ein mit diesem in intimeren Beziehungen gestandener höchst achtbarer Mann hat theils mit Napoleon selbst die Dinge gesehen, theils selbe aus Napoleons Mund vernommen, und mir einiges darüber berichtet, wovon ich nur zwei Fälle berühren will, weil sie für spätere Experimentatoren nicht verloren gehen dürfen. Erstens, dass bei Hume Gegenstände aus dem fünften und sechsten Salon zugebracht wurden; so kam nach Napoleons Zeugniss ein Clavier dahergerollt. Zweitens dass ein Girandol mit brennenden Kerzen aus der verticalen Lage in die horizontale frei schwebend versetzt wurde, wobei die Flammen horizontal weiter brannten. Dieser Umstand lässt auf eine Ablenkung der Lichtschwingungen und dadurch

Beweismittel mitunter zu stark, so erzeugte es bei ihnen höchstens ein unheimliches Gefühl, weil das Gebäude ihrer Weltanschauung und persönlichen Bedeutung dadurch ins Wanken kam; sie flohen es, wie die Menschen das Erdbeben! Ich habe so Manches gelernt aus den Eindrücken! Nur Derjenige, dem die phänomenale Welt nicht gefällt, geht herzhaft auf die Entschleierung der intelligiblen los.

Bei durch den Zufall gemischten Zirkeln kommen schliesslich minder vollkommene Manifestationen unter grosser Anstrengung zu Stande, und diese werden mit Recht als die unharmonischen Zirkel von den Medien bezeichnet. Es gibt eben schlechte, harte, unharmonische und auch diesen Eigenschaften entgegengesetzte Zirkel, da nicht nur physikalische Bedingungen, sondern auch andere Gründe und Motive ins Spiel kommen, in welchen diese Verschiedenheit ihre Ursache hat.

Die intelligiblen Wesen werden mit den Manifestationen auch nicht weiter gehen, als die Nerven der Anwesenden, oder auch nur eines einzigen es zulassen; es sprechen dafür sehr viele Beobachtungen. Die Harmonie eines Zirkels kann auch durch die Furcht gestört werden.

Endlich ist es auch denkbar, dass die intelligible Welt uns nur darum fernblieb, weil wir noch nicht auf jener Stufe der Entwickelung standen, um ohne Gefahr mit ihr zu verkehren. Ich habe schon im zweiten Bande gesagt, dass die Folgen der Annäherung für uns nicht vortheilhaft waren; wir können aber eben darum nicht wissen, ob sich das Verhältniss nicht bessern werde, wenn wir objectiver werden. Bis jetzt wenigstens haben wir nur eine Steigerung zu constatiren, sowohl was die Zahl der Medien und

---

optische Täuschung möglicher Weise schliessen, analog dem von Zöllner erwähnten Fall (II. Band, wissenschaftliche Abhandlungen, S. 342) mit den Nikol'schen gekreuzten Prismen, durch welche Slade anstandslos lesen konnte.

Anhänger, als die experimentellen Leistungen anbelangt. Wo das seine Grenzen finden wird? Ich weiss es nicht. Nachdem aber jede Entwickelung wellenförmig geht, so dürfte dies aller Wahrscheinlichkeit nach auch hier der Fall sein. Es wird sich nur die Form ändern. So wie sich aus der Alchemie die Chemie, aus der Astrologie die Astronomie entwickelte, so werden sich aus der sogenannten Psychographie, Nekromantie, Magie u. s. w. eine Art transcendentaler Ethik und Physik entwickeln. Die Geheimthuerei und egoistische Selbstüberhebung der Rosenkreuzer hatte jeden praktischen Erfolg unmöglich gemacht; gegenwärtig spielt die Sache im vollen Lichte der Oeffentlichkeit und wird zum Theile wenigstens mit genügender Objectivität und in bester Absicht ausgenützt.

Eines muss ich besonders als das Resultat meiner Erfahrungen überhaupt hervorheben. Die intelligible Welt respectirt unsere Autonomie in auffallender Weise; die gebratenen Kastanien wachsen für Niemand auf dem Baume. Es muss ein Jeder durch eigenes Wirken und Denken sich dieses Gebiet erobern; daher mag es auch kommen, dass im Anfange stets allerlei Bedenken und Zweifel Nahrung finden. Dass das von den Mystikern geforderte Glauben keine unbedingte Vorbedingung sei, dessen bin ich gewiss, denn auf diesem Wege wäre ich nie zu einer Ueberzeugung gekommen. Wer in ehrlicher Absicht ohne vorgefasste Meinung untersucht, wer aus zureichenden Ursachen Schlüsse zieht und nicht immer neue nutzlose Beweise verlangt; wer die Resultate, sei es für sich oder andere, verwerthet; der braucht nichts weiter als einen glücklichen Zufall, der ihn auf diese Bahnen führt

Was nun den von den Spiritisten geglaubten, von den Gegnern geforderten Unterricht im Wege der Schrift oder Inspiration durch die intelligible Welt anbelangt, so sind wir ganz im Unklaren, ob sie das nicht thatsächlich thue,

wenn auch nicht im Wege solcher Sitzungen, die gewöhnlich dem Unsinne immer näher kommen, je öfter, je länger und je regelmässiger deren Theilnehmer sich unterrichten lassen und in Dingen an die Offenbarung appelliren, bei welchen nur die eigene Arbeit helfen kann. Dass ein Einfluss auf unsere Gedanken, durch Veranlassung von Vorstellungen in welcher Weise immer, weit leichter gedacht werden kann, haben wir bereits erörtert; darüber aber können wir nicht in Zweifel sein, dass man mit dem Tode keine Kenntnisse erwirbt, die man sich nicht durch Arbeit verschafft, daher denn unsere, die Stühle in der besten Absicht herumwerfenden Brüder mitunter von ganz geringer Intelligenz sein könnten, welchen ein dreidimensionales Problem vielleicht nicht viel geringere Schwierigkeiten machen wird, als uns ein vierdimensionales.

Ich appellire nunmehr an das Urtheil des Lesers!

Ich habe ihm Thatsachen vorgeführt, welche im Wege unserer phänomenalen Gesetzmässigkeit theils schlecht, theils gar nicht zu erklären sind. Wir wissen, dass die uns bekannte Welt und der sie bewohnende Mensch ohne eine intelligible Welt und ohne intelligible Wesen nie zur Darstellung gelangen könnten; ist es da nicht einfacher, an eine Erklärung sich zu halten, die diese Räthsel löst und unter allen Umständen ein trostreiches, poetisches Bild gibt?

4. Unsere mögliche Einwirkung auf die intelligible Welt.

Es könnte nunmehr die Frage aufgeworfen werden: „Ist es aber uns, als Bürgern der phänomenalen Welt, möglich, in die intelligible auf irgend eine Weise zu wirken?"

Wollen wir versuchen, den einzig denkbaren Fall und die einzig denkbare Weise anzudeuten.

Wenn wir ein Telegramm nach Amerika expediren, so hat das drei Bedingungen: 1. Einen geeigneten Apparat in Europa; 2. einen geeigneten Leitungsdraht, und 3. einen geeigneten Apparat in Amerika, der auf die Einwirkung in geeigneter Weise reagirt. Die Entfernung fällt nicht ins Gewicht, weil wir wissen, dass für elektrische Fernwirkung keine Distanz zu gross ist, und weil die Distanz in der intelligiblen Welt von dem Begriffe derselben in der phänomenalen Welt weit abweicht.

Schon Alexander Humboldt hat jeden Willensact mit einer elektrischen Entladung verglichen; dass von Mensch zu Mensch, von Himmelskörper zu Himmelskörper solche Kraftlinien als Leitungsdrähte gehen, das wissen wir; wir wissen aber noch weit mehr. Die Erfahrung bestätiget — was meinen Lesern ohnehin nicht unbekannt sein wird — dass solche Fernwirkungen durch lebhafte Gedanken und unter Voraussetzung von empfindlichen Naturen nicht etwas so gar Seltenes sind. Zöllner berichtet im Anhange zu seinem Scalenphotometer folgendes:

„Herr Hansen hatte sich nach Beendigung seiner Vorstellungen in der hiesigen Centralhalle auf kurze Zeit nach London begeben, um seine Frau von dort abzuholen. Er nahm von den ihm persönlich näher getretenen Personen besonders freundlichen Abschied, und bemerkte hierbei Herrn Köhler, er beabsichtige mit ihm ein Experiment aus der Ferne zu machen; er solle in den nächsten Tagen auf sich achten, denn Hansen beabsichtige lebhaft zu einer bestimmten Zeit an ihn zu denken. Herr Köhler versicherte uns nun, dass er diese Aufforderung wenig beachtet habe, indessen sei er am nächsten Tage gegen Abend um 6 Uhr, ohne irgend an Hansen zu denken, plötzlich während seiner Arbeit erstarrt und umgefallen und sei erst nach längerer Zeit mit Unterstützung anderer Personen wieder in seinen normalen Zustand versetzt worden. Erst jetzt habe er sich des ihm von Hansen versprochenen Experimentes erinnert, und als ich Herrn Hansen bei seiner Rückkehr nach Leipzig über diesen Vorfall berichtete, bestätigte er mir, dass er sich um dieselbe Zeit in Berlin befand, und dort den versprochenen Versuch durch lebhafte Concentrirung seiner

Vorstellungen auf die Person des Herrn Max Köhler angestellt habe. Am 20. November wurde ich unerwartet durch einen mehrstündigen Besuch Hansen's erfreut. Ich benützte diese Gelegenheit, ihm die Beschreibung des soeben erwähnten Experimentes vorzulesen, die er als vollkommen wahrheitsgetreu bestätigte. Gleichzeitig theilte er mir in Uebereinstimmung mit Herrn Trott mit, dass auch Herr Ehrenwerth inzwischen meinen Bericht gelesen, denselben für vollkommen correct halte und mir dies in den nächsten Tagen mit Angabe der Zeugen schriftlich bestätigen wolle.

Jeder Unbefangene sieht ein, dass zur „Erklärung“ dieses Experimentes die „hypnotische“ Theorie des Herrn Dr. med. Opitz und seiner Anhänger vollkommen unzureichend ist.“

Perty berichtet von einem Fräulein Swoboda, deren persönliche Bekanntschaft ich gemacht, dass sie solche Fernwirkungen auszuüben vermochte. (Siehe Psychische Studien.) In Sterbefällen oder Unglücksfällen kommen solche richtige Visionen und Ahnungen oft vor. Es liegt also gerade nichts verwegenes in dem Gedanken, dass wir unter Voraussetzung eines kräftigen und tiefen Wollens ein solches Telegramm, wenn auch ohne Empfangsbestätigung und ohne Rückantwort abzusenden fähig seien. Allerdings kann ein solches, hinreichend kräftiges Wollen nur bei dem Gläubigen oder einem momentan unter dem Eindrucke ganz besonderer Ereignisse Stehenden gedacht werden; daher denn Christus ausrief: „O wenn Ihr glauben könntet!“ Was aber den Leitungsdraht und den Apparat in der intelligiblen Welt anbelangt, so sind beide zwar vorhanden, das unterliegt keinem Zweifel mehr, ob sie aber ausreichend sind?! — Ich glaube, dass nur die Liebe dieses Band so zu isoliren und empfindungsfähig zu machen vermag, dass das Telegramm verständlich anlange! Ich glaube weiters, dass, da diese Thätigkeit doch mehr dem intelligiblen Subject, als unserer Persönlichkeit zukommt, sie nur von einem tiefer empfindenden Menschen mit der nothwendigen Macht ausgeübt werden kann, der von geringerer phänomenaler Befangenheit ist.

Doch vergesse der Leser ja nicht, dass der Inhalt der Depesche nicht so sehr den Gegenständen phänomenaler als intelligibler Werthe zugewendet werden muss! Denn Vieles scheint uns ein grosses Uebel, was vom intelligiblen Standpunkt eine nothwendige Procedur für das Evolutionscapital ist. Die von so Vielen behauptete Gebeterhörung in besonderen Fällen könnte vielleich hier ihre Wurzel haben.

Ich bin in meinem Leben über dieses Thema sehr oft interpellirt worden, konnte aber nur schwer ein Lachen unterdrücken, wenn ich die Wünsche und Prätensionen der Menschen vernahm, welche sie gesprächsweise an diese Anschauung und die intelligible Welt knüpften. Es gelang mir zwar immer, den Fragenden begreiflich zu machen, dass es für die intelligible Welt, zu Folge der verschiedenen physikalischen Verhältnisse, nicht so leicht ist, Einfluss zu nehmen, so wie es nur einigen Vögeln aus physikalischen Gründen möglich ist, im Wasser zu leben. Es gelang mir auch ihnen begreiflich zu machen, dass es noch schwieriger für den Menschen ist, in die intelligible Welt hineinzuragen, sowie es auch nur wenige fliegende Fische gibt. Woran ich aber fast immer scheiterte, war der Versuch, die Discrepanz der phänomenalen und intelligiblen Werthe klar zu machen. Dass die Leiden des Menschen auch Lichtseiten haben — das wollen die Menschen nicht einsehen!! Insolange man aber das nicht einsieht, ist die ganze phänomenale Welt, die Existenz in Fleisch und Blut, ein unlösbares Räthsel, an dessen Lösung die indische, Schopenhauer-Hartmann'sche Philosophie nur streift, wenn sie das Loswerden des Lebens als Lebenszweck hinstellt, was allerdings insoweit richtig ist, als ein hoher Grad der Entwickelung das animalische Bad überflüssig macht.

Die Geschichte berichtet uns einen interessanten Fall, den Schutzgeist des Sokrates, und doch schützte er ihn

nicht vor der Verurtheilung, gleichgiltig ob diese eine Nothwendigkeit oder (vielleicht selbst wahrscheinlich) eine Erlösung war. Ich hätte wenigstens gegen einen Todeskampf in Form eines stark und schnell wirkenden Giftes wahrlich nichts einzuwenden. Weit weniger gemüthlich war das Schicksal der Jungfrau von Orléans; was waren die Ursachen der Einwirkung, was die Folgen ihres Leidens?! Wir wissen es nicht, aber ohne Entwickelungscapital ist diese Episode an ihr gewiss nicht vorüber gegangen! So wie der Weizen um zu reifen, eine entsprechende Menge Wärme braucht, gleichgiltig, ob sie ihm in etwas längerer oder kürzerer Zeit verabreicht wird, so scheinen auch wir ohne Leiden die nothwendige Läuterung und Reife nicht erreichen zu können.

Wenn man über den eigenen Lebenslauf objectiv nachdenkt, so gelangt man bald zur Ueberzeugung, dass die hausbackene Existenz an Evolutionscapital nichts oder doch sehr wenig liefert. Hätte sich bei mir der gewöhnliche, natürliche Verlauf der Dinge eingestellt, so wäre mein Leben mit Jagd, Wirthschaft, Musik, Politik und Geselligkeit ausgefüllt worden, wie bei meinen Freunden; durch den häufigen Wechsel meiner Lebensverhältnisse, durch die vielen unangenehmen Erfahrungen, auf politischem und wirthschaftlichem Gebiete und im Familienleben, durch die zahlreichen Prüfungen, die ich theils siegreich, theils schlecht bestanden, habe ich zwar viel gelitten, bin aber doch ein ganz anderer Mensch geworden, als ich im vermeintlich glücklichen Lebenslauf geworden wäre. Hätte ich nicht Rücksicht auf lebende Menschen zu nehmen, so würde die Geschichte meines Lebens einen merkwürdigen Beleg für das Fatidike im Lebenslaufe geben!

Könnte ich zu einer Eiche reden, so könnte ich der jungen Pflanze sehr gut sagen, wie gross, wie alt sie werden, wo sie ihre Krone ausbilden, und wie sie sterben werde; ich könnte das, weil ich den Boden, ihre Stellung

zu anderen Bäumen, die Culturverhältnisse der Gegend u. s. w. zu überblicken im Stande bin; so ist es auch mit dem Menschen! Jedes organische Wesen hat einen Selbstzweck, wenn es auch nebenbei und scheinbar nur der Dünger einer höheren Entwickelung ist.

In der freudigen Aufopferung der Märtyrer, der religiösen und politischen, weht ein eigenthümlicher Geist; es ist das intelligible Subject in ihnen und die geringere phänomenale Befangenheit, die sie über die hausbackenen Menschen erhebt; auch fühlt jeder bessere Mensch in sich, dass er dem Zusammenstosse auf einer Eisenbahn das nicht entgegenbringt, was er für die Aufopferung eines grossen Zweckes zur Verfügung hat; denn das eine ist eine phänomenale Misère, der andere Fall spielt ins intelligible Gebiet, in die eigentliche Heimat des Menschen!

Mein Leser weiss, dass ich auf die Offenbarungsquellen der Spiritisten nichts gebe, ihnen aber manchmal doch sehr interessante Antworten zuerkenne. In einer solchen Conversation mit einer, unserem Bewusstsein fernstehenden Intelligenz äusserte ich einmal, dass ich mein Schicksal gern zum Opfer bringen, das heisst den Rest meines Lebens in fortgesetzten Kämpfen und Widerwärtigkeiten zubringen wolle, hingegen einige wenige Menschen, die mehr oder weniger an mich gewiesen sind, vor Katastrophen gern geschützt wüsste, da erhielt ich die Antwort, dass mein Verlangen sehr eingeschränkt werden müsse, weil diese Menschen einen von dem meinen ganz unabhängigen Lebenslauf hätten. Bei einiger Ueberlegung sieht man gleich, dass diese Antwort gar nicht anders hätte ausfallen können. Das Leben ist ein Entwickelungsprocess, und zwar eine kurzwährende Episode einer langwährenden Entwickelung — darin lässt sich wenig ändern.

Gesetzt, ich hätte eine Pflanze im Garten, die ich liebte; ich kann ihr allerdings bei grosser Hitze Wasser

bringen, wenn mich wichtige Angelegenheiten nicht fesseln; ich kann eine Raupe, einen Engerling oder Maulwurf hie und da abwehren, — vor den grossen Katastrophen in der Natur und dem natürlichen Verlaufe der Dinge kann ich sie nicht schützen! Sie keimt, entwickelt sich, blüht, treibt Frucht und vergeht; nur das individuelle und allgemeine Evolutionscapital spielt eine Rolle.

Der Appell an die intelligible Welt wird daher grössten Theils an der Incongruenz der Begriffe von dem, was gut und zweckmässig ist, scheitern, selbst dort, wo alle Bedingungen desselben günstig liegen. Auch dürfen wir nie ausser Augen lassen, dass wir dem mit aller Kraft Arbeitenden weit lieber helfen, als dem Faullenzer, der auf fremde Hilfe vertrauend, die Hände in den Schooss legt!

III.

Zusammenfassung.

Die Werthlosigkeit der spiritistischen Hoffnungen. — Die vermeintliche Absurdität der Palingenesis. — Die Uebergänge vom Leben und Tode.

Wir haben gesehen, dass man auf dem Wege der Beobachtung und auch des Denkens immerhin ein Nebelbild der intelligiblen Welt sich verschaffen kann, und was noch weit wichtiger, dass wir uns der begründeten Hoffnung hingeben können, durch vermehrte Erfahrung diese Nebel immer mehr zu lüften. Eines aber ist gewiss, je deutlicher und wahrnehmbarer das Bild werden wird, desto weiter und räthselhafter werden sich die Pforten der Unendlichkeit und Unerforschlichkeit öffnen, die unsere Entwickelung zu durchlaufen hat; aber es werden auch die Schranken unseres

phänomenalen Erkenntnissvermögens um so klarer hervortreten. Auf diese uns gezogenen Schranken scheinen alle jene zu vergessen, welche ein Bild der intelligiblen Welt auf dem Wege der Offenbarung erhoffen. Das ist die Schattenseite der spiritistischen Bewegung.

Wir wissen, dass die Himmel eines Buddha, Abraham, Christus, Mahomed verschieden sind; noch deutlicher geht die Verschiedenheit der Ansichten über die intelligible Welt aus den Schriften hervor, welche Einzelne durch ihre guten Freunde aus dem Jenseits erhalten wollen. Ich habe im zweiten Bande das Trügliche dieser Kundgebungen besprochen; Zöllner, der in der Vorrede seines dritten Bandes der wissenschaftlichen Abhandlungen diesen Offenbarungsweg ebenfalls verwirft, macht den trefflichen Vergleich, dass bei Empfang eines Telegramms wir doch nur durch Prüfung des Inhaltes auf die Richtigkeit der Person schliessen können und unser ganzes Verhalten davon abhängig machen werden. Bei diesem unbewussten Schreiben sind aber nicht nur der Schreiber, sondern auch der Apparat incomensurable Grössen. Nichtsdestoweniger wurde diese Literatur abermals durch Dr. Friese bereichert. Würde der Herr Doctor den Inhalt auf seine Gesammteindrücke mit einigen wenigen, besonders bemerkenswerthen Antworten beschränkt haben, so wäre das Buch unzweifelhaft von guter Wirkung; dass aber das Resultat „sehr ruhiger Unterredungen“ mit einer anderen Welt von ebenso zweifelhaftem Werthe sein kann, als das unserer irdischen Unterredungen, darüber kann sich der Leser schon aus einer einzigen Stelle unter den vielen anderen die Ueberzeugung holen. Der Autoritätsglaube und der Offenbarungsweg taugen zu nichts anderem, als die Menschen irre zu führen, was sich ja in der Geschichte auf eine traurig glänzende Weise erwiesen hat.

Diese Stelle steht auf Seite 338 und lautet: „Eine Frage, die ich absichtlich in diesem Buche gar nicht berührt

habe, weil ich sie für absurd halte, ist die nach der Reincarnation, oder Wiedereinverleibung eines Geistes in einen menschlichen Organismus; aber sie wird in Frankreich mit allem Ernste behandelt, und man mag sie immerhin aufstellen. Sie ist von unseren Geisterfreunden verneint und mit Entrüstung zurückgewiesen worden."

Es gibt sehr viele Dinge, die von verschiedenen Wesen verschieden aufgefasst und angeschaut werden, auch ist die Welt so gross, die Anschauungsformen so verschieden, dass Widersprüche noch immer bloss relativ und scheinbar sein könnten, daher der Vorwurf der Unwahrheit noch nicht die unabweisliche Nothwendigkeit sein müsste. Aber es gibt Dinge, wo eine Verschiedenheit der Ansicht nie und nimmer Statt finden kann, weil der Irrthum ausgeschlossen, der Widerspruch ein contradictorischer und nicht bloss conträrer ist.

Wenn ich die verschiedenen Bewohner der Erde über ihr Land und ihre Verhältnisse frage, so werde ich gewiss widersprechende Antworten über ein und dasselbe Land erhalten, wenn ihnen allen auch Aufrichtigkeit zukommen sollte. Wenn ich aber Jemand frage, ob in seinem Lande die Menschen sterben, und ob er je ein Kind gewesen sei, so werde ich darüber keine verschiedenen Antworten bekommen; es gibt entweder Tod und Geburt, oder es gibt sie nicht. Welcher Art immer die verschiedenen Daseinsweisen der intelligiblen Welt auch sein mögen, darüber kann eine verschiedene Anschauung nicht bestehen, ob die intelligiblen Wesen sich erst als Menschen entwickelten, oder ob sie früher schon irgendwie existirten, bevor sie Menschen waren. Auch darüber müssten sie im Klaren sein, ob irgend welche unter ihnen zur Erde, das heisst zu ihrer Darstellung in Zellen schritten.

Wenn nun eingestandenermassen die Antworten über diesen Gegenstand verschieden lauten, und zwar gleich

gruppen- und länderweise, so ist es klar, dass die Antworten nicht über den Horizont der anwesenden Fragesteller hinausgehen; ob das nun seinen Grund darin habe, dass die Antworten überhaupt gar nicht der intelligiblen Welt entstammen, oder ob die intelligiblen Wesen den Horizont der jeweiligen Fragesteller nicht überschreiten können, wollen oder dürfen, bleibt sich gleich. Denn das Eine geht aus der Verschiedenheit der Antworten hervor, dass sie gar nichts meritorisch unterscheiden. Ein höheres Forum oder ein Kriterium gibt es auch nicht, und sind wir daher so klug, als wir früher waren. Die Ausflucht der Spiritisten von den Lügengeistern beweist eben gegen sie; denn ich frage mit Recht, welche sind die Lügengeister, diejenigen, welche die Incarnation oder Menschwerdung behaupten, oder die sie verneinen? Wie soll das entschieden werden?!

Wenn wir von allen älteren Offenbarungen absehen und uns nur an die neueste Zeit halten, so haben wir die Offenbarungen von Hare, Davis, dem Mormonen-Propheten in Amerika, Cahagnet, Allan Kardec, Vay und Friese in Europa (und es gibt deren noch viel mehr); an welche sollen wir uns denn halten? Wir haben keinen anderen Wegweiser, als den Werth des Inhaltes, wenn wir diesen prüfen und die Offenbarungen vergleichen, so werden wir bald gewahr, dass sie keinen anderen Werth haben, als den einer Meinung.

Was nun die „Absurdität“ anbelangt, so trifft dieses Urtheil des Dr. Friese nicht nur alle indischen Weisen, sondern auch Pythagoras, Sokrates, Plato und eigentlich auch Leibniz, Schopenhauer und Drossbach, ja selbst Hartmann, da dieser ausdrücklich sagt, dass jeder Individualismus consequent in die Seelenwanderung führen müsse, worin er auch ganz recht hat. In dieser Gesellschaft nehme ich den indirecten Vorwurf der Absurdität

durch Dr. Friese sehr gern und wahrlich auch sehr leicht auf mich.

Die Materialisten sind ganz consequent und durchaus nicht absurd, wenn sie das Weiterleben und daher auch die Praeexistenz läugnen. Sie haben vom phänomenalen Standpunkte auch ganz Recht. Von Schopenhauer und Drossbach ist es ganz consequent und nicht absurd, wenn sie dem Leben das folgen lassen, was ihm vorhergeht — einen unbewussten Zustand, sei dieser nun der eines Allwillens oder einer Monade.

Nur eine einzige Anschauung kann man als absurd mit ausreichender Begründung bezeichnen, und diese ist die des D. Friese, der auf ein zeitliches Entstehen ein ewiges Leben folgen lassen will. Eine solche Ansicht steht im Widerspruche mit unserer Vorstellung von der Erhaltung der Energie, dem Gleichgewichte der Kräfte, daher denn die Vertreter einer solchen Anschauung auch zu einem über alle Causalität stehenden Gott greifen mussten, der im Wege der Neuschöpfung diesem Loche in der Causalität abhelfen muss.

Wäre es wahr, dass der Zeugungsact allein neue Wesen gleich in der hervorragenden Stellung eines Menschen, in das Leben rufen, also Eiweissstoff in denkende und empfindende Materie umsetzen könnte, welche neuen Geschöpfe nach einem kurzen Erdendasein und eigentlich aus dem Nichts zu einem ewigen Leben berufen würden, so könnten wir Menschen uns wahrlich keiner höheren Aufgabe unterziehen, als uns mit aller Kraft zu vermehren, denn welcher Art das Dasein in diesem Leben auch wäre, gegen die Ewigkeit ist es verschwindend.

Wäre es wahr, dass mit diesem Leben unser Dasein abgeschlossen würde, so könnte es gar kein grösseres Verbrechen geben, als Menschen ins Dasein zu rufen, die für geringe Freuden grossen Leiden und einem sicheren Tode

entgegengeführt werden. Ist das Leben ein mehr oder weniger glückliches, so würde das fruchtlose Verlangen nach Fortsetzung die Qual sein; wünscht man keine Fortsetzung, so müssten die irdischen Qualen uns den ewigen Tod wünschenswerth machen.

Man sieht, dass nur folgende Auffassung haltbar ist: „In uns Menschen ist der Trieb der Fortpflanzung oder vielmehr der Geschlechtstrieb so mächtig, dass wir die Bedingungen für den Eintritt in den biologischen Process immer bieten, und zwar ist dieser Trieb dann am stärksten, wenn die gelieferten Bedingungen die günstigsten, d. h. wenn wir jung, gesund und kräftig sind. Diese Wesen sind ein uns anvertrautes Gut, welches wir auch thatsächlich am meisten dann lieben, wenn unsere Hülfe am nothwendigsten ist. Wir haben für deren bestmögliche Entwickelung zu sorgen, wir entledigen uns der unseren Aeltern gegenüber contrahirten Schuld, und erwerben in der Erfüllung dieser Pflicht am leichtesten das Liebescapital, dessen jeder Mensch bedarf; auch fühlt das Kind, dass es als Eindringling und Last seinen Eltern etwas schuldet.“ Welche Anschauung ist von diesen dreien die absurde?

Es lohnt nicht der Mühe, mit Jemandem zu streiten, der auf dem Standpuncte von Offenbarungen steht, weil es vergeblich ist; ich würde auf die Nothwendigkeit der Praeexistenz im Wege der morphologischen Entwickelung auch hinweisen können, denn diese liegt jenseits und nicht diesseits (siehe Individualismus), aber es genügt folgende Betrachtung:

Ist die über den Tod hinausgehende individuelle Existenz gesichert, so ist die Praeexistenz eine Nothwendigkeit.

Ist die Praeexistenz vor der Menschwerdung ein Falsum, so kann es eine fortdauernde individuelle Existenz nicht geben.

Was vorgeht, muss auch nachkommen; sei es nun eine Monade, ein Wille, ein Unbewusstes oder nur die chemische Auflösung. Darüber sind sich alle, die nicht lediglich auf Basis irgend einer Offenbarung stehen, sondern selbstständig zu denken fähig und gewöhnt sind, einig. Dass der Mangel der Erinnerung in dem phänomenalen Spiegelbilde nichts dagegen beweist, habe ich im 2. Bande der Vorurtheile bereits nachgewiesen.

Wie oft haben wir einen Traum, wo wir in unbekannten Räumen, mit ganz unmöglichen Verhältnissen, sagen wir, mit verstorbenen Freunden zu thun haben, ohne dass unsere Erinnerung diese Widersprüche bekämpft; wir haben einen grossen Theil unseres Lebens vergessen, und die Illusion ist eine vollkommene. Ebenso kann eine Erinnerung aus jenem Zustande, der dem Leben vorausgegangen, in unserem menschlichen Bewusstsein nicht vorkommen, weil in diesem nur das fixirt sein kann, was durch den Zellenorganismus als menschliche Vorstellung erworben wurde. Allerdings kommen bei aussergewöhnlichen Organisationen, Anlässen und Krankheiten Vorstellungen oder vielmehr Aeusserungen vor, die diesen Weg durch die Sinne nicht gegangen, aber dieselben sind es gerade, die auf das Vorhandensein eines Subjectes schliessen lassen, das eine von den Sinnen unabhängige Function hat, mit welcher Annahme die Praeexistenz aber schon gegeben ist. Die phänomenale Welt oder die Natur ist nur Darstellung oder Umhüllung eines Geistigen, Realen; daher kommt es, dass in dem ewigen Wechsel der Formen und Individuen immer eine constante Grösse bleibt.

Zwischen einem Traume und dem unbewussten Schreiben ist eigentlich kein Unterschied; bei dem einen und dem anderen hört die natürliche Function unseres Urtheiles und unserer Erinnerung auf, die Maschine wird ohne Compass und Steuer den Winden und Wellen überlassen. In

dem einen und anderen Falle spielen physiologische Ursachen, Beschäftigung, Erinnerung eine Rolle, in dem einen und dem anderen Falle können Einwirkungen des intelligiblen Subjectes oder auch der intelligiblen Welt diese Bilder bedeutungsvoll machen; aber es ist und bleibt Symbolik, selbst im besten Falle, daher denn ein altes Weib, welches die Träume nicht als Realität, sondern als Symbolik auffasst, entschieden klüger denkt und selbst handelt, wenn es in die Lotterie setzt, als ein Offenbarungs-Spiritist, der Realitäten gegenüber zu stehen glaubt. Diesem Missgriffe ist auch Swedenborg unterlegen; seine 50jährige wissenschaftliche Beschäftigung hat ihn nicht retten können, sowie er seine Visionen für Wahrheit und Realität nahm. Weil einige Visionen sich als richtig erwiesen, so hielt er alles Geoffenbarte für Realität und Wahrheit. — Doch mit diesen Mächten ist kein Bund zu flechten. Ich bin fest überzeugt, dass das Buch Frieses in 100 Jahren auf dessen Leser denselben Eindruck machen wird, als die Offenbarungen Swedenborgs über die verschiedenen Höllen- und Sternbewohner heute auf Dr. Friese machen oder machen würden.

Solche Kundgebungen können sehr interessant sein, wie es die Dichtung oder Meinung einzelner Menschen auch ist, sie können anregende und ethisch verwerthbare Gedanken erzeugen — aber von einer Autorität darf man da weit weniger sprechen, als im gewöhnlichen Verkehre mit bekannten Persönlichkeiten.

Nach meinen Erfahrungen nimmt die Sache solcher spiritistischer Kreise gewöhnlich folgenden Verlauf: Man gibt sich mit vollem Vertrauen diesen Offenbarungen hin, macht eine Religion en miniature, enthebt sich des eigenen Denkens, vernachlässigt das praktische Gebiet ohne einen anderen erheblichen Ersatz. Werden die Widersprüche zu toll, die gewöhnlich gegebenen Versprechungen zu Wasser, so erkaltet

das Interesse, entsteht das Misstrauen, und es wird dann das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Ich kann nur den Rath ertheilen, dass sich jeder von der Thatsache überzeuge, auf diesem Wege mitunter fremden Gedanken zu begegnen, ansonst aber höchstens eine Anregung unter strenger Wahrung der Autonomie des Denkens suche.

Es gibt eine intelligible Welt, schon darum, weil eine phänomenale ohne sie nicht existiren könnte; bemerkbar und fühlbar wird sie manchmal früher, wenn die phänomenale Machinerie (der Leib) aus was immer für einem Grunde versagt; grosse Aufregung, Krankheit, Todeskampf sind die gewönlicheren Anlässe dazu; doch kann ich es nur als seltene Ausnahme denken, wenn ein intelligibles Wesen phänomenal für uns wird, d. h. auf irgend eine Weise sich in der phänomenalen Welt bemerkbar machen kann und will! Es mag für dieses dieselbe Schwierigkeit haben, welche wir überwinden müssen, wenn wir auf den Meeresgrund gelangen wollen, weil es entweder einen Wechsel der physikalischen Verhältnisse involvirt, oder — analog dem Schattenspiele an der Wand — die Strahlen aus der vierten in die dritte Raumdimension so angelegt werden müssen, dass unser Kephaloskop etwas wahrzunehmen vermöge. Ist der Mensch in Wirklichkeit nur eine in Zellen oder lebendem Eiweiss dargestellte Empfindungs-Maschine eines anderen Wesens, eines Meta-Organismus, so ist es klar, dass der Berührungspunkt beider Wesensreihen die beiderseitige Unvollkommenheit der Art sein muss. Ein Mensch, dessen Sinne zu den phänomenalen Zwecken nicht vollkommen gelungen oder durch Krankheit erschüttert sind, also ein Mensch von geringerer phänomenaler Befangenheit oder von dem transscendentalen Gebiete zugewandter Geistesrichtung, wird mit jenen Bewohnern der intelligiblen Welt am leichtesten in Berührung oder Wechselwirkung kommen, die wieder durch mehr

materielle Beschaffenheit oder Geistesrichtung der phänomenalen Welt zugekehrt sind; der englische spiritistische Ausdruck wäre: „*Medium and Earth-Bound spirit.*“ Ein Kant oder Christus wird nach dem Tode zu den Letzteren ebensowenig gerechnet werden können, als ein in Gesundheit und Reichthum strotzender Aristokrat oder ein begabter Forscher auf streng phänomenalem Gebiete der Naturwissenschaft — vorausgesetzt, dass sie beide gelungen organisirt sind für die Herstellung des phänomenalen Schwindels — sich mediuminischer Ausbildung und Beschäftigung hingeben wird. Die phänomenale Welt genügt ihnen, und der blosse Gedanke, dass sie sich mit Schwindel befassen wo sie Realitäten vor sich zu haben wähnen, und die Spuren der Realität gerade dort liegen, wo sie den Schwindel vermuthen, erregt ihren Unwillen und ihr Missbehagen. Man darf nicht vergessen, dass es zwar gar nichts in der phänomenalen Welt gibt, nichts geben kann, was nicht in der intelligiblen wurzeln würde, umgekehrt aber es sehr viel in der intelligiblen Welt gibt, was für uns nicht phänomenal wird.

Wir haben nunmehr drei Arten der Einwirkung der intelligiblen Welt auf uns kennen gelernt. 1. Auf unsere Vorstellungen durch Anregung im Traume und im wachen Zustande; diese Einwirkung dürfte zwar die leichteste sein, aber sie ist uncontrollirbar. Wenn die Aufmerksamkeit eines Menschen durch irgend etwas angeregt wird, so ist es für denselben schwer zu unterscheiden, ob dies durch einen Zufall oder eine absichtliche Fügung geschehen ist. Es wird um so schwerer, als wir ja in uns selbst an dem intelligiblen Subject einen Schutzgeist oder auch Dämon, je nach dem, besitzen. 2. Durch Einflussnahme auf unseren Körper, auf unsere äusseren Sinne oder Muskeln, was schon schwieriger sein muss; noch eine schwierigere Aufgabe mag die dritte Form für die intelligible Welt sein, auf materielle todte Körper zu wirken, was nur unter ganz besonderen

noch nicht hinlänglich sichergestellten Bedingungen möglich ist.

Ebenso muss man das phänomenale und intelligible Erkenntniss-Vermögen scharf auseinander halten. So wie wir aus der Haltung, den Kleidern, den Gesichtszügen uns ein Urtheil über die phänomenale Bedeutung eines Menschen bilden, ebenso ist es begreiflich, dass ein intelligibles Wesen gleichsam mit einem Blicke den Werth oder Unwerth des intelligiblen Characters eines lebenden Menschen übersieht. So wie wir leicht einen Schluss auf die Bestimmung und Beschäftigung eines Menschen machen und einen Aristokraten, Arbeiter, Kaufmann u. s. w. unterscheiden, und auf den muthmasslichen Verlauf ihres Lebens Schlüsse ziehen werden, zumal wenn wir sie beschäftigt sehen, eben so durchblickt ein intelligibles Wesen und mitunter selbst der lebende Mensch den phänomenalen Lebenslauf und Zweck des phänomenalen Daseins; daher denn die Vorahnungen des Geschickes!

Zahllos sind die Beispiele dieser Wechselwirkung zwischen unserer phänomenalen und intelligiblen Natur, und Schillers Worte (Wallenstein): Es gibt im Menschenleben Augenblicke, wo er dem Weltgeist näher steht als sonst und eine Frage frei hat an das Schicksal, und eine andere Stelle: „Recht stets behält das Schicksal, denn das Herz in uns ist sein gebieterischer Vollzieher“ haben einen tiefen Sinn. Setzen wir statt des Weltgeistes geringe phänomenale Befangenheit, Begeisterung, und statt Herz intelligibles Subject, so entkleiden wir den Gedanken Schillers der poetischen und gemeinverständlichen Sprache, aber er wird durchsichtiger. Der wahre Dichter schöpft seine Gedanken überhaupt mehr aus der intelligiblen Wirklichkeit als aus dem phänomenalen Scheine; aber man spricht auch von seiner Disposition, Begeisterung, Stimmung, und er ist um so weniger geeignet, tiefe Dichtungen zu machen, als er sich mehr der phänomenalen Welt zukehrt. Die behäbige

phänomenale Existenz lässt auch keinen brauchbaren Bodensatz für das intelligible Subject, sondern nur die menschlichen Leiden und Arbeiten geben intelligiblen Gewinn und machen transscendentales Capital.

Jeder meiner Leser, welcher durch meine Anführungen zu der Ueberzeugung des Daseins einer intelligiblen Welt und unserer Wesensidentität mit deren Bewohner gelangt ist, wird begreiflicherweise die Frage aufwerfen, wie sich denn der Uebergang vom Tode zum Leben und umgekehrt vollziehe? Diesem und nur diesem will ich eine Antwort, so weit ich das vermag, geben, doch muss ich etwas weiter ausholen.

Die intelligiblen Wesen müssen von einer uns ganz unbegreiflichen Zartheit sein. Wenn die von Johnston aufgestellten, von Crookes nicht bezweifelten Rechnungen richtig sind, so hat ein Cubikcentimeter Luft 1000 Trillionen Molekel, welche alle noch überdies aus Atomen bestehen, die die bekannten Schwingungsfäden aussenden; um wie viel mehr muss nicht ein Mensch, der so viel dichter als die Luft ist, als ein sehr derber Körper betrachtet werden. Macht nun die Zahl der anwesenden Personen für die Kraft der phänomenalen Wirkungen bei solchen Sitzungen einen grossen Unterschied, erweist sich das Licht, also die Schwingung aller dieser Fäden als ein erschwerender Umstand für die Einwirkung der intelligiblen Welt, habe ich Gegenstände oft von mir unsichtbaren Händen bewegen und ihren Ort verändern gesehen, so kann man daraus nur den Schluss ziehen, dass die intelligiblen Wesen sehr zart und für unsere physikalischen Verhältnisse nicht organisirt sein müssen.

Andererseits ist nicht zu leugnen, dass die intelligiblen Wesen den unseren ganz identische Organe zu liefern und zu projiciren vermögen; wir können daher um so sicherer die Behauptung aufstellen, dass unser bekannter Zellenorganismus nichts sei, als eine dichtere, und weil aus Zellen

dargestellt, empfindungsverschiedene Darstellung des den intelligiblen Wesen eigenthümlichen Metaorganismus.

Was heisst also leben?

Leben — in unserem irdischen Sinne — heisst im Wege von Ausbildung des Organismus in Zellen zu einer Daseinsweise gelangen, wie wir sie kennen; es heisst, die Welt und sich — das intelligible Subject — in einem dreidimensionalen Kephaloskop betrachten.

Hat das seine Richtigkeit, so ist es klar, dass wir uns nicht plötzlich in die phänomenale Welt hineinleben, und auch nicht plötzlich aus ihr heraustreten können; wir werden eine auf- und absteigende Phase durchzumachen haben. Betrachten wir uns einmal die aufsteigende Phase.

Wir sehen dass das Kind mit einer theilnahmslosen, nur auf die Nahrung und Beseitigung des physischen Schmerzes gerichteten Existenz beginnt; die Lebenslust nimmt zu, und besondere aussergewöhnliche Leiden abgerechnet, die den Menschen früh reifen, steht der ausgewachsene Mann und die Jungfrau im Zenith der phänomenalen Befangenheit und Thatkraft. Von dort ab beginnt der Tod.

Wenn die Gestalt die jugendlichen Formen verliert, die grauen Haare auftreten, so beginnt die Loslösung des Metaorganismus von seinem Zellengewande, er vergeistigt sich wieder, und haben unsere physischen Leiden zweifelsohne den Vortheil, diese Operation zu beschleunigen. Aber nicht nur die physischen Leiden, sondern auch die moralischen und die ganze Lebensweise eines Menschen haben einen entschiedenen Einfluss. Ich habe als Landbewohner durch viele Jahre Gelegenheit gehabt, sterbende Bauern zu sehen, und ist es mir aufgefallen, wie weit leichter diese Menschen das Zeitliche segnen, als die Glücklichen, die ihren Körper und überhaupt ihr ganzes Dasein den phänomenalen Genüssen gewidmet, und die in der Regel an der

Zersetzung jener Organe zu Grunde gehen, die sie besonders in Mitleidenschaft gezogen. Das üppige Leben wird gewöhnlich theuer bezahlt, während das bescheidene thätige Leben weit mehr an allgemeiner Entkräftung zu Grunde geht. Die natürliche Todesart ist — das Einschlafen!

Es macht sich hier wie überall ein Ausgleich fühlbar. Wir können überhaupt nicht wissen, ob das grössere Maass der Leiden auf der einen Seite nicht ein Ersparniss auf der anderen sei; wenn man denjenigen glücklich nennt, der gesund ist, so ist derjenige noch weit glücklicher, der gesund *wird*; Licht und Schatten scheinen so gerecht vertheilt zu sein, dass die ganze Sache nur eine Frage der Zeit ist — man kann eine Arbeit schnell oder langsam vollbringen.

Der Tod hat demnach nichts erschreckendes, weil er gewiss nichts anderes ist, als das Erwachen zu einem schöneren Leben; die Schrecken, welche er einflösst, liegen weit mehr in den physischen Leiden und dem dummen Vorurtheile, was deren Prolongation erfordert. Die Traube am Stocke wird bei guter Qualität und Behandlung trocknen, im entgegengesetzten Falle faulen. Das erstere ist der Tod der Zukunft, das zweite fast immer der Tod in der Civilisation. Wenn die Menschheit die wirthschaftlichen, politischen, gesellschaftlichen Vorurtheile überwunden haben wird, so werden die Bewohner der Erde jene Beschaffenheit und Lebensweise haben, welche den natürlichen Tod oder Uebergang nach sich ziehen!

Ich kann meinem Leser nur wünschen, dass er mit hinlänglichem Gewinn an Evolutionscapital aus der phänomenalen Weltanschauung ausziehe, um einer Wiederholung entbehren zu können; sollten die Bilder, die an ihm hier vorübergezogen sind, dazu etwas beigetragen haben, so wäre das der schönste Lohn für meine Arbeit.

Zehntes Capitel.

Die Vorurtheile der „Aufgeklärten“ über die Vorurtheile der „Abergläubischen“.

Die öffentliche Meinung. — Der Aberglaube. — Der Dreizehnte. — Der Freitag. — Tag und Nacht. — Der Kibitz. — Die Alchemisten. Die Astrologen. — Die Magier.

Zufolge des Principes der Theilung der Arbeit müssen wir für die Beschaffung sehr vieler Dinge andere Leute arbeiten lassen. Es kann nicht jeder sich selbst einen Rock machen, sich eine Medicin verschreiben und eine Uhr verfertigen; es gibt keinen Menschen, der einen gewöhnlichen Kalender astronomisch zusammen zu stellen, das Papier zu erzeugen, und den Satz und Druck selbst zu besorgen vermöchte.

Es darf uns daher nicht Wunder nehmen, wenn wir sehr oft die anderen für uns denken lassen, sobald wir zu faul sind, für uns selbst zu denken oder selbst zu lernen. Statt Bücher zu lesen, liest man Zeitschriften, das ist weit leichter und bequemer, man lernt die Theorien eines Newton und Darwin aus den Feuilletons der Tagesblätter, etwa aus dem Conversationslexicon, und statt sich eigene Gedanken zu bilden, liest man die Ansichten anderer. Daher kommt

es denn, dass selbst unter den Freunden der Philosophie in der Regel jene Anschauung angenommen wird, welche mit der Universitätsmilch eingesogen wurde; man denkt die Gedanken eines Hegel, Herbart, Spencer u. s. w., und geht mit der „öffentlichen Meinung"; das ist allerdings bequemer, als verschiedene Autoren zu lesen und selbst zu denken.

Was ist und wie entsteht die öffentliche Meinung?

Die Macht der öffentlichen Meinung beruht nicht etwa in einer allgemeinen Ueberzeugung über etwas, sondern nur in der Voraussetzung, dass letztere eine allgemeine sei.

Denken wir uns die öffentliche Meinung durch die Buchstaben des Alphabetes dargestellt, wenn auch in jedem Buchstaben schon Millionen zu denken sein würden; der Leser kann sich ja leicht eine unendliche Zahl von Buchstaben vorstellen.

A weiss oder glaubt zu wissen, dass B, C, D, E, F bis Z eine bestimmte Ansicht haben; B glaubt dasselbe von A und den anderen, und so geht es fort bis Z, der wieder die Ueberzeugung hat, dass von A bis Y alle derselben Meinung seien. Die öffentliche Meinung ist daher gar keine wirkliche Uebereinstimmung der Ansichten, sondern nur eine geglaubte, eine vorausgesetzte.

Nehmen wir nun an, durch irgend welchen Zufall werde A veranlasst, selbst zu denken, und er würde dadurch in Gegensatz zu der öffentlichen Meinung gebracht, so müsste er vor Allem so viel Selbstvertrauen haben, der alten und sehr bequemen Gewohnheit entsagen zu können; das mag nun vorkommen, aber selten wird A den Muth haben, sich zu seiner gesonderten Ueberzeugung zu bekennen, und daher wird er zur Fälschung des Gewichtes der öffentlichen Meinung beitragen. Erst langsam verständigt er sich mit B, endlich mit C, und erst dann, wenn die Zahl mächtig genug ist, um ohne Lächerlichkeit als ein

Abtrünniger erscheinen zu dürfen, verschafft sich eine neue Lehre eine Minoritätsexistenz, bis die lebende Generation abstirbt, und sie dann vielleicht zur herrschenden Ansicht wird, um allerdings wieder einer anderen Platz zu machen.

Die Politik hat ihre Schlagworte und Popularitäten, die Wissenschaft hat sie nicht minder; die Vertreter der Politik haben sich sehr oft blamirt, die Wissenschaft nicht minder. Der „öffentlichen Meinung“ ist es daher vorbehalten, am meisten und häufigsten dupirt zu werden, was auch ganz in der Ordnung ist, weil sie eigentlich keine allgemeine oder öffentliche Meinung ist, sondern nur der Glaube, dass eine solche über einen Gegenstand oder eine Frage bestehe.

Dadurch wird es erklärlich, dass die Halbgebildeten, weil sie in der Regel gewohnt sind, fremde Gedanken zu denken, weit leichter zu Gunsten einer modernen Ansicht compromittirt werden, als ganz Ungebildete, die oft mit einer merkwürdigen Zähigkeit an ihren Ansichten festhalten. Demzufolge wird die Welt in geistiger Beziehung gewöhnlich in eine „aufgeklärte“ und eine „abergläubische“, „ungebildete“ getheilt. Nebenbei sei bemerkt, dass dem „es kann nicht sein“ der Aufgeklärten in der Regel das „es ist“ der Ungebildeten entgegengestellt wird.

Nork und Proudhon haben den Satz ausgesprochen, dass der Aberglaube des Volkes gewöhnlich knapp an ein Naturgesetz streife. Dieser Satz enthält eine grosse Wahrheit; denn der Aberglaube des Volkes ist gewöhnlich durch unverstandene oder missdeutete Erscheinungen, die sich aber oft wiederholen, veranlasst. Jeder abergläubische Bauer weiss für seine Behauptungen Beispiele, aber sonst auch nichts vorzubringen. So wie die wirklich gebildete Welt aus einer Reihe gleicher Erfahrungen sich Gesetze erschliesst, so bildet sich der Bauer aus einer Anzahl wirklicher oder erlogener Thatsachen seinen Aberglauben.

Dieser ist nun allerdings zunächst immer eine Frucht der Tradition, deren Wurzel aber auf zwei ganz verschiedene Erkenntnissquellen zurückgeführt werden kann: 1. die äussere Erfahrung und 2. das unbewusste Leben, der Instinct, die Wahrnehmung des Metaorganismus; denn dass unsere meisten Arzneimittel dieser letzteren Quelle ihren Ursprung verdanken, ist ausser Zweifel.

Dioskorides hatte als Militärarzt zu Neros Zeiten Gelegenheit, bei den verschiedenen Völkern die gebräuchlichen Heilmittel zu sammeln, auch Hypokrates machte eine ähnliche Sammlung, und selbst die Idee der Impfung durch Kuhpocken wurde dem Dr. Jenner, dem vermeintlichen Erfinder, durch die Aeusserung eines jungen Mädchens gegeben. (Siehe Dr. Baron Life of Dr. Jenner 1828.) In Mecklenburg herrschte übrigens schon lange die Volkssage, dass Kuhpocken vor Menschenpocken schützen (schleswig-holstein'scher Provincialbericht 1815). Der Instinct führt einzelne Naturmenschen, und die wiederholte Erfahrung macht ein Mittel dann zu einem Gemeingute. Spät erst (und mitunter gar nicht) hinkt die Wissenschaft mit ihrer Erklärung nach. Aus was die Chinarinde bestehe (aus den gewöhnlichen vier Gasarten), weiss man, warum diese in dieser Zusammensetzung so wirken sollen, weiss man nicht; wir haben allerdings die Erfahrung, die aber doch ihren Anfang genommen haben musste.

Da der Abergläubische sich zu einem Tische von 13 Personen nicht setzt, so kann er keine Erfahrungen darüber machen, dass von 13 Personen durchaus nicht eine sterben müsse; und nachdem der Nichtabergläubische das nicht beachtet, so merkt er gar nicht, wenn zufällig einer aus einer Tischgesellschaft stirbt. Doch gibt es auch andere herrschende Anschauungen im Volke und ist es schon vorgekommen, dass die Erfahrung im Rechte gegen das Vorurtheil der „aufgeklärten" Welt blieb. Die früheren Capitel setzen uns

in die Lage, einige abergläubische Ansichten der Massen als — ich will nicht sagen im Rechte gegenüber der „aufgeklärten Welt“ zu constatiren —, aber doch nicht ohne alle Begründung dastehend zu erkennen.

Die sogenannte gebildete Welt macht in der Regel folgenden falschen Schluss.

Man verwirft mit Recht jeden behaupteten Zusammenhang von Erscheinungen, wo ein *causal nexus* unmöglich ist. Die „gebildete“ Welt nimmt aber sehr oft die Unmöglichkeit eines *causal nexus* dort an, wo lediglich eine Unkenntniss desselben besteht. Weil ich den Zusammenhang nicht begreife, darf ich den Schluss noch nicht machen, dass er überhaupt nicht bestehe; die Schranken meines Naturerkennens sind noch lange nicht die Schranken der Natur. Es gibt da 4 verschiedene denkbare Standpunkte: 1. Ich kann den *Causal*-Zusammenhang von Erscheinungen einsehen; 2. ich kann ihn zwar nicht bestimmt einsehen, aber ich kann einen denken; 3. ich kann diesen nicht einmal mehr denken — und doch ist da noch ein weiter Schritt zu der Behauptung: 4. er ist unmöglich. In Beispielen ausgedrückt: Die Leistung einer Dampfmühle ist mir durchsichtig, das Verhalten der Magnetnadel ist es nicht mehr; aber ich habe verschiedene Erklärungsweisen zur Hand; die Leistung einer Somnambule mit ihren Fernwirkungen wird in Bezug auf den *Causal*-Zusammenhang schon schwieriger. Wenn man aber behauptet, ein Feld gegen Hagel durch irgend welchen Hocus pocus schützen zu können, so weiss ich, dass da kein Zusammenhang bestehen kann.

Den Zusammenhang von Erscheinungen mit Bestimmtheit erkennen, heisst „wissen“; einen unrichtigen Zusammenhang behaupten, heisst „irren“; Aberglaube ist nur dort, wo ein unmöglicher Zusammenhang angenommen wird. In Bezug auf die Zahl 13 ist es klar, dass, wenn 13 alte Leute beisammen sind, die Wahrscheinlichkeit für das

Absterben eines Gliedes der Gesellschaft spricht, und dass es ziffermässig bestimmbar ist, bei welchem Alter die Wahrscheinlichkeit beginnt. Die Zahl 13 kann aber niemals einen Einfluss üben, was nicht hindert, dass Fälle vorgekommen sind, wo aufgeklärte Leute aus der besten Gesellschaft einen Freund mit dem Wagen schleunigst holen mussten, weil der 14. abgesagt und 13 bei Tisch geblieben wären.

Allerdings, wenn sich Jemand fürchtet, so mag das einen Einfluss auf sein Thun und Lassen üben, und was Einbildung vermag, davon hat wohl jeder meiner Leser schon Proben erlebt.

Die Entstehung dieser Vorurtheile kann ich mir nicht anders erklären, als durch den Umstand, dass die Zahl 12 als etwas completes gilt, daher der Ausdruck Dutzend fast in allen Sprachen zu finden ist. Die Tonleiter hat 12 Töne in der Octave, sie bricht sich in die Zahlen 7 und 5, was nahezu dem goldenen Schnitte entspricht, Jesus sammelte 12 Apostel um sich u. s. w., der 13. scheint daher als überflüssig. Schade, dass man diese Vorliebe für die Zahl 12 nicht lieber zur Einführung des Duodecimal-Systems benützte, welches alle Vorzüge des Decimal-Systems und noch einige dazu hat, weil die Zahl 12 durch 1, 2, 3, 4 und 6 theilbar ist.*)

Was nun den F r e i t a g als Unglückstag anbelangt, so ist dieser Aberglaube eine schreckliche Gedankenlosigkeit. Es ist klar, dass im menschlichen Leben von 7 Tagen nicht einer, sondern mehrere sogenannte Pechtage sein müssten; auch haben die Kalender - Aenderungen und Schaltjahre

---

*) Nach dem Duodecimal-System müssten für 10 und 11 Zeichen gemacht werden, und würden dann 10, 20, 30, . . . 100 die Bedeutung von 12, 24, 36, . . . 144 Einheiten haben, und würde man statt achtzig, neunzig, hundert etwa zehnzig, elfzig, hundert zählen. Sehr viele unserer mathematischen Formeln müssten allerdings überarbeitet werden, aber es würden sich deren mehr und neue einbürgern.

immer eine Verschiebung der Jahrestage zur Folge. Ein *Causal*-Zusammenhang ist trotz vieler etwa eintreffender Fälle ganz und gar undenkbar.

Alle diese Vorbedeutungen — sofern sie nicht subjective Ahnungen sind — haben keinen Werth. Ein mir sehr nahestehender verwandter Officier brachte die Sylvesternacht mit seinen Kameraden zu; um die zwölfte Stunde erhoben sich alle mit dem Glase in der Hand zu dem Toaste, dass sie das nächste Jahr alle ebenso versammelt sein mögen. Meinem Verwandten sprang das Glas in der Hand — und er lebt frisch und munter wie zuvor. Angenommen nun, er wäre verunglückt, angenommen selbst, der Zufall wäre ausgeschlossen; so genügt eine geringere phänomenale Befangenheit, um im Augenblicke der Aufregung durch ein intelligibles Schauen des Subjectes, was als unbewusste Ahnung bei so manchen sich kundgibt, das Glas zu zerdrücken oder fallen zu lassen. Es ist aber allerdings nicht als undenkbar ausgeschlossen, dass irgend ein intelligibler Freund es für gut findet, ein Memento mori zuzurufen. Nur hat in keinem Falle der 31. December etwas damit zu schaffen, sondern höchstens die Stimmung, in die sich die Abergläubischen versetzen.

Der Zufall spielt oft auf sonderbare Weise mit, um abergläubische Vorurtheile zu nähren.

Im Neutraer Comitate stand noch vor einigen Jahren ein altes Schloss, das durch Jahrhunderte der Sitz meiner Familie war. Das Schloss hatte zwei Stockwerke und verschiedene Thürme, viele unterirdische Gänge, was allein schon genügte, das Schloss anrüchig zu machen. An dieses alte Gebäude war ein abscheulicher einen Stock hoher gerader Flügel angebaut, den ich in meiner Jugend als ganz unbegreiflich und überflüssig bezeichnete. Man antwortete mir, dass dieser Flügel vor langer Zeit darum angebaut wurde, um den Wöchnerinen als Lagerstätte zu dienen, weil man

den Aberglauben hegte, dass die im Schlosse geborenen Kinder männlichen Geschlechtes frühzeitig stürben. Der Leser wird leicht begreifen, dass derartige Miasmen, welche die Kinder in den Windeln tödten, nicht derart localisirt sein konnten, dass sie in einigen Zimmern sich befinden, in den anstossenden aber nicht; auch kann man nicht annehmen, dass es intelligible Kindesmörder gerade in diesen Räumen geben wird.

Mein Vater, wie nicht minder meine Mutter setzten sich über dieses Geschwätz begreiflicherweise hinaus, trotz des gemauerten Zeugen, der jener Sage sein unerquickliches Dasein verdankte, und meine Mutter bewohnte das Schloss selbst und nicht den Flügel. Nichtsdestoweniger starben meine zwei älteren Brüder in den Windeln; mein Vater hatte wirthschaftliche Differenzen mit seiner Mutter, die als Witwe das Schloss ebenfalls bewohnte, und zog auf einen zur Herrschaft gehörigen Meierhof, wo ich geboren wurde. Nach meiner Geburt starb meine Grossmutter, mein Vater zog wieder auf das Schloss und meine beiden jüngeren Brüder starben — in den Windeln! Ich bemerke, dass ich durchaus keiner hinfälligen Race angehöre, und meine beiden Brüder, namentlich die beiden älteren, sehr kräftige Kinder gewesen sein sollen. Derjenige also, der über den *Causal nexus* sich keine Rechenschaft zu geben pflegt, dem können sonderbare Zufälle leicht einen Aberglauben beibringen; wer hingegen vorurtheilsfrei über solche Fälle nachdenkt, wird leicht das Unmögliche von dem Denkbaren unterscheiden, und auch beurtheilen können, ob ein Zusammenhang der Erscheinungen mit der intelligiblen Natur des Menschen, oder mit der intelligiblen Welt — der weitaus seltenere Fall — denkbar wird. Aber auch ein geringer Grad von physikalischen Kenntnissen führt oft zu Vorurtheilen.

Das Vertrauen zu den diplomisirten Gelehrten macht wieder, dass reelle Thatsachen über Bord geworfen werden, weil die Impotenz der gelehrten Welt an ihrer Erklärung scheitert, und so wandern denn die Vorurtheile der abergläubischen Unwissenheit, wie nicht minder die der „aufgeklärten" Gelehrsamkeit gemüthlich nebeneinander.

Der Aberglaube hat z. B. die Nacht immer als etwas unheimliches bezeichnet und die vermeintlichen Aeusserungen einer vermeintlichen anderen Welt wurden gewöhnlich der Nacht zugeschrieben; es entsteht nun die Frage, ob zwischen Tag und Nacht ein über die Einbildung hinausgehender Unterschied bestehe. Eine unbefangene Betrachtung ergibt, dass wirklich aus objectiven Ursachen und auch aus subjectiven Gründen ein Unterschied bestehe.

Was die objectiven Ursachen anbelangt, so haben wir zu constatiren, dass abgesehen von der grösseren Ruhe, die zur Nachtzeit herrscht, wir der Wärme und Lichtstrahlen der Sonne, also einer Anzahl von Schwingungen entbehren, welche anderen denkbaren Schwingungen den Platz räumen. Nachdem aber alle Erscheinungen in letzter Analyse auf Schwingungen zurückgeführt werden, so kann uns das nicht Wunder nehmen. Demjenigen, dem das etwa zu mystisch vorkommt, den muss ich ersuchen zwei Raketen zu kaufen und selbe, die eine bei Tag, die andere bei Nacht abzubrennen, und er wird sich die Ueberzeugung holen, dass man bei der Nacht auch noch andere Dinge als die Gestirne schauen kann, die bekanntlich bei Tag auch verschwinden.

Diejenigen meiner Leser, welche meinen zweiten Band der Vorurtheile kennen, werden wissen, wer Crookes ist, nämlich der erste Experimental-Physiker Englands, der im Gegensatze zur öffentlichen Meinung sich mit den physikalischen Phänomenen der Spiritisten beschäftigt; dieser sagt

nun, dass die Dunkelheit nicht wesentlich zum Gelingen der Experimente sei, fügt jedoch hinzu:

„Es ist eine wohl ermittelte Thatsache, dass, wenn die Kraft schwach ist, ein glänzendes Licht eine störende Einwirkung auf einige der Erscheinungen ausübt. Die im Besitze des Mr. Home befindliche Kraft ist hinreichend stark, um diesem antagonistischen Einflusse zu widerstehen; in Folge dessen widersetzt er sich stets der Dunkelheit bei seinen Sitzungen. In der That hat bei ihm, ausgenommen bei zwei Gelegenheiten, wo wegen einiger besonderer Experimente von mir das Licht ausgeschlossen wurde, Alles was ich von ihm gesehen habe, bei Licht stattgefunden. Ich habe viele Gelegenheiten gehabt, die Wirkung des von verschiedenen Quellen und Farben ausgehenden Lichtes, wie z. B. des Sonnenlichtes, des zerstreuten Tageslichtes, des Mondlichtes, des Gaslichtes, des Lampenlichtes, des Kerzenlichtes, des elektrischen Lichtes aus einem luftleeren Cylinder, des homogenen gelben Lichtes u. s. w. zu prüfen. Die störenden Strahlen scheinen die am äussersten Rande des Spectrums zu sein.“

Wenn ein Mann und Physiker wie Crookes überhaupt noch einer Unterstützung in physikalischen Experimenten bedürfte, so würde ich hinzufügen, dass ich mit anderen Medien genau dieselben Erfahrungen gemacht; es gibt welche, die nur im Finstern, solche, die nur bei Licht (Slade) und solche die bei Licht und im Dunkeln sich dazu eignen. Die Erfahrungen mit Eglinton beweisen dasselbe.

Es kann daher keinem Zweifel unterliegen, dass objective Ursachen immerhin existiren können und selbst wirklich existiren, die einen Unterschied zwischen Tag und Nacht für Wahrnehmungen machen; doch liegt die weitaus grössere Hälfte der Gründe auf den subjectiven Einflüssen, die darum durchaus nicht der Einbildungskraft allein zugeschrieben werden dürfen.

Wir haben in den früheren Capiteln gesehen, dass unsere Wahrnehmungen nicht nur von der Art der Einwirkung, sondern ganz besonders von dem Grade unserer Empfindlichkeit abhängen. Wer wollte nun läugnen, dass bei der Ruhe und Finsterniss der Nacht, also der Ruhe

zweier Sinne, und zwar der wichtigsten, das innere Seelenleben oder Wahrnehmungsvermögen nicht gesteigert sei? Es hat ein Baron Reichenbach Versuche mit einer Dunkelkammer und verschiedenen Personen gemacht, unter welchen sich etliche befanden, die in der Dunkelkammer nach einiger Zeit Gegenstände leuchten sahen. Diese Behauptung wurde viel bekrittelt und belacht, von vielen aber auch bestätigt. Weil z. B. ich nach zwei Stunden in einer Dunkelkammer noch immer nichts sah, sondern mich trotz eines zeitweise benützten Harmoniums masslos langweilte, folgt noch immer nicht, dass dies bei anderen Personen ebenso sei. Der Fehler Reichenbachs bestand nur darin, dass er in echter Naturforscherweise gleich einen Stoff erfand, ihn Od taufte, und mit allen jenen Eigenschaften ausstattete, die er gerade brauchte.

Wer noch auf der Newton'schen Basis eines Lichtäthers steht, und glaubt, dass ein Tisch oder eine Statue einen Stoff ausstrahlen muss, damit ich selbe im Dunkeln wahrnehme, der wird allerdings ein Od erdenken; wer aber weiss, dass in Folge der Anziehung der Massen Tisch und Statue unter allen Umständen auf einander wirken und Vibrationen verursachen oder imaginäre Fäden ausstrecken, und dass es nur von dem Vermögen abhängt, welches ein Schauender hat, um diese in irgend einer Weise wahrzunehmen, der wird sich weiter darüber nicht wundern, jedenfalls wird er das Wunder nicht in den Tisch, sondern in das ungewöhnlich schauende Individuum verlegen. Geht es uns doch mit den gewöhnlichen Lichtwirkungen auch nicht anders. Ein roth scheinendes Tuch ist nur dann ein solches, wenn es vor meinen Augen liegt, mit der Ferse werde ich die Farbe nicht wahrnehmen, und doch hat sich im Tuche nichts geändert.

Die „aufgeklärte" Welt ist daher ganz im Irrthume, wenn sie Tag und Nacht in Bezug auf Wahrnehmungs-

vermögen gleichstellt oder behauptet, dass man bei Tag mehr wahrnehme, als bei Nacht, und nicht mitunter umgekehrt; in Bezug auf die Functionen des Auges sieht man allerdings mehr bei Tag, die anderen bekannten und unbekannten Wahrnehmungsarten steigern ihre Fähigkeiten bei Nacht. Selbst für das Auge ist das nur relativ; denn die Rakete macht dieselben Schwingungen bei Tag wie bei Nacht, wofern sie nicht bei Tag durch Schwingungen der Sonne gehindert wird; das Auge sieht also bei Nacht auch mitunter, was bei Tag nicht sichtbar wird.

Allerdings gibt das keine Veranlassung, sich etwa zur Nachtzeit zu fürchten, wie das oft vorkommt; doch kann Niemand ermessen, welche Empfindungen und Eindrücke zu den angenehmen und unangenehmen bei verschiedenen Personen gehören. Ich kenne einen jungen sehr muthigen Mann, der nur bei Licht einzuschlafen vermag, weil er im Dunkeln allerlei Wahrnehmungen der verschiedensten Art macht; es kann eben Niemand aus der eigenen Haut heraus.

Eine nicht minder lächerliche Anmassung der sogenannten „aufgeklärten“ Welt ist die summarische Verurtheilung der sympathetischen Mittel.

Wenn die Sonne auf uns wirken soll, als Masse, so muss auch jeder Bestandtheil derselben auf uns wirken — das haben wir bereits früher erkannt. Demzufolge wirkt auch jeder Stein der Erde auf den Mond, also auch der Stein der Erde auf mich; und er wird um so kräftiger wirken, je grösser er ist und je näher er ist. Die Wirkung, d. h. die wirkende Kraft ist jedenfalls da, nur wird sie z. B. von mir nicht empfunden. Daraus folgt aber keineswegs, dass krankhafte oder sehr fein fühlende Naturen diese Wirkung nicht empfinden sollen. Man kann sich darüber um so weniger wundern, als es thatsächlich Naturen gibt, bei denen diese Wirkung sich bis zur bewussten Empfindung

steigert. Es kann Niemand behaupten, dass es keinen Unterschied machen würde, ob wir in steinernen, eisernen, gläsernen, hölzernen oder Platin-Häusern wohnen würden: das wäre jedenfalls erst zu constatiren, und wenn es, wie wahrscheinlich, auf mich auch gar keinen fühlbaren Eindruck machen würde, so folgt durchaus nicht daraus, dass dies für Alle Giltigkeit habe.

Es ist selbstverständlich, dass der Einfluss von Pflanzen, Thieren und Menschen ein noch grösserer sein wird; ja selbst die Behauptung, dass man den Rothlauf durch einen im Zimmer befindlichen Gimpel zu heilen vermag, der aber dies mit dem Tode bezahle, ist, falls die Thatsachen es bestätigen sollten, keine unbegreifliche Sache; denn das kann keinem Zweifel unterliegen, dass der Mensch auf ein im Zimmer befindliches Thier et vice versa wirke. Ich werde allerdings als Kranker den Gimpel nicht als Arzt oder Arznei nehmen, weil diese Legende — wenigstens für mich — kein Erfahrungssatz ist. Aber es wird mir nicht einfallen, a priori die Unmöglichkeit zu behaupten.

Ich bin kein Verfechter der Jäger'schen Theorie in Bezug auf die gerochene oder Riech-Seele, aber etwas Wahres ist denn doch an der Sache. Ein junges Mädchen riecht anders als eine ältere Frau, eine blonde anders als eine schwarze oder gar rothe; selbst die Frauen, wenn sie in der Hoffnung sind, und zwar gleich in der ersten Zeit nehmen manchmal eine andere Ausdünstung an, namentlich jene, die in diesem Zustande merklich üppig werden. Dass die Neger anders riechen als die Weissen, ist die Ansicht der Reisenden und auch der Haifische. Dass die Kühe eine medicinische Wirkung haben, und dass die Kutscher stinken, ist bekannt. Wer kennt nicht den durchdringenden Geruch des Bockes oft auf zwanzig Schritte? Ich wurde bei dem Tragen eines nach innen gekehrten Pelzes aus Fellen des weissen sibirischen Wolfes in der ersten Zeit von den

Hunden aufgenommen, und musste mich gegen grosse Fleischerhunde vertheidigen. Es wäre aber lächerlich, zu glauben, dass die Wirkung erst dort beginne, wo das Riechen anfängt, und ist es darum lächerlich, die Einwirkung eines Gimpels läugnen zu wollen; ob diese sich bis zur Heilung einer Krankheit steigere, ist freilich eine andere Frage, die nur durch die Erfahrung gelöst werden kann. Doch muss man sich selbstverständlich hüthen, einige Erfolge oder Misserfolge für entscheidend zu halten. Die Naturen sind von einer unglaublich verschiedenen Empfindsamkeit. Bei einem meiner Nachbarn erkrankte ein Ochs und ein Knecht. Ich erinnere mich nicht mehr, ob die Unkenntniss der Schrift oder eine Verwechslung in der Apotheke die Veranlassung wurde, dass der Knecht eine grosse Flasche Ochsenmedicin und der Ochs eine kleine Flasche menschlicher Arznei zu sich nahmen — das Resultat war, dass der Ochs umstand und der Knecht genas! Eine eigenthümliche Illustration des alten Satzes: *Quod licet Jovi, non licet bovi!*

Der Abergläubige fürchtet den bösen Blick einzelner Menschen; ist aber nicht jede Annäherung eine vermehrte Einwirkung? Ist der Wille nicht etwa auch eine der Vermehrung fähige Kraft? Alexander Humboldt sagt, dass jeder Willensact einer elektrischen Entladung gleich zu setzen sei; er kann — gleichviel auf welche Weise — eine grosse oder geringe Energie entwickeln. Haben selbst die sogenannten Aufgeklärten nicht ihre Sympathien und Antipathien? Wie denn, wenn sich diese auf eine unbewusste Wirkung, Ahnung oder Erfahrung gründen würden?

Ich erlaube mir einen Aufgeklärten zu fragen, ob er, wenn er in der Gasse von einem fallenden Stück eines Dachziegels mehrere Male an der selben Stelle getroffen würde, trotz aller Begründung durch den „sonderbaren Zufall" nicht der Stelle ausweichen würde? Nun genügt schon die

Die aufgeklärte Welt thäte wohl, etwas vorsichtiger mit ihrer „Aufklärung“ zu sein, und das umsomehr, als sie sich ja so oft blamirt! Wenn ein unwissender Bauer in einem Zufalle ein Naturgesetz sieht, oder vielmehr einen nothwendigen Zusammenhang findet, der nicht besteht, so folgt daraus nicht, dass ein nothwendiger Zusammenhang dort nicht bestehe, wo ihn ein „Aufgeklärter“ nicht sieht. Was ist Zufall? Ein unverstandener Zusammenhang von Ursache und Wirkung, denn es ist ja Alles nothwendig. Die Aufgeklärten sind im entschiedenen Rechte, wenn sie Uebernatürliches verwerfen, weil es das nicht gibt, aber es ist nicht Alles übernatürlich, was die „Aufgeklärten“ nicht verstehen.

Der berüchtigte Paracelsus von Hohenheim sagt: Ehe die Welt untergeht, müssen noch viele Künste, die man sonst der Wirkung des Teufels zuschrieb, offenbar werden, und man wird alsdann einsehen, dass die meisten dieser Wirkungen von natürlichen Kräften abhängen.“ Er huldigte zwar sympathetischen Heilmitteln und Talismanen, doch that er dies, wie Lessing bemerkt, weil die Erfahrung, nicht weil seine Ueberzeugung dafür Bürgschaft leistete.

Die Transmutation unedler Metalle in edle war das Streben und die Beschäftigung der Mystiker aller Jahrhunderte, mit Ausnahme des jetzigen, in welchem wenigstens in Europa nichts von alchemistischen Versuchen bekannt ist. Die Alchemisten gingen von der Voraussetzung aus, dass die Metalle nicht einfache, sondern aus drei Elementen zusammengesetzte Stoffe seien, und glaubten dem einen den Glanz und die Schmelzbarkeit zuschreiben zu müssen (*Mercurius*), dem anderen die Härte und dem dritten die Färbung.

Was nun die Voraussetzung der Zerlegbarkeit der Metalle anbelangt, so kann man diesen Gedanken der Alchemisten gerade nicht unberechtigt finden. Erstens ist es

oder wo vor dem Kaufe Karten beseitigt werden, wie beim Piquet, ganz besonders aber bei Hazardspielen, wo alles auf den sogenannten „Spurius“, die Inspiration, ankommt.

Nehmen wir nun den Fall an, dass durch Zufall ein Spieler in Gegenwart einer bestimmten Person öfter gewonnen oder verloren hat, und dass er das bemerkt; wird das keinen Einfluss auf ihn haben? Kann man leugnen, dass die Stimmung auf unser Thun und Lassen keinen Einfluss habe? Der Redner im Parlamente, der Schütze im Walde, der Schüler in der Schule, die meisten Menschen können durch die verschiedensten, oft nur zufälligen Umstände, befangen werden, ganz gewiss auch der Spieler. Ja noch mehr! Ein Mensch wirkt auf einen andern, er erzeugt Schwingungen in seinem Nachbar, es muss daher nicht nur zufällige Erfahrung oder vorgefasste Meinung eine Einbildung hervorrufen, sie könnte sogar durch physikalische Gründe motivirt gedacht werden. Dass die Laune in einem innigen Zusammenhange mit dem Gelingen unserer Absichten stehe, ist nicht zu leugnen; der Redner, der Musiker, der Maler, der Feldherr sind gut oder schlecht disponirt, und es kann diese Disposition von einem verdorbenen Magen ebenso wie von der Gegenwart einer Person herrühren, als andererseits Gesundheit und sympathische Personen eine gute Stimmung hervorzurufen im Stande sind.

Wenn der Jäger das Begegnen eines alten Weibes als ein übles Zeichen und das Begegnen eines jungen Mädchens als ein gutes Zeichen ansieht, so hat das seine Richtigkeit, wenn ihm der eine Anblick, wie begreiflich, lieber ist als der andere, und ihn in die bessere Stimmung versetzt. Auf der Jagd kommt es eben so sehr auf den richtigen Instinct, als die richtige Intuition an. Nur wer diese Eigenschaften in einem gegebenen Momente besitzt, wird eine gute Jagd haben. Der gute Muth ist halber Gewinn, und alles, was diesen stört, ist schon ein Hinderniss mehr.

färbende Eigenschaft zuschrieben. Können wir thatsächlich Mischungen erzeugen, welche gelb, goldähnlich oder weiss, silberähnlich sind, so ist es offenbar nur eine Frage der Erfahrung, ob und wann sich die eigentlichen wenigen Elemente der Metalle finden lassen werden. Jeder Goldarbeiter und Chemiker wird zugestehen, dass das Gold selbst bei gleichem Gehalte und ohne findbare Legirung verschiedene Farbe und Cohäsion hat, was abermals gegen die Einfachheit spricht.

Die ganze Frage beruht also auf der Entscheidung, ob solche Transmutationen wirklich geschehen sind, ob es solche sogenannte Adepten wirklich gegeben hat. Verständigen wir uns vorerst über die vermeintlichen Adepten.

Wie in allen Zweigen des Wissens und Erwerbens, hat es begreiflicherweise auf diesem Gebiete Schwindler und Betrüger gegeben, welche den Aberglauben und die Habsucht ihrer Zeitgenossen ausbeuteten; von diesen ist nicht die Rede. Von dem Reste jedoch müssen die Vergolder und die Erzeuger gold- und silberähnlicher Mischungen von den eigentlichen Transmutatoren unterschieden werden; selbst diese zerfallen in zwei wesentlich verschiedene Classen, solche, von denen behauptet wird, dass sie im Besitze der Tinctur waren, und solche, welche sie zu erzeugen vermochten, also die wirklichen Adepten, deren nach Professor Schmieders*) Ansicht nur fünf gewesen sein sollen: Setonius, Philaletha, Wagnereck, Laskaris und Sehfeld. So ein gründlicher Kenner der Geschichte der Alchemie Schmieder auch ist, so geht das aus seinen Schriften nicht hervor; denn angenommen, dass sie grössere Massen der Tinctur gehabt oder besser gewirthschaftet hätten, so liesse sich der Umstand ganz gut erklären, dass sie Zeitlebens sich das Renommée

*) Geschichte der Alchemie. Halle 1832.

eines wirklichen Adepten sichern konnten. Die Thatsachen, die er anführt, beschränken sich lediglich auf die Projection der Metalle mittelst eines Pulvers, aber nirgends auf die Fabrication des letzteren *). Doch das ist Nebensache. Es genügte für uns die Sicherstellung, dass aus Blei oder Quecksilber wirklich Gold erzeugt wurde; unmöglich ist es gewiss nicht, aber ist es thatsächlich?

---

*) Durch irgend Jemand muss nun allerdings ein solches Pulver oder Verfahren gefunden worden sein, aber es müssen die bezeichneten fünf Adepten darum keine solchen sein. Zöllner wollte bekanntlich mit Hilfe Slades und der vierten Raumdimension die das polarisirte Licht rechtsdrehende Weinsäure in linksdrehende Traubensäure verwandeln: gesetzt nun, es wäre gelungen, würde das eine immer darzustellende Manipulation sein? Wer weiss, ob die molekulare Revolution in den Metallen eine einfache, bewusste, von dem Experimentator voll beherrschte Aufgabe ist? Wer in die Natur dieser Individuen, in ihr Schicksal und in ihre Handlungsweise einen Blick gethan, so weit es das Material zulässt, wird sehr geneigt sein, es zu bezweifeln, und wird sie zu den anormalen Organisationen zählen. Es mag immerhin der Zufall gewollt haben, dass Besitzer oder Erzeuger der Tinctur jahrelang fruchtlos an deren Wiedererzeugung gearbeitet, aber dieser Act, die Production, ist nirgends in der Geschichte der Alchemie als ein sichergestelltes mit Nothwendigkeit eingetretenes Ereigniss zu finden. Dass Hellseher ein in ihrem bewusstlosen Schlafe gegebenes Versprechen unwiderstehlich im bewussten Zustande halten, ohne von dem Versprechen Erinnerung zu haben, dafür habe ich zwei eclatante Fälle; dass hellsehende Personen mit einer Sicherheit und Sachkenntniss manchmal handeln, die sie im wachen Zustande nicht haben, ist bekannt. Sollten die Unwissenheit und Standhaftigkeit der vermeintlichen Adepten hier ihre Wurzeln haben? — Ich kann diese Frage nicht beantworten. Ich habe eine Brochure vom Jahre 1707 Joh. El. Müller über den Stein der Weisen, welcher die Transmutation als eine ganz ausser Zweifel stehende Thatsache zugibt, aber den Nachweis liefert, dass es niemals in der Macht der vermeintlichen Adepten gelegen, die Tinctur mit Sicherheit zu erzwingen. Entsprechend seinem Zeitalter, schreibt er das ausnahmsweise Gelingen der besonderen Gunst Gottes zu, und eifert gegen die Misshandlung der Adepten.

Man kann auf diese Frage nur die Antwort geben: „Wenn die historischen Data genügen, um die Ermordung Wallensteins in Eger als zweifellos gelten zu lassen, so ist das Factum der Goldprojicirung noch weit besser als historisch richtig erwiesen.“ Der Leser urtheile selbst, wenngleich ich nur einen kleinen Bruchtheil, und diesen nur im Auszuge bringe, hinzufügend, dass eine grosse Zahl sehr achtungswerther Männer der Wissenschaft dasselbe aussprechen. Ich schicke noch voraus, dass fast Alle, welche in den Besitz der Mittel gelangt waren, oder ihren Zeitgenossen diese Meinung beizubringen vermochten, die Eitelkeit hatten, sich für Adepten auszugeben, was sie gewöhnlich mit der Folter und manchmal auch mit dem Tode bezahlten.

Von Alexander Setonius, einem Schotten, wird berichtet, dass er in Holland bei einem gewissen Hansen den 13. März 1602, Nachmittags 4 Uhr, ein Stück Blei in Gold tingirte. Ein Jahr darauf erhielt Johann Wolfgang Dienheim zu Freiburg von demselben Setonius ein Pulver, mittelst welchem er selbst Blei in Gold tingirte, was er selbst umständlich berichtet. Die nächsten Spuren finden sich in Strassburg, wo auf ähnliche Weise ein gewisser Güstenhöfer von Setonius beschenkt wurde, der sich aber schon für einen Adepten ausgab, was die Veranlassung wurde, dass Kaiser Rudolph II. davon Kunde erhielt, und Untersuchung und dessen Festnahme anbefahl. Der Rath von Strassburg schickte drei seiner Mitglieder, deren Namen ich auch herschreiben könnte, welche die Sache untersuchten und vor welchen Güstenhöfer dreimal tingirte, und zwar, indem jeder von ihnen eine Bleikugel mitbrachte, das Pulver erhielt, und den Schmelzprocess selbst besorgte. Auf nochmaligen Befehl des Kaisers wurde er festgenommen, gestand, dass er der Adept nicht sei, kein Pulver mehr habe, doch das half ihm nicht, er wurde festgesetzt.

Darauf tingirte Setonius in Frankfurt am Main, dann in Köln bei Apothekern und Goldarbeitern, dann in Helmstädt, dann in München, dann in Crossen in Gegenwart des Churfürsten, endlich in Dresden, wo ihn der Churfürst Christian aus Dankbarkeit foltern liess, welche Procedur er wiederholte, bis ihm die Aerzte erklärten, dass er weitere Foltern nicht mehr zu überstehen vermöchte. Man versuchte es dann in Güte, doch war aus ihm nichts herauszubringen. Er bestach seinen Wärter, Sendivogius, mit Hoffnungen, der ihn auch nach Krakau entführte, doch erlag Setonius auf der Fahrt seinen Schmerzen, hinterliess das, was er noch verborgen hatte, diesem, der auch damit tingirte, so weit es reichte. Alles das findet sich genau detaillirt und mit den Quellen belegt bei Schmieder und vielen Anderen, mit der übereinstimmenden Proportion der tingirten Metalle. Sendivog, der Erbe Setons, tingirte dann vor Kaiser Rudolph, ward eingesperrt, freigelassen, kam zum Herzog Friedrich von Würtemberg, der ihn auch einsperrte und aller Kleider beraubte. Er wurde endlich freigelassen, und der geistige Urheber dieses Verfahrens, Müllenfels, im Jahre 1607 gehängt. Als Sendivog keine Tinctur mehr hatte, wurde er ein Schwindler.

Doch gehen wir weiter. Es liegen Zeugnisse, worunter Richelieu's, über einen gewissen Dubois vor, welcher vor jenem tingirte, und als er angab, dass er die Tinctur nicht machen könne, aufgeknüpft wurde. Sollte das der Cardinal gethan haben, wenn er nicht früher überzeugt worden wäre? In England unter Jacob wurde ein gewisser Buttler verhaftet, weil man das von ihm erzeugte und verwerthete Gold für falsch hielt und es erwies sich als echt; er entfloh. Wir wollen nunmehr eine ganze Reihe überspringen, weil das Beweismaterial der folgenden Geschichten schlagend ist.

Kaiser Ferdinand dem III. wurde von einem gewissen Richthausen ein Gran rothes Pulver im Jahre 1648 über-

geben, mit welchem der hiezu berufene Oberbergmeister Graf Russ in Gegenwart des Kaisers tingirte, und zwar drei Pfund Quecksilber in dritthalb Pfund Gold, welches Verhältniss dem der Tinctur Helmonts und Philalethas entsprach. Der Kaiser war so hoch erfreut, dass er den Richthausen zum Freiherren Chaos machte, und in Chemnitz anstellte. Er liess eine Goldmünze aus diesem Golde schlagen, welche die Aufschrift trug: *Divina metamorphosis an. MDCXLVIII in praesentia sac. Caes. Majes. Ferdinandi Tertii.* Auf der Rückseite steht: *Raris haec ut hominibus est ars, ita raro in lucem prodit. Laudetur Deus in aeternum, qui partem suae infinitae potentiae nobis suis abjectissimis creaturis communicat.* Diese Riesen-Medaille hat unter Leopold dem Ersten noch existirt. Im Jahre 1650 wurde in des Kaisers Gegenwart eine zweite Transmutation durch einen Anderen auf Blei gemacht, und abermals eine Denkmünze geschlagen mit der Aufschrift: *Aurea progenies plumbo prognata parente.* Der obige Chaos besass noch Tinctur, mit welcher er vor dem Churfürsten von Mainz Johann Philipp projicirte.

Zu Anfang des vorigen Jahrhundertes zeigten sich die Spuren des Laskaris, welcher eine grosse Zahl Menschen mit Tinctur beschenkte, worunter wahrscheinlich einen gewissen Caetano, der an vielen Höfen und namentlich in Berlin oft tingirte; als er das nicht oft genug machen konnte oder wollte, wurde ihm der Process gemacht und er wurde gehängt. Was endlich den berühmten Sehfeld anbelangt, so sind dessen Tincturen in und um Wien so sichergestellt gewesen, dass selbst eine Maria Theresia nicht Anstand nahm, dem armen Teufel peinlich sein Geheimniss zu entreissen, und da er standhaft blieb, ihn nach Temesvar abzuführen. Kaiser Franz erfuhr durch den Festungs-Commandanten von der Sache, liess in Wien Erhebungen machen, die so schlagend waren, dass er bei seiner Gemalin durchsetzte, Sehfeld in Freiheit zu setzen. Er wurde zwei ganz

verlässlichen Officieren anvertraut, mit denen er durchbrannte. Der Chemiker Heinrich Gottlob Justi hat den Vorgang genau untersucht, und in seinen chemischen Schriften II. Band darüber berichtet. Spuren von Sehfeld sind später in Amsterdam und ein ganz besonders sichergestellter Fall in Halle zu finden. Sehfeld beschenkt einen gewissen Reussing, einen Apotheker, flieht, gewitzigt durch die Wiener Erfahrungen, und die Transmutationen wurden nachträglich auf eine Weise gemacht, dass Schmieder diesen für den wichtigsten Beweis der Wahrheit der Alchemie erklärt.

Alles das ist nur ein kleiner Bruchtheil der historischen Beweise für die geschehene Umwandlung. Ich kann daher die Frage stellen, ob für eine Thatsache, die an sich nichts Unmögliches hat, sondern vielmehr höchst wahrscheinlich ist (nämlich die Nichteinfachheit der Metalle), die also einzig allein durch die Erfahrung bestätiget werden kann, der historische Beweis erbracht sei, oder nicht? Ich frage, ob man berechtigt ist, sowohl vom wissenschaftlichen als historischen Standpunkte die Transmutation der Metalle für einen Aberglauben zu erklären?

Wären die Machthaber nicht so habsüchtig und gewissenlos gewesen, würde die Wissenschaft eine geringere Selbstüberhebung haben, wer weiss, ob die Alchemie wenigstens in diesem Punkte nicht schon gerechtfertigt wäre? Für die Gesellschaft in ihrer jetzigen Organisation wäre das allerdings eine grosse Verlegenheit, und ist es fast besser, dass die Kenntniss, wie es scheint, verloren gegangen.

Wäre es eine ausgemachte Sache, dass die Metalle einfache Stoffe, wirkliche Elemente seien, dann könnte man allerdings die Transmutation für eine Unmöglichkeit erklären; sobald dies aber nicht sichergestellt, ja nicht einmal wahrscheinlich ist, so ist die Kenntniss der Transmutation nur eine Frage der Zeit und des Zufalles. Man müsste freilich darüber denken und experimentiren, doch das erlaubt

der wissenschaftliche Nimbus nicht! Dieser wissenschaftliche Nimbus geht so weit, dass ein Leibarzt der Maria Theresia einen grossen Theil ähnlicher alter, vielleicht sehr werthvoller Schriften verbrennen liess, nicht etwa aus religiösem Fanatismus wie Omar, sondern nach dem Satze: „Was ich nicht weiss und begreife, das ist gar nicht!"

Es ist allerdings jedem gestattet, die Zeugnisse von Tausenden zu verwerfen, wenn sich auch darunter ernste und durch Stellung und Wissen ausgezeichnete Persönlichkeiten befinden; es steht jedem frei, alle gerichtlichen Acte zu verwerfen — ein solcher muss aber dann auf jeden historischen Beweis und die Giltigkeit der Geschichte überhaupt verzichten.

Man hat sich viel über die Astrologie lustig gemacht und mit Recht; denn es ist wahrlich komisch, welche Zusammenhänge die Astrologen für möglich hielten; Eines ist aber eine ganz zuverlässige Wahrheit, nämlich der Einfluss der Gestirne. Nur ein Ignorant, der weder den Einfluss des Mondes auf Mondsüchtige, (die schon zur Zeit der Griechen σεληνιακοι oder σεληνιαζομενοι hiessen), noch auf die Ebbe und Fluth, der weder die Entdeckung des Neptuns aus Störungen auf die Bahn des Uranus, noch die Spectralanalyse kennt, kann den Einfluss der Gestirne bis auf uns läugnen. Nur weil die Planeten aus so vielerlei Stoffen bestehen und so weit sind, wissen unsere einfachen Sinne nichts von den Wirkungen. Bewaffnet mit Instrumenten, die empfindlicher sind als unsere Sinne, können wir sie aber nachweisen. Wer kann mit Gewissheit sagen, ob feinfühlende, kranke Menschen nicht beeinflusst werden könnten? Man lese die Geschichte von der Seherin von Prevorst, die Schriften Perty's, Fichte's, Fechner's und Reichenbach's und man wird genug Beispiele finden, die von einer unglaublichen Sensibilität zeugen. Und wenn einzelne Fälle auch anfechtbar sind, so ist ihnen allen doch eine Beweiskraft

zuzuschreiben, nach der Ansicht selbst des vorsichtigen Kant. Fourier und Fechner haben den Gestirnen Einflüsse zugeschrieben und sie selbst beseelt, was allerdings einer genügenden Begründung entbehrt.

Mein Leser muss nur Eines vor Augen behalten: wenn die Erfahrung wirklich das eine oder andere der sympathetischen Mittel als richtig bezeichnen würde, so liegt das Aussergewöhnliche nicht auf Seite des Mittels, sondern auf Seite der Empfindlichkeit der Person. Denn Alles wirkt, nach allen Richtungen und auf Alles; aber empfunden wird davon nur ein unendlich kleiner Bruchtheil!

Zu dieser Ueberzeugung muss mein Leser durch den Nachweis der phänomenalen Natur unserer Sinneswahrnehmungen gekommen sein.

Bekannt ist der Brief Göthe's an Schiller, der sich wegen seiner Anwendung der Astrologie in seinem Wallenstein an ersteren wendete. „Der astrologische Aberglaube beruht auf dem dunklen Gefühle eines ungeheuren Weltganzen. Die Erfahrung spricht dafür, dass die nächsten Gestirne einen entschiedenen Einfluss auf Witterung, Vegetation u. s. w. haben; man darf nur stufenweise aufwärts steigen und es lässt sich nicht sagen, wo diese Wirkung aufhöre". Ist die Gegenseitigkeit der Gravitation eine Wahrheit, so ist die Fernwirkung eine bewiesene Sache und das ganze Resultat hängt von der Fähigkeit ab, die wir haben, auf Einwirkungen im Wege der Vorstellung zu reagiren, um etwas davon zu wissen; dass aber ein weit grösserer Theil der Einwirkungen für uns von Folgen ist, als derjenige, der in unseren Vorstellungsapparat hinein kann, ist klar.

Es würde gewiss die Mühe lohnen, die verschiedenen im Volke herrschenden Sagen und Maximen zu sammeln, und sie vom objectiven Standpunkt zu analysiren; ist es

nicht auffallend, dass man die Schattenlosigkeit als ein sicheres Symptom eines übermenschlichen Wesens bezeichnet? Natürlich! Weil es nur in meinem Kopfe, in meiner subjectiven Vorstellung existirt, und keine objective Realität hat. Auf welche Weise diese Vorstellung hervorgebracht wird, ist allerdings eine andere Frage; denn die Veranlassung dazu kann allerdings in die intelligible Welt oder doch Anschauungsweise hineinragen. Die veranlassende Ursache kann auch in der vierten Raumdimension ihren Sitz haben, und dann allerdings in die dreidimensionale einen Schatten werfen, oder für diese ganz unwahrnehmbar sein.

Drei Dinge sind es, auf welche der Leser bei Beurtheilung derartiger Geschichten immer Rücksicht nehmen muss: 1. die durch die Gravitation nothwendige Allgegenwart der Atome, 2. die Existenz des Metaorganismus in unseren Zellen, 3. die Phänomenalität unserer Raumanschauungen und Zeitverhältnisse. Unter Berücksichtigung dieser drei Factoren wird es meinem Leser leicht werden, das Denkbare von dem Undenkbaren zu unterscheiden; dass nun dasjenige, was denkbar ist, darum noch nicht wirklich sein muss, ist selbstverständlich.

Wer sich von den Vorurtheilen des gemeinen Verstandes emancipirt hat, der wird nicht nur richtiger erkennen, sondern auch besser und moralischer handeln, weil er neue und kräftige Motive zur Hingabe an die Culturentwickelung findet.

Wenn die Aufgeklärten sich über den dummen Aberglauben lustig machen, so ist das in so weit erlaubt und zulässig, als die Menschen wirklich für Wirkungen ganz blöde Ursachen annahmen, aber das ganze Material so per Bausch und Bogen zu verwerfen, geht doch nicht. Das Schauen in den magischen Spiegel oder dunkle glänzende Gegenstände und Flüssigkeiten heisst z. B. heutzutage „Hypnose“, ohne Anlass war der Aberglaube also nicht;

wenn die alten Geisterbeschwörer Zirkel machten, räucherten und per turbam veneris Geister beschworen, so sind diese verschiedenen, mitunter hoch komischen Hilfsmittel doch sehr leicht die Veranlassung gewesen, die phänomenale Befangenheit im Wege der Einbildung, der Dämpfe etc. abzuschwächen, die Einbildungskraft oder die mediuminischen Eigenschaften zu heben, und dadurch zu den gleichen Resultaten zu kommen, wie man heutzutage ohne diesen Firlefanz auch gelangt. Die englischen Journale veröffentlichen seit Wochen Sitzungsberichte mit einer Msr. Esperance, wo an einem Abende 4 bis 5 Erscheinungen mitunter bekannter Persönlichkeiten vor 12 Theilnehmern stattfinden. Die Mystiker lehrten, dass man mit der Leber irgend einer Kröte in der Hand aus Frauen Orakelsprüche herausbringe; nun, wenn ein Hansen mit oder ohne eine solche Leber an ein geeignetes Individuum herantritt, so wird es auch gehen. Ob diese Orakel etwas werth sind, ist freilich eine andere Frage!

Es wird von den Aufgeklärten als dumm und lächerlich bezeichnet, die Wirkungen solchen Ursachen zuzuschreiben, wie das zum Theile unsere Väter thaten; doch ist dann die Argumentation der „Aufgeklärten": weil wir den Causal-Zusammenhang nicht begreifen, die Ursachen nicht kennen, so dürfen die Wirkungen keine Thatsachen sein, noch weit dümmer und lächerlicher. Die guten Herren haben den Satz des alten Kant vergessen: „man muss nicht Alles glauben, was die Leute sagen, aber auch nicht, dass sie es ohne Grund sagen!"

Wie Unrecht die moderne Wissenschaft hat, über die alten Mystiker vornehm hinwegzugehen, dafür will ich aus Mangel an Raum nur ein einziges Beispiel anführen, und dieses lautet „Cornelius Agrippa von Nettesheim." Es ist nun allerdings richtig, dass man sich des Lachens mitunter kaum erwehren kann, wenn man den damaligen Zustand

unseres Naturwissens zu Gesicht bekommt, aber wer ist Bürge, dass in abermals 400 Jahren unsere Nachkommen nicht ebenfalls ein Lächeln überkommen wird, wenn sie Schriften der jetzt gefeierten Naturforscher zur Hand nehmen werden? Dass aber Agrippa in Bezug auf Objectivität und Gedankentiefe den modernen Naturforschern weit überlegen war, das mag der Leser selbst prüfen, obgleich ich ihm nur wenige Stellen aus einem einzigen seiner Werke vorführen kann.

Agrippa hatte keine Kenntniss von dem, was wir Kraftlinien genannt haben, und konnte sie nicht haben; denn die anziehende Kraft der Materie, die Natur der Licht- und Wärmeschwingungen, waren ihm unbekannt. Nichtsdestoweniger kannte er analoge Wirkungen und schob sie einfach auf die Luft, als eines der Elemente, von welcher er sagt, „dass sie die Gestalten aller sowohl natürlicher als künstlicher Gegenstände, sowohl die Laute jeglicher Rede, wie ein göttlicher Spiegel aufnehme, dieselben festhalte und mit sich führe. Indem sie in die Körper der Menschen und Thiere durch die Poren eindringt, drückt sie diese Bilder im schlafenden und wachenden Zustande ein, und gibt Anlass zu verschiedenen wunderbaren Träumen, Ahnungen und Weissagungen. Daraus lässt lich erklären, warum Manche beim Vorübergehen an Stellen, wo Menschen getödtet oder beerdigt wurden, von einer plötzlichen Angst und Beklemmung befallen werden." Er constatirt, dass „je nach Fähigkeit des Aufnehmenden" der Eindruck „zu den Sinnen des Einen klarer als zu den des Anderen" gelange. Dass ferner ohne die „Vermittlung eines Geistigen" ein Mensch auf den Anderen in der Entfernung nicht wirken könne; dass er aber dies — wie auch Tritheim — öfter mit Erfolg gethan. „Et ego id facere novi et saepius feci. pag. 20.

Der Hypnotismus war Agrippa längst bekannt, indem er verschiedene glänzende Gegenstände zu diesem Zwecke

als geeignet anführt (6. Cap.), auch ein Glas Wasser, was schon die Perser wussten. An der Existenz der Meteorsteine zweifelte er nicht, wie noch im Anfange dieses Jahrhundertes die französische Akademie der Wissenschaften, er glaubte auch nicht, dass sie die Keime transportiren, sondern er meint, dass der „*lapis fulminis*“ ein Product des Feuers sei.

Dass die „Formen“ das Product geheimnissvoller Kräfte seien, spricht er im 10. Capitel aus; er ist bescheiden genug, um einzugestehen, von ihnen nichts zu wissen; ja selbst die Umwandlung der Speisen im Magen betrachtet er als einen unaufgeklärten Vorgang, da die blosse Wärme nicht ausreicht, „es müssten sich ja sonst die Speisen am Herde“ auch in Säfte u. s. w. verwandeln. Wie nüchtern klingt diese Sprache im Vergleich zur vermeintlichen Allwissenheit unserer Naturforscher, die gar nicht bemerken, dass sie von dem Allen auch nichts wissen.

Der im dritten Bande der Vorurtheile durchgeführte Gedanke, dass wir nur phänomenale Erscheinungen anderer Wesenheiten seien, war Agrippa ganz geläufig; er sagt im 11. Capitel, dass „die Platoniker alle Gegenstände — *omnia inferiora* — der Welt für Abbilder höherer Ideen — *ideata a superioribus ideis* — gehalten, und schliesst sich dieser Ansicht — man möchte fast sagen im Sinne der vierten Raumdimension — an, indem er hervorhebt, dass „jede Art der Naturgegenstände die ihr entsprechende himmlische Figur hat“, er sagt (pag. 52), dass die Akademiker in Uebereinstimmung mit Hermes Trismegistus, dem Brahminen Jarchas und den hebräischen Kabalisten behaupten, dass Alles, was in der „sublunaren“ Welt der Erzeugung und Verwesung unterworfen sei, sich auch in der himmlischen Welt befinde, nur auf eine andere Weise „*modo quodam coelesti*“. Ich frage nun, wer dachte richtiger, die

alten Mystiker, oder die „aufgeklärten“ Anhänger des Gottes „Kraft und Stoff“?

Das 64. Capitel ist allen Magnetiseuren anzuempfehlen, und zeigen sich deutlich die Spuren des Meta-Organismus in den Gedanken Agrippa's; wie sich der Mensch durch die Willenskraft mit seiner Phantasie an andere Orte versetzen könne, und wie ein Priester nach Celsus sich wann immer in einen bewusstlosen Zustand versetzen konnte, in welchem er keinen Schmerz empfand, und doch Stimmen, wie aus weiter Ferne, hörte u. s. w.

Was hingegen den gräulichen Unsinn über die Wirkung so verschiedener Mittel, die Agrippa anführt, anbelangt, so muss man erwägen, dass er sich in der Regel darauf beschränkt, gehörte oder gelesene Thatsachen anzuführen, nicht aber etwa gewöhnliches Gewäsche der Leute, sondern Aesserungen eines Pythagoras, Ovid, Virgil, Homer und Cicero; dass er an mehreren Stellen ausdrücklich hervorhebt, dass da nicht die Vernunft, sondern nur die Erfahrung entscheiden könne, und dass er im 67. Capitel ausdrücklich hervorhebt, dass der Wille und die Aufmerksamkeit der Seele auf einen gewissen Gegenstand gerichtet sein müsse, wenn sie ihre magische Kraft äussern soll; er sagt wörtlich: „Darin liegt der Grund der Wirkung der Charaktere, der Bilder, Zauberformeln, magischen Worte u. s. w.“

Der Leser kann aus diesen ganz kurzen Andeutungen aus der „Philosophia oculta“ entnehmen, dass, so überlegen die Herren Naturforscher der Gegenwart den Mystikern des Mittelalters an Wissen begreiflicher Weise auch sind, sie in Bezug auf Objectivität und Tiefe der Gedanken einem Agrippa weit nachstehen. Die Geschichte wird das 19. Jahrhundert das des industriellen und technischen Aufschwunges, aber auch das der naturwissenschaftlichen Ueberhebung und Gedankenlosigkeit nennen.

Elftes Capitel.

Der praktische Werth der vorurtheilsfreien Weltanschauung.

Die Männer der Wissenschaft. — Der Verfall der Civilisation. — Die Blauen.

I. Der wissenschaftliche Club in Wien.

„Hellenbach wünscht Bundesgenossen für seine Ideen zu finden. Für viele derselben wird es ihm gelingen, obwohl er sich immer mit dem *multum*, anstatt mit den *multis* wird zufrieden geben müssen. Für den ersten Theil verspreche ich ihm solche auch aus unserem Kreise; für den zweiten Theil hingegen kaum einen. Warum in die Ferne schweifen, sieh, so Vieles liegt noch nahe, was erst unvollständig gekannt ist, einer gründlicheren Erforschung bedarf und aus dessen besserem Verständniss grösserer materieller wie intellectueller wie ethischer Nutzen erwachsen muss! Es ist einmal eine Zeitverkennung, ausserdem aber geradezu eine Zeitverschwendung, sich in das Gebiet metaphysischer, transscendentaler Speculationen zu erheben, eine vierte Raumdimension auszuklügeln, die Identität der projicirenden Kräfte innerhalb und ausserhalb des Zellenorganismus nachweisen zu wollen, eine Palingenesis als unvermeidliches Postulat der Entwicklungstheorie hinzustellen u. dgl. m. Für die moderne Wissenschaft gibt es nur eine sichtbare Welt; wo Träume von einem Jenseits, von einer immateriellen Existenz, von höheren Wesensreihen sich für Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung ausgeben, da wendet sie ihnen den Rücken, auf die

Gefahr hin, sich den Vorwurf der Beschränktheit und Engherzigkeit zuzuziehen. Hellenbach scheint zu fühlen, dass er besser gethan hätte, den Leser nicht, wie er ihm versprochen, aus der hungernden Arbeiterfamilie in schwindelnde Regionen zu führen. Ihm selbst wurde da schwindlig zu Muthe und er fordert darum auf, den Gedanken wieder zurück auf das dringende Bedürfniss der socialen Abhilfe zu lenken."

So zu lesen in den Monatsblättern des wissenschaftlichen Clubs in Wien vom 15. Februar. Natürlich, was sollen solche „spiritistische Phantastereien" eines Menschen, der sich „von dem Vorurtheile, an ein angeblich in jedes Menschen Brust ruhendes Religionsbedürfniss zu glauben, das er für ein Privilegium der Menschheit hält, frei zu machen" nicht vermag!

Dieses Gutachten des wissenschaftlichen Clubs, oder vielmehr seines Organes, kam gerade zur rechten Zeit, um daran einen praktischen Beleg für die Nothwendigkeit des Beweises zu haben, wie wenig „Phantastisches" und wie viel „Ethisches und Praktisches" in diesen metaphysischen Grübeleien liegt, und wie nothwendig sie sind. Ich entschloss mich daher, diese ansonst ganz wohlwollende Recension auszugsweise à tête dieses Capitels zu setzen, hinzufügend, dass ich es hier nicht mit dem Recensenten, sondern dem wissenschaftlichen Club zu thun habe. *Amicus personae, inimicus causae!*

Was das Religionsbedürfniss anbelangt, so ist damit gewiss keine der herrschenden Religionen von mir je gemeint worden, ich konnte unmöglich darunter etwas Anderes verstehen, als das metaphysische Bedürfniss, der Welt irgend welche Unterlage zu geben. Wenn man sagt, die Menschheit habe Ohren um zu hören, und Augen um zu sehen, so wird das Niemand deshalb beanständen und etwa wörtlich nehmen, weil es Blinde und Taube gibt; es ist mir daher nicht beigefallen, dass ausnahmslos Alle ein metaphysisches Bedürfniss haben; im Gegentheile, ich hätte zweifelsohne gewettet, dass im wissenschaftlichen Club nur eine Minorität

dazu zählt. Ein „Privilegium der Menschheit“ aber ist es doch, denn das intelligenteste Thier, der Elephant, hat zuverlässig kein metaphysisches Bedürfniss und lebt nur in der phänomenalen Welt. Das Thier gibt sich dieser ganz hin, und darum ist es eben ein Privilegium der Menschheit, sich über Essen, Trinken und etwaige Kunstgenüsse hinaus noch um etwas zu kümmern. Wenn die Beschaffung unserer Bedürfnisse auch durch die complicirtesten Maschinen auf die höchste Stufe der Vollkommenheit gebracht würde, so geht die Arbeit der Naturwissenschaft doch nur auf die Befriedigung unserer materiellen Bedürfnisse aus, falls sie die Brücken zerstört, welche unsere Gedanken ins transscendentale Gebiet führen. Die Mitglieder des wissenschaftlichen Clubs beschäftigen sich insbesondere mit der phänomenalen Welt und deren Gesetzmässigkeit, was um so nothwendiger ist, als wir der gründlichen Erkenntniss dieser Gesetzmässigkeit nicht nur unser materielles Wohl, sondern auch die Unterlagen zu weiteren Speculationen verdanken. Es hat daher nichts Ueberraschendes, dass dort die phänomenale Welt leichter genügt, als anderswo.

Ich werde es mir nun angelegen sein lassen, den Beweis zu erbringen, dass die im ersten Bande der Vorurtheile enthaltenen Ideen, welche, wie es scheint, die Aprobation des wissenschaftlichen Clubs mehr oder weniger haben, gar nie zu einem praktischen Resultat ohne das Verständniss des zweiten und dritten führen werden und können; und so sehr es mich als Menschenfreund freut und als Autor befriedigt, wenn intelligente Männer mit einigen Vorschlägen sich einverstanden erklären, so bleibt die Anerkennung doch nur eine platonische und unfruchtbare, wenn der phänomenale Egoismus nicht ausgerodet wird.

Der wichtigste und weittragendste Vorschlag, den ich im ersten Bande gemacht habe, ist zweifelsohne die Bildung des Collectivvermögens durch Heranziehung der Kinderlosen;

denn es ist klar, dass das Verhältniss des Collectivvermögens zum individuellen auch der Ausdruck des Wohles und der Cultur eines Staates ist. Ohne eine Aenderung in den Eigenthumsverhältnissen sind alle anderen Massregeln nur Linderungsmittel, aber keine Heilmittel; während umgekehrt die Erhöhung der Lebenshaltung und die garantirte Aufzucht der nächsten Generation alle anderen Uebel mit Leichtigkeit beseitigt. Ich stehe mit einigen sehr bedeutenden Männern in einem brieflichen Verkehre, wie mehr oder weniger jeder Schriftsteller, und deren Urtheil wiegt für mich schwerer, als das der Fachblätter oder gar Tagesblätter. Alle haben dieser Massregel die Bedeutung zugesprochen, die ich ihr gegeben, nämlich, dass sie das einzige und zuverlässige Mittel sei, einer socialen Umwälzung und periodischen Rückbildung zu entgehen.

So lange die communistisch-nihilistische Bewegung einzig in den Händen des Proletariates liegt, ist sie nicht zu fürchten; sobald sie aber in den gebildeten Kreisen Anklang und Unterstützung findet, so wird sie gefährlich. Das muss sie aber finden, wenn die Staaten bei dem alten Schlendrian verbleiben und die Hände in den Schooss legen. Eine solche Massregel, wie ich sie vorgeschlagen, würde alle besseren Elemente der socialistischen Partei nach und nach entreissen, also noch vor greifbaren Resultaten schon einen beruhigenden Eindruck machen. Die nähere Motivirung findet der Leser im ersten Bande. Daraus geht hervor, dass diese Idee des Collectiveigenthums neben dem individuellen, eine eminent conservative Massregel wäre, indem sie thatsächlich jeden Proletarier zum Eigenthümer macht und ihn für Ruhe und materielle Entwickelung gewinnt.

Es hat dieser Gedanke auch thatsächlich einige dem Freimaurer-Orden angehörige Männer, welche ihr Herz noch zu etwas Anderem verwenden können, als zum Blut pumpen,

veranlasst, einen derartigen Vorschlag in einer Versammlung zu machen — sie blieben in der Minorität, weil der phänomenale Egoismus auch im Freimaurer-Orden die Majorität hat!

Man hat mir in einem Freimaurer-Blatt den Vorwurf gemacht, die Freimaurerei für eine Spielerei zu halten; nun ich behaupte nicht, dass sie es immer war, oder sein wird, aber gegenwärtig glaube ich im Rechte zu sein. Eine Gelegenheit zu einer grossen That hat der Orden versäumt; denn es handelt sich um nichts Anderes, als den Gedanken modern zu machen, ein Kinderloser habe Pflichten gegen die Menschheit; dass die Schaffung eines Collectivvermögens ein Sicherheitsventil sei, das mit der Zeit eine ganz andere Generation und ganz andere Zustände hervorrufen müsse, ist unschwer einzusehen.

Noch ein Beispiel.

Es haben sich Männer gefunden, welche in einem europäischen Staate eine Eingabe zur Stiftung eines Vereines oder Ordens ad hoc machten. Der Entwurf war kein glücklicher; da aber in der Eingabe ausdrücklich betont wurde, dass man zu jeder Aenderung in der Form bereit sei, so war das ganz gleichgiltig. Was that der Staat oder vielmehr dessen Organ? Er wies die Eingabe als staatsgefährlich zurück!

Wenn ich also keine Kinder habe, und einen Theil meines Vermögens irgend einem humanitären Zwecke opfere und ein bleibendes Eigenthum den Armen zuwende, so ist dies staatsgefährlich!

Das Organ des wissenschaftlichen Clubs wird mir also zugeben müssen, dass die nach der Ansicht sehr competenter Köpfe wichtigste und folgenschwerste Idee des ersten Bandes eine praktische zu werden nicht vermag, und zwar darum nicht, weil der phänomenale Egoismus der-

zeit noch zu gross ist. Ich werde das durch weitere Beispiele erhärten.

Es kann die Mitglieder des wissenschaftlichen Clubs Niemand hindern, sich selbst und untereinander das Versprechen zu geben, im Falle ihres kinderlosen Ablebens einen Theil ihres Vermögens zu gemeinnützigen Zwecken bleibend zu verwenden. Um aus dem Rahmen der Statuten nicht hinaus zu gehen, wollen wir Stipendien für arme Studirende der technischen Abtheilung voraussetzen; denn meiner Anschauung nach sollen Mittellose sich keinen Studien hingeben, die für unproductive Zwecke ausbilden, weil die Gesellschaft Gefahr läuft, sie erhalten zu müssen. Diese Art Proletariat ist seit jeher die gefährlichste gewesen.

Wenn nun diese moralische Verpflichtung zu einer stillschweigenden Bedingung der Aufnahme oder Theilnahme gemacht würde, so bin ich im Voraus überzeugt, dass jeder dahin gehende Vorschlag in der Minorität bliebe; und zwar fast mit grösserem Rechte, als in einer Freimaurerloge, denn diese will ja humanitäre, der Club nur wissenschaftliche Zwecke verfolgen.

Es existirt in Wien kein Spiritistenclub oder Verein, wenigstens meines Wissens; auch stehe ich bei den Spiritisten nicht in Gnaden, da ich den Werth ihrer Offenbarungen bestreite und die Gottheit jenseits jedes menschlichen Denkens und Gebahrens versetze; wenn aber ein solcher Verein existiren würde, und Jemand einen gut motivirten derartigen Antrag stellte, ich wäre bereit zu wetten, dass die Majorität den Vorschlag mit Acclamation annehmen würde. Warum?

Weil der phänomenale Egoismus zurückgedrängt ist, und ein transscendentaler sich bereits eingeschlichen hat. Das Herz hat sich erweitert und den engen Gesichtskreis der phänomenalen Welt, wenigstens in solchen Versammlungen, *stante sessione*, verloren.

Das Organ des wissenschaftlichen Clubs kann überzeugt sein, dass gerade der erste Band insolange eine „Phantasterei" bleibt, bis der zweite und dritte nicht begriffen ist, aber nicht umgekehrt. Insolange ich den phänomenalen Egoismus nicht auszutreiben im Stande bin, hilft es nichts, von durchgreifenden humanitären Massregeln zu reden. Wäre ich von dieser Wahrheit nicht überzeugt, so wäre es mir wahrlich nie eingefallen, die Feder diesbezüglich zu ergreifen. Denn mit philosophischen oder spiritistischen Schriften ist weder Geld zu verdienen, noch ein Triumph zu feiern; es muss einen höheren Zweck haben, wenn man sich, seine Zeit und Mittel dieser Richtung opfert.

Das Organ des wissenschaftlichen Clubs wird, ich bezweifle es nicht, für die Culturentwickelung immer eintreten, nur dass es nichts helfen wird, so lange die Sache akademisch bleibt; praktisch kann die Hingabe an die Culturentwickelung nur werden, wenn ich ein ausgiebiges Motiv zur Verfügung habe, um dem Moloch des Egoismus im Parlamente, in der Presse, im Geschäftsleben und im Privatverkehre zu steuern. Dieses kann ich aber nur erreichen, wenn ich der Welt den Beweis liefere, dass es noch andere Entwickelungswerthe gibt, als grosse Gewinne und Gehalte. Bei mir ist die „Phantasterei" nicht zu Hause, wohl aber im wissenschaftlichen Club, wenn er glaubt, dass unser ganzes Wohl und Wehe in der phänomenalen Welt liege, die doch nur ein Phantom ist, das die Wissenschaftler für Realität halten.

Es ist das allerdings nicht Sache der wissenschaftlichen Kreise, sondern der Philosophen, über die Phänomenalität der Welt hinaus nachzudenken, aber sie sollten fein bescheiden den Philosophen ihre Arbeit ebenso lassen, als die Philosophen der Wissenschaft die Construction der Brücken und Sternwarten ruhig anvertrauen, und sich dazu für incompetent erklären.

Ihr Männer des Wissens habt das Verdienst, die religiösen Vorurtheile gebrochen und eine bessere materielle Existenz durch Benützung der Naturkräfte angebahnt zu haben; ich bin gewiss der Letzte, der dieses grosse Verdienst nicht anerkennen würde. Was aber das Denken anbelangt, so habt ihr die Vorurtheile des gemeinen Verstandes noch nicht überwunden und steht noch heute nicht — mit wenigen Ausnahmen — auf dem Standpunkte eines Plato und Heraklit, die schon vor 2000 Jahren unsere Sinne als Lügenschmiede und den Schwindel der phänomenalen Welt erkannten, die ja gar nicht vorhanden sein könnte, wenn ihr eine intelligible nicht zu Grunde läge. Alles das, wofür Wilhelm Weber, Friedrich Zöllner und meine Wenigkeit einstehen, ist also nur eine Bestätigung einer an sich ohnehin nothwendigen Sache und längst erkannten Wahrheit, und es steht Euch sehr schlecht, nichts anderes erwidern zu können, als Weber sei ein altersschwacher Greis, Zöllner verrückt und ich ein Phantast! Zeigt die Fehler in der Beobachtung oder in den Schlüssen, kämpft mit Waffen des Wissens oder Denkens, aber hütet Euch vor der vornehmen Ablehnung!

Die Anwesenheit Hansen's in Wien hat mit Ausnahme eines Artikels in der „Heimat“ und des Vortrages Professor Benedikt's eben kein glänzendes Licht auf die Selbstständigkeit des Denkens der wissenschaftlichen Kreise Wiens geworfen. Es ist nichts Ungewöhnliches, dass die Männer der Wissenschaft nachträglich das im Wege der Beobachtung bestätigen, was das philosophische Denken viel früher producirte; in wie hohem Grade das bei Kant der Fall war, ist meinen Lesern bekannt, weniger dürfte dies mit Descartes und Leibniz der Fall sein, welche 200 Jahre vor Mayer das Gesetz der Erhaltung der Kraft klar und deutlich ausgesprochen.

Das Organ des wissenschaftlichen Clubs hat mir mit Unrecht zugeschrieben, dass ich die „Träume von einem Jenseits und von höheren Wesensreihen“ für „Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung“ ausgegeben. Ich verwahre mich feierlichst dagegen, ein wissenschaftlicher Forscher zu sein; das bin ich nicht. Wer es dahin bringen will, weder von einem Zoologen, noch Chemiker, noch Astronomen sich ein X für ein U setzen zu lassen; wer vor dem Ausspruche eines Mannes der Wissenschaft nicht einfach in ein *„prosternimur credentes“* ausbrechen, sondern die Grenzen seines Wissens kennen will, hat keine Zeit, wissenschaftlichen Forschungen nachzugehen. Ich suche mir einfach Ursachen und Gründe zu erklären, wenn ich Folgen und Wirkungen sehe und bemühe mich, einen vernünftigen Zusammenhang des Weltgetriebes zu finden, aber ich beschäftige mich durchaus nicht mit dem Détail der phänomenalen Gesetzmässigkeit, bin also, wenn ich schon durchaus etwas sein muss, eher Philosoph als wissenschaftlicher Naturforscher. Es sind die im zweiten Bande behandelten Fragen kein Product wissenschaftlicher Forschung, sondern der gewöhnlichen Erfahrung und Speculation, welche nur mit den Resultaten wissenschaftlicher Forschung in Einklang gebracht werden.

Solche Dinge wurden allerdings von den Philosophen längst geträumt und von der Erfahrung bestätigt; die Wissenschaft kann, wenn sie will, deren Verwerthung besorgen. Zöllner hat die transscendente Unterlage weder allein erdacht, noch die diesbezüglichen Erfahrungen allein oder der Erste gemacht. Er ist nur der Erste, welcher sie wissenschaftlich zu verwerthen sucht, während ich sie philosophisch zu verwerthen suche.

Die Männer der Wissenschaft scheinen das „Wissen“ und „Denken“ nicht recht auseinander halten zu können. Dass die phänomenale Welt nicht ohne eine intelligible, die menschliche Erscheinung nicht ohne ein intelligibles Subject

existiren können, sind z. B. von Kant erdachte Sätze, für deren Richtigkeit das wissenschaftliche Exequatur ganz überflüssig ist. Es würde uns zu weit führen, den Beweis zu liefern, dass alles wahrhaft Grosse nicht durch den Fleiss des Wissens, sondern durch die Macht und Schärfe des Denkens geschaffen wurde; ich begnüge mich mit dem einen Beispiele Newton's. Es sind viele Aepfel vom Baume gefallen, und doch hat nur Newton daran seine grossen Gedanken geknüpft. Sein Wissen führte ihn nur zur Untersuchung, ob sein Gedanke richtig war, und war sein ganzes Wissen überflüssig für die Frage: „Warum fällt der Apfel immer so und nicht anders auf der Erde genannten Kugel?"

Der Ton aller aus wissenschaftlichen Kreisen stammenden Recensionen ist gleich allen anderen in so vornehmen Tone gehalten, dass ich meinen zukünftigen Herren Recensenten ein aufrichtiges Geständniss in loyaler Weise machen will. So wie einst die kirchliche Hierarchie durch Nimbus den Verstand des Menschen zu narkotisiren vermochte, so thut es heute die Wissenschaft und öffentliche Meinung. Doch gab es damals und gibt es jetzt Naturen, welche sich durch den Nimbus nicht narkotisiren und durch das Anathema auch nicht schrecken lassen. Argumente sind hingegen die Tinctur, welche eine Transmutation meiner Anschauungen sehr leicht bewirken; um diese werde ich bitten.

Die Situation ist für die Zunftgelehrten allerdings sehr fatal. Jeder Unbefangene dürfte die Ansicht haben und würde den Rath geben, dass das Einfachste die Prüfung dieser Thatsachen wäre.

Das ist aber nicht so einfach.

Die Erfahrung hat gezeigt, dass Alle, die eine solche Prüfung vornahmen, d. h. mehrere Proben machten, gefangen wurden. So Hare, Wallace, Crookes, die dialektische Gesellschaft, so Zöllner, Weber, Fechner. Würden sie sich

überzeugen, wie die obigen, und würden sie es bestätigen, nun so würden sie auch das Los derselben theilen, nämlich den wissenschaftlichen Nimbus bei ihren Fachcollegen verlieren. Dieses Los vertragen aber nur Menschen, die eigenes Licht haben, und nicht vom fremden, erborgten leben. Die meisten Männer der Wissenschaft haben ja diesen ihren ganzen Nimbus lediglich dadurch, dass sie irgend ein Mitglied irgend eines wissenschaftlichen Vereines sind, und im günstigsten Falle irgend einen zusammengestoppelten Vortrag herunter lesen. Solche Kempen können der wissenschaftlichen Beleuchtung und Zunftberechtigung nicht entbehren, weil sie ansonst zu Folge ihrer Concurrenz-Unfähigkeit verschwinden.

Der Schein übt eine grosse Macht auf die Menschen. Es gibt in jeder Grossstadt Individuen, die so gern in die sogenannte gute Gesellschaft kommen möchten, und weil ihnen eigentlich die Bedingungen dazu fehlen, ausserordentlich viel auf das Aeussere legen, den Umgang mit der vornehmen Welt suchen und ihre besten Freunde dann kaum kennen; das sind die Menschen, die kein eigenes Licht haben. Die Geldmächte arbeiten weit lieber mit fremdem als eigenem Gelde, daher sind sie ausserordentlich empfindlich für den Klang der Firma, mit welcher sie sich in einem Geschäfte alliiren; sie fragen weit mehr, wer ein Geschäft bringt, als was es werth ist; in dem gegebenen Falle hat das einen Sinn, denn es handelt sich um eine Creditoperation. Diejenigen Männer der Wissenschaft, die ein eigenes Wissen haben, brauchen diese Vorsicht nicht einzuhalten.

Schon das blosse Untersuchen hat darum seine Schwierigkeiten; es discreditirt. Ich will meinen Leser einen Blick in diese Kreise werfen lassen, wenn auch sehr discret, ohne Nennung eines Namens. Er wird sich überzeugen, dass die Herren Professoren und Doctoren von der öffentlichen oder

vielmehr akademischen Meinung ebenso abhängig sind, als die Hofleute von der Etiquette und die Damen von der Mode.

Als der erste Band der wissenschaftlichen Abhandlungen Zöllner's erschien, da sagte mir eine Grösse, die Sache sei für Deutschland entschieden, zwei andere Grössen frugen sich an, ob sie mich besuchen dürften, was natürlich mit Vergnügen zugesagt wurde. Die öffentliche Meinung widerstrebte — und die drei Grössen veränderten die Fronte. Als Slade nach Wien kam, liess ich durch dritte Hand (durch eine Buchhandlung), den wissenschaftlichen Kreisen notificiren, dass ich ihnen Gelegenheit biete, die Sache zu untersuchen. Anfangs war man geneigt, als aber ein Artikel, ich glaube in der „Neuen freien Presse", erschien, so nahmen die Herren Anstand.

Als Hansen nach Wien kam, so notificirte ich das Zweien, mit demselben Anerbieten einer wissenschaftlichen Untersuchung. Der Eine hatte ihn zufällig gesehen und erklärte — ein Mann und renommirter Arzt — die Sache für reell; der Andere antwortete, dass nach dem, was er von Hansen gehört, er auf die Sache nicht eingehen könne.

Was für eine Moral lässt sich daraus ziehen? Offenbar nur die eine, dass diese Herren, mit sehr wenigen Ausnahmen, nicht die Kraft haben, die Lächerlichkeit auf sich zu nehmen.

Ja die Lächerlichkeit! Es liesse sich darüber ein Buch schreiben, welche Rolle die Furcht vor derselben im ehelichen Verkehre, im Salon, im Parlamente, auf wissenschaftlichem und literarischem Gebiete spielt, und welche Opfer sie fordert!

Für einen patentirten Mann der Wissenschaft geht weder der Versuch, noch das eventuelle Geständniss der Wahrheit; es bleibt also nichts, als die Sache im Wege

der wissenschaftlichen Entrüstung todt zu schweigen; doch auch das ist ein schlechtes Mittel. Das that man, als Wallace anfing die Trommel zu rühren, man legte ihn in den Bann, was aber nicht hinderte, dass Crookes noch weit kräftiger die Pauke schlug. Das Spectakel in einem anderen Welttheile, das konnte man ignoriren; auf einer Insel liess sich die Seuche auch noch localisiren und vertragen. Nun aber, wo mitten in Deutschland Zöllner einen Tam-Tam angeschlagen, dessen Schwingungen weit hinreichen und den wissenschaftlichen Nimbus zersetzen, ist guter Rath theuer!

Die Männer der Wissenschaft haben eine feine Nase; sie merken, dass sie grosse Denkfehler begangen, als sie eine Anpassung ohne ein anpassendes dauerndes Subject, Fähigkeitsablagerungen in Samenthierchen, ja sogar in Meteorsteinen eingekapselte Lebenskeimvermittlung lehrten; diese Denkfehler kommen nunmehr unter ein scharfes Vergrösserungsglas, und es bleibt wahrlich nichts übrig, als sich in die Toga zu hüllen und von dem ererbten Nimbusreste so lange zu zehren, als es geht. Das von Schopenhauer prophezeite homerische Gelächter der Nachkommen ist im lebhaften Anrücken; diese Nachkommen sind, wenn auch noch jung, meiner Ansicht nach schon am Leben.

Wir verdanken der Theilung der Arbeit die Blüthe unserer Industrie; in einem unläugbaren Zusammenhange damit steht aber die Verkümmerung des Arbeiters, der mitunter verurtheilt ist, sein ganzes Leben einige wenige Handbewegungen zu machen. Dieselben Vor- und Nachtheile sind durch die Specialisirung der Zweige der Wissenschaften auch in diesen Kreisen entstanden. Die Bezeichnung eines Mannes der Wissenschaft ist eine so weite, dass ein Liebig und irgend ein Fex, der eine Sammlung anlegt, auf gleiche Weise als Männer der Wissenschaft bezeichnet werden; dass aber das Recht, ein Urtheil über den Werth oder Unwerth einer Naturphilosophie abzugeben, etwa durch die einseitigen

Arbeiten in einem chemischen Laboratorium allein nicht erkauft werden kann, das mag ein Gleichniss deutlicher machen.

Ein sehr geschickter Specialist in Tischlerarbeiten, ein Parquettentischler, machte sich ein hübsches Vermögen und erweiterte sein Geschäft der Art, dass er es mit grossem Gewinne an eine Actien-Gesellschaft verkaufte. Unglücklicher Weise behielt er sich eine grosse Partie fertiger prachtvoller Parquetten zurück und baute sich für seine Parquetten eine so grosse und prächtige Villa, dass er weder Käufer noch Miether fand und zu Grunde ging. Nun ist es allerdings nothwendig, wenn man ein Haus baut, auch alle hiezu nothwendigen Bestandtheile zu haben, denn wenn einer fehlt, so ist das Haus unbrauchbar; aber es ist nicht nothwendig, jeden nöthigen Bestandtheil selbst erzeugen zu müssen; hingegen ist es sehr gefehlt, ein Haus zu bauen, weil man über einen Bestandtheil in Fülle und vorzüglicher Qualität verfügt. Genau so ist es in unserem Falle. So wie nur Derjenige geeignet ist, ein Haus zu bauen, der sich die nothwendigen Bestandtheile zu verschaffen weiss, ihren Werth abzuschätzen vermag u. s. w.; ebenso darf eine philosophische Naturbetrachtung keinen einzigen Zweig des Wissens gänzlich ignoriren; aber die gründliche Kenntniss eines oder des anderen Zweiges befähigt noch lange nicht, ein Urtheil über eine solche Naturanschauung abzugeben oder gar eine solche mit Ignorirung der philosophischen Vorarbeiten und Literatur aufzustellen.

Man kann aber ein Urtheil über eine Anschauung abgeben, wenn man auch kein Mann der Wissenschaft ist, indem man die Unrichtigkeit der Argumentation nachweist; dazu ist jeder berechtigt, dann aber auch verpflichtet, die Widersprüche nachzuweisen. Mit dem blossen wissenschaftlichen Anathema kann man Kinder, aber nicht Männer schrecken, das ist eine stumpfe Waffe. Ich gestehe offen,

dass mir das Urtheil eines Mannes von vielseitiger allgemeiner Bildung, der kein Mann der Wissenschaft ist, weit mehr imponirt, als das der einseitigen Gelehrten. Nun kann man aber zu diesen Männern von vielseitiger allgemeiner Bildung nur einen geringen Theil derjenigen zählen, welche sich den wissenschaftlichen Préstige zuschreiben (der Grössenwahn dieser und aller Kreise steht immer im geraden Verhältnisse zur Unwissenheit und zum Unverstand), mein Mangel an Respect in Bezug auf ihr Urtheil ist daher sehr begreiflich.

Hingegen anerkenne ich unumwunden die grossen Opfer, welche die Männer der Wissenschaft der Menschheit durch ihren Fleiss bringen, um mit Gründlichkeit auf allen Gebieten die letzten phänomenalen Ursachen zu ergründen; ich führe unter den tausend und abermals tausend Zweigen nur die Forschungen in Bezug auf Cestoden, Taenien, Bothriocephalen u. s. w. an, durch welche der menschliche Organismus leidet. Diese Männer opfern leicht durch Specialität und Fleiss das Höchste, was ein Mensch opfern kann, den Verstand, der in der Einseitigkeit verkümmert.

Doch kehren wir zur eigentlichen Aufgabe zurück, die darin besteht, dass ohne eine richtige Weltanschauung das **Motiv** fehlt, um die praktischen Ideen in der phänomenalen Welt zu realisiren, weil man ohne gute Motive des Egoismus nicht Herr wird.

Der phänomenale Egoismus ist in vielfacher Beziehung ein **Gegensatz** zum intelligiblen oder transcendentalen, weil Vieles, was Werth vom phänomenalen Standpunkte hat, ihn vom intelligiblen verliert, und umgekehrt [illegible] daher einleuchtend, dass mit Aenderung der [illegible] und durch Ueberführung des herrschenden [illegible] Gegensatz auch die ganze gesellschaftliche [illegible] einer Umkehrung entgegen geht. Ich will es versuchen [illegible]

dieser Ordnung zu geben, das nichts anderes bedeutet, als den

2. Verfall der Civilisation.

Cultur und Civilisation werden oft für gleichbedeutend gehalten, was aber durchaus nicht der Fall ist, wenn sie auch leicht Hand in Hand gehen. Cultur ist seiner inneren Bedeutung nach Pflege, Civilisation ist eine Gesellschaftsform.

Wenn man nun fragen würde, was diese Gesellschaftsform charakterisirt, so würde man meistens nur die Antwort erhalten: die Cultur. Die Civilisation ist das Gegenstück der Barbarei.

Was aber ist die Barbarei?

Der unbewusste Process der Sprach- und Begriffsbildung der Völker trifft sehr oft den Nagel auf den Kopf, was hier ganz besonders der Fall ist. Civis heisst bekanntlich der Bürger, und ist die Civilisation jener gesellschaftliche und staatliche Zustand, wo alle (also auch die Frauen) gleiche bürgerliche Rechte geniessen und es daher keine Sclaven gibt. Das ist das entscheidende Merkmal der Civilisation, wodurch dann die Cultur allerdings gefördert wird.

Dies mag die Veranlassung zur Behauptung sein, dass man im Interesse der Cultur bestrebt sein müsse, die Civilisation aufrecht zu erhalten; doch ist dies nur richtig, wenn man bei Aufhebung der Civilisation an eine Rückbildung, an den Verfall in die Barbarei, denkt. Die Civilisation kann sich aber in eine höhere gesellschaftliche Ordnung umwandeln; ich brauche ja nicht die Gleichheit der bürgerlichen Rechte aufzuheben, ich kann im Gegentheile durch neue gesellschaftliche Schöpfungen die Civilisation einer höheren Entwickelung zuführen. Auf die Frage, ob denn das

durchführbar sei, kann ich in erster Linie die Antwort geben, dass die Sclavenhalter unsere heutigen Zustände auch nicht für möglich gehalten hätten. Ich gehe aber noch viel weiter und behaupte, dass sich die Civilisation dermassen überlebt hat, dass die Cultur nur durch Auflösung derselben gerettet werden kann; weil ein zwangsweises Zusammenhalten zu einer Explosion führen muss, welche die Cultur mitbegraben würde.

Ich habe am Schlusse des zweiten Bandes der Vorurtheile behauptet, dass die Civilisation das umgekehrte Bild der Zukunft sei, und dass die Umkehrung des Moralprincips zur Umkehrung aller Verhältnisse führen werde. Allerdings kann man einen Sack leichter umwenden, als einen Handschuh mit fünf Fingern, was nur successive geht; noch schwieriger muss das mit der so viel verzweigten Civilisation sein; aber es ist gut zu wissen, dass das geschehen müsse, denn ein starres gedankenloses Festhalten wird die Operation nicht verhindern, sondern nur bösartiger machen. Ich werde es unterlassen, dieses Umschlagen in das Gegentheil als ein nothwendiges Merkmal der Entwickelung nachzuweisen, ich werde auch nicht vier dicke Bände Socialwissenschaft schreiben, wie Lilienfeld, um die Analogie der organischen und socialen Entwickelung nachzuweisen, die selbstverständlich ist; denn wenn man gewisse Zustände und Betrachtungen auch ganz richtig als „psychophysische Pathologie“ des socialen Körpers hinstellt, so ist dadurch noch nichts gewonnen, wenn man nicht praktische Folgerungen daraus zieht. Ich werde den Stier bei den Hörnern packen, die wichtigsten concreten Fälle herausnehmen, und durch Betrachtungen an praktischen Beispielen dem Leser ein Bild der gesellschaftlichen Zustände der Zukunft zu geben versuchen. Die Thatsachen werden ohnehin schneller kommen, als derartige Theorien Gemeingut

werden könnten, daher deren Erörterung nie schaden, leicht aber nützen könnte.

Der Leser könnte daraus den Schluss ziehen, dass, wenn die Thatsachen mit Nothwendigkeit eintreten werden, mein Schreiben überflüssig sei; doch wäre dieser Schluss nur richtig, wenn die rohen Massen die Leitung hätten, in der Regel führt die Intelligenz, und nur wenn diese schlecht führt, kommen ab und zu die rohen Massen zur Geltung, was bekanntlich dem Fortschritt nicht förderlich und den Zeitgenossen nicht wohlthuend ist. Es kann darum durchaus nicht schaden, wenn die Intelligenz auf diese Dinge aufmerksam gemacht wird, denn möglicherweise könnte es doch nützen.

Es wird unsere Aufgabe sein, jene Zustände hervorzuheben, die als ein charakteristisches Merkmal der Civilisation aufgefasst werden können, wodurch sich der gesellschaftliche Zustand, den wir Civilisation zu nennen gewohnt sind, von den barbarischen Staaten unterscheidet. Wir werden uns dann bemühen, den geraden Gegensatz dieser Zustände festzustellen, und untersuchen, ob ein solcher Zustand überhaupt denkbar und für die Entwickelung nothwendig wäre. Sollte das der Fall sein, so würde meine Behauptung gerechtfertigt werden, dass die Civilisation das umgekehrte Bild der Zustände ist, die wir anzustreben haben, oder dass die Aufrechthaltung der Civilisation als unseres heutigen socialen Zustandes für ewige Zeiten einfach ein Vorurtheil ist, in welchem wir aufgewachsen sind.

Das Moralprincip der Civilisation ist der Egoismus der Person und der Familie; wenn mein Moralprincip, welches gerade das Gegenstück des obigen ist, platzgreift, so muss consequenter Weise auch der ganze sociale Zustand in das Gegentheil umschlagen; wenn der Purpur fällt, muss auch der Herzog nach! Es wird also der Personal- und

Familien-Egoismus dem allgemeinen Wohle Platz machen müssen, aber nicht wie jetzt, einseitig, im Wege der Steuern und Kriegspflicht, aber auch nicht im Wege des modernen Socialismus, der nur zu einer Rückbildung führen könnte. Suchen wir die charakteristischen Merkmale der Civilisation.

Wir wissen mit Bestimmtheit, dass weder Attila noch Tamerlan eine Subscription auf ein Staaatsanlehen eröffneten oder solche Papiere auf irgend einer Börse emittirten; wenn sie auch je einen solchen, einer höheren gesellschaftlichen Ordnung angehörigen Gedanken gefasst hätten, so wäre er damals einfach unausführbar gewesen; andererseits wissen wir aus Erfahrung, dass alle civilisirten Staaten Staatsschulden haben. Wir sind also immerhin berechtigt, die Staatsschulden als ein charakteristisches Merkmal der Civilisation aufzufassen; ja noch mehr, je civilisirter ein Staat ist, eine desto grössere Staatsschuld hat er in der Regel. Ich habe schon im ersten Bande auf den Unterschied aufmerksam gemacht, der zwischen Schulden, die zu Gunsten von productiven Anlagen gemacht werden, und Schulden besteht, die nur die Folge unproductiver, ja in der Regel destructiver Thätigkeiten sind. Diese Frage geht uns hier nichts an, sondern nur die Thatsache, dass die Schulden des Staates eine Eigenthümlichkeit der Civilisation seien, und was das Gegentheil dieses Zustandes wäre.

Ich glaube, dass jeder die Antwort haben wird; das Gegentheil von Schuld ist das Capital. Diese Begriffe stehen einander gegenüber wie positiv und negativ. Ich glaube auch nicht nothwendig zu haben, meinen Leser auf die Folgen dieser Umkehrung aufmerksam zu machen; auch nicht auf die Art und Weise, wie selbe vollzogen werden könnte — denn damit haben wir uns ja schon unterhalten. Eines muss ich aber doch betonen, dass ich nämlich sehr gut weiss, dass diese Umwälzung keine plötzliche sein kann,

sondern wenn einmal angebahnt, erst in Jahrhunderten das Ziel zu erreichen ist, welches als eine nennenswerthe Umwälzung der gesellschaftlichen Ordnung bezeichnet werden könnte. Ich glaube auch nicht, dass ein gewissenhafter Leser etwas anderes aus dem ersten Bande hat herauslesen können; die Herren Recensenten sind aber nicht immer gewissenhafte Leser, und neigen leicht dazu, alles als Utopie zu bezeichnen, was über den Horizont ihres Verständnisses oder ihrer Empfindung geht; doch sollten sie dem Autor keine Utopien zuschreiben, die nur die Frucht ihrer Unaufmerksamkeit sind. (Ich beziehe das nicht auf das Organ des wissenschaftlichen Clubs, sondern auf andere Recensenten.)

Die Staatsschulden sind einmal ein charakteristisches Merkmal der Civilisation, das Gegentheil davon wäre ein Staat mit Collectiv-Eigenthum. Dieser Zustand ist 1. denkbar, 2. zweifelsohne vortheilhaft. Diessbezüglich glaube ich auf keinen Widerspruch bei meinem Leser zu stossen.

Suchen wir noch andere solche Kriterien der Civilisation.

In der alten Zeit war die Geburt für den Beruf massgebend, das Kastenwesen in Indien, Egypten, Persien und Japan ist ebenso bekannt, als die Sclaverei, Leibeigenschaft, das Unterthanen-, Feudal- und Zunft-Wesen in Europa. Es war der Civilisation vorbehalten, durch volle Freiheit des Berufes der Entwickelung Bahn zu brechen. Man wird also nicht irre gehen, wenn man die freie Concurrenz als ein charakteristisches Merkmal der Civilisation hinstellt.

Die wenn auch nicht nothwendige Folge davon ist die gänzliche Sorglosigkeit und Planlosigkeit in Bezug auf die Erziehung der nächsten Generation. Es gibt allerdings Schulen und in der neuesten Zeit eine Art Schulzwang, ob aber ein Kind die hinlängliche Nahrung, Pflege und

moralische Erziehung erhält, und welchen Beruf es vernünftiger Weise wählen soll, das ist in der Civilisation kein Gegenstand, für den sich Vertreter und Minister erwärmen.

Ist es nicht komisch, dass wir unsere Ernten, unsere Märkte, Absatzgebiete, Vollblutpferde und Witterungs-Verhältnise in Evidenz halten, dass wir unsere Production darnach reguliren, auf die producirenden Kräfte hingegen keine Rücksicht nehmen? Wir cultiviren Statistik in allen Fächern, aber das wichtigste Fach wird vernachlässigt. Wenn ein Staat von dreissig Millionen Einwohnern fünf Millionen Regenschirm-Erzeuger und nur zwei Schneider hätte, so wäre dies gewiss fatal; die Nachfrage und das Angebot würde das allerdings regeln, aber mit welchen Opfern!

Man wird einwenden, dass gerade desshalb, weil die Freiheit des Berufes existirt, sich das von selbst regulire; es gebe eben darum nicht fünf Millionen Regenschirm-Fabrikanten und nur zwei Schneider, sondern so viele, als nothwendig sind. Ist das so gewiss, dass eine Ueberproduction in einzelnen Zweigen des Erwerbes und der Beschäftigung nicht vorkommt? Aber abgesehen davon, auf welche grausame Weise regulirt sich das?

Da war selbst die alte Zeit mit ihren Zünften besser; denn wenn ein Knabe ein Unterkommen bei einem Meister suchte, so hatte er nur Aussicht, dort unterzukommen, wo kein Ueberfluss an Arbeitern war; er bestand den Kampf ums Dasein zu einer Epoche, wo noch Umkehr möglich war. In der Gegenwart ist das ganz anders, der Staat sieht gleichgiltig zu, wenn die ganze Bevölkerung in die lateinischen Schulen ginge, welche dann zu Folge ihrer Bildung das Recht zu haben glaubt, sich von der Gesellschaft erhalten zu lassen. Der Staat darf die Freiheit der Bewegung allerdings nicht hindern, aber nichtsdestoweniger hat er zwei Obliegenheiten, welche unbeschadet der Frei-

heit ein System in diese so wichtige Angelegenheit bringen würden.

So wie der Staat seine Truppen, Beamten, Vorräthe und Bedürfnisse in der Gegenwart und nächsten Zukunft in Evidenz halten muss, so müsste er es wahrlich auch mit den socialen Bestandtheilen der Gesellschaft; und so wie wir tägliche, wöchentliche und jährliche Berichte der verschiedensten Art erhalten, so müsste — insolange die Erziehung Sache der Bürger und nicht des Staates ist — die Bevölkerung von dem Stande und der Bewegung der verschiedenen Erwerbszweige unterrichtet werden. Da ferner der Staat Opfer für die Unterrichts-Anstalten bringt, so hat er auch wahrlich das Recht, ihre Frequenz zu erschweren oder zu erleichtern. In der Höhe oder Befreiung von Zahlung eines Schulgeldes besitzt der Staat beispielsweise ein ganz zureichendes und legitimes Mittel, wenigstens die unproductiven Stände einzuschränken.

Es kann für die Gesellschaft, also auch für den Staat nicht gleichgiltig sein, wenn ein Drittheil der Bevölkerung vom Staatsdienste leben will, und sich auf andere Weise nichts erwerben, nichts produciren kann; so ein Proletariat von Literaten ist ein Seuchengift, das Revolutionen und Umstürze fördert und veranlasst, und vor lauter Politik einen Staat nicht zur Ruhe kommen lässt, um sich wirthschaftlich zu entwickeln — siehe Ungarn! Wem der Gedanke ungewohnt ist, im Staate einen Organismus zu sehen, der durch eine fehlerhafte Zusammensetzung der Bevölkerungsschichten leidet, der mag sich mit Lilienfelds Schriften befreunden.

Uns geht dies aber vorläufig nichts an; wir haben nicht Massregeln des Ueberganges und der Entwickelung zum Gegenstande, sondern die Merkmale unserer Civilisation und deren Gegensätze.

Die gänzliche Freiheit und Sorglosigkeit in Bezug auf die Erziehung der nächsten Generation ist ein solches Merkmal, und die Vorsorge für dieselbe ist das Gegentheil davon. Wir haben hier nur zu untersuchen, ob das Letztere denkbar und für den Fortschritt erspriesslich wäre; doch ist eine solche Untersuchung ganz und gar überflüssig, denn es kann keinem Zweifel unterliegen, dass dies denkbar ist — die Mittel vorausgesetzt — denn wir haben Waisenhäuser und Erziehungs-Anstalten; auch ist gar nicht gesagt, dass die Eltern zu den Auslagen nicht herangezogen werden sollten; im Gegentheile, man könnte selbst an eine Steigerung der Beiträge mit der Zahl der Kinder denken, um dem übergrossen Leichtsinn entgegen zu wirken, den vielleicht Einzelne aus dieser Massregel befürchten sollten. Man mag die Eltern strafen, aber gegenwärtig straft man das Kind und die Gesellschaft, welche durch kränkliche und verwahrloste Individuen vermehrt wird, woraus folgt, dass ein anderer Zustand für den Fortschritt im hohen Grade fördernd wäre. Die menschliche Phantasie kann sich kaum ein Bild von den gesellschaftlichen Zuständen machen, welche durch die Evidenz des Materiales, aus welchem die nächste Generation zusammengesetzt wird, entstehen würden. Was müssten die folgenden Generationen moralisch, intellectuell und selbst physisch nicht werden! Bei den ungeheuren Fortschritten, die wir in Erkenntniss der Zellen und Pilze machen, wird man selbst das Material der Zellen immer mehr verbessern und veredeln, was aber nur bei einer anderen Erziehungs-Methode als der heutigen durchführbar ist. Die Aufzucht und Heranbildung der nächsten Generation unter dem Schutze der Gesammtheit und der Garantie, ist eine denkbare und wohltätige Einrichtung, von welcher sich die Spuren in der europäischen Gesetzgebung übrigens bereits finden.

Dass eine solche Gestaltung der Verhältnisse nicht ohne grossen Einfluss auf unsere geschlechtlichen Beziehungen sein kann, wird Jedem in die Augen springen. Betrachten wir uns also das Charakteristische der Civilisation in Bezug auf diese letzteren.

Es wurde bereits oben erwähnt, dass die Gleichheit der bürgerlichen Rechte ein entscheidendes Merkmal der Civilisation sei, an welcher die Frauen theilnehmen, während ihnen die politische und sociale Gleichberechtigung dermalen noch abgeht. Nachdem aber die grössere Gleichberechtigung der Frauen immer ein Kennzeichen des Fortschrittes ist, so wäre schon *a priori* zu vermuthen, dass auf dieser Bahn fortgeschritten werden sollte. Doch das geht uns nichts an; wir haben hier nur zu constatiren, dass der Mann um die Frau wirbt, mit ihr eine schwer lösliche Ehe eingeht, dass er der Chef der Familie und die Frau von seinem Willen mehr oder weniger abhängig ist. Dass der letztere Umstand manchmal umgekehrt liegt, ist nur ein Beweis, dass es Männer gibt, die von ihren Rechten keinen Gebrauch machen wollen oder zu machen wissen; dieser Zustand der Dinge hat auch seine volle Berechtigung bei den bestehenden Verhältnissen in Bezug auf Erziehung der Kinder und Frauen.

In der Gesellschaft der Zukunft müsste sich das Verhältniss also umkehren; die Gleichberechtigung müsste nicht nur eine volle werden, sondern das Weib müsste auch werben können, es müsste der eigentliche Chef der Familie sein und an den Mann und dessen Willen nicht gebunden sein; die Phrase der sogenannten „ehelichen Pflichten“ müsste aus dem Gebrauche verschwinden, und die volle Freiheit des Willens in geschlechtlicher Beziehung anerkannt werden, was auch ganz begründet ist, weil ein Zwang nirgends so entwürdigend ist, als in dieser Beziehung.

In der Civilisation muss der Mann werben, weil er für den Unterhalt der Familie aufzukommen hat, daher die Verhätnisse erwägen muss; weder der Mann noch das Weib können dem Zuge ihres Herzens folgen, sie müssen in geeignete Verhältnisse treten, oder sich der Enthaltsamkeit oder Prostitution ergeben.

In der Gesellschaft der Zukunft liegt das ganz anders; wenn ein Mädchen von einem Manne nur Liebe und nicht Ehe verlangt, so wird es ihr an Auswahl nicht fehlen; die Selections-Theorie tritt dann auch für den Menschen in ihre Rechte. Von einer Degeneration könnte weiter nicht die Rede sein. Wir sorgen für die Veredlung der Thiere durch Zuchtwahl, während das Weib in der Civilisation nicht wählt, sondern gegen Versorgung sich verkauft. Das Weib wird nach Massgabe ihrer Erfahrungen, ihrer Verhältnisse und Persönlichkeit ihre Liebesintrigue fortsetzen, aber Eines ist gewiss, die Fruchtbarkeit wird sich vermindern und die Race verbessern. In solchen socialen Zuständen werden die Aufrichtigkeit, die Liebe und das Interesse an der allgemeinen Wohlfahrt blühen, in der Civilisation blühen dafür der Betrug, die schmutzigen Interessen und der Egoismus. Ein englischer Oekonom, ich glaube Buckle, hat auf tausend Ehen sieben gute angenommen.

Solche Zustände haben aber die solidarische Erziehung zur Voraussetzung; diese ist ohne ein bedeutendes Collectiv-Vermögen nicht möglich, dieses kann nicht vor Jahrhunderten eine massgebende Grösse erreichen, also ist ein solcher Zustand ebenfalls vor Jahrhunderten nicht möglich. Darum ist es lächerlich, wenn socialistische Schwärmer glauben, dass man sociale Verhältnisse von oben oder unten durchsetzen kann, aber sie wachsen von selbst mit unerschütterlicher Triebkraft; wir können nur beschleunigen und die Geburtswehen lindern.

Solche gesellschaftliche Zustände der Zukunft sind: 1. denkbar, 2. der Entwickelung und unserem Dasein förderlich, 3. sie sind der Gegensatz zu unseren heutigen Zuständen — *quod erat demonstrandum!*

Gehen wir weiter!

Der Kampf ums Dasein ist so alt als die Menschheit, und ein Kampf wird immer bleiben, aber welcher Art? Es gibt jetzt schon einen scheinbar unblutigen Kampf, den der vernichtenden Concurrenz, und doch ist er oft qualvoller, als eine entscheidende Schlacht. Sollte nach beiden Richtungen nicht etwa das Gegenstück der destructiven Thätigkeit das Richtige, das Zukünftige sein?

Was heisst im modernen Staate „Wehrverfassung“? Antwort: Die ganze männliche Bevölkerung auf einige Jahre einer productiven Thätigkeit entziehen, ein Dritttheil der Staatseinnahmen dazu verwenden, im Falle der praktischen Verwendung der Kriegsmacht die Werke der Cultur zerstören und für den Aufwand zwei Dritttheile der Staatseinnahmen durch die Staatsschuld verpfänden. Wir haben hier nicht die Aufgabe, die Frage zu entscheiden, ob und wie der Krieg zu vermeiden sei — ein Gegenstand, mit dem wir uns im ersten Bande beschäftigten — sondern zu untersuchen, was das Charakteristische der Civilisation sei, und ob das Gegentheil in einer anderen Gesellschaftsform denkbar und für den Fortschritt vortheilhaft wäre.

Das Conscribiren und Heranziehen der Jugend — nach meiner Ansicht selbst beiderlei Geschlechts — zur Verrichtung gemeinnütziger Arbeiten, die nur durch Massen bewältigt werden können, wäre das gerade Gegentheil von dem, was heutzutage zur Vollbringung gemeinschädlicher Arbeit thatsächlich geschieht; die Berechtigung des Staates kann durch die veränderte Tendenz doch keine geringere sein. Hat der Staat das Recht, von mir zu verlangen, dass ich die Drangsale des Krieges, den Verlust meiner

Gesundheit und selbst des Lebens erdulde, so kann ihm das Recht nicht bestritten werden, für wohlthätige Zwecke, die mir sogar direct oder indirect zum Vortheile sind, meine Arbeitskraft in Anspruch zu nehmen.

Dass die Auslagen dieser solidarischen Arbeit die Staatseinnahmen nicht belasten, weil sie nur productiven Zwecken zugeführt wird, kann doch nicht als ein Nachtheil angesehen werden. Wir haben also jedenfalls das gerade Gegenstück der Gegenwart vor uns; die Jugend wird nicht zu unproductiven, sondern zu productiven Zwecken von der Gesammtheit in Anspruch genommen, das Staatseinkommen und Vermögen wird nicht vermindert, sondern vermehrt, es werden fremden Nationen keine Wunden geschlagen, sondern der internationale Verkehr und Reichthum gefördert. Es wird doch Niemand bezweifeln können, dass z. B. Russland mit einem Bruchtheile der verausgabten Summen und disponiblen Arbeitskraft für das Heer in den letzten zwei Decennien eine Bahn bis an die Mündung des Amur, nach Indien und Peking, wenigstens so weit das russische Gebiet reicht, leicht hätte zu Stande bringen können, und dass dies zur Hebung seiner Macht und seines Reichthums weit mehr beigetragen hätte, als dessen geführte Kriege; und ebenso England, China u. s. w. Von Moskau bis Ochotsk sind keine tausend geographischen Meilen; nehmen wir diese Länge an. In Rücksicht der vielen Ebenen, der Billigkeit des Bodens, so mancher Materialien und der Arbeit, ferner in Rücksicht der wenigen Stationen kann man den Bau per Meile nicht über 300.000 Gulden oder 600.000 Mark rechnen, was mit Tausend multiplicirt den beiläufigen Jahresetat des Kriegsbudgets gibt!

Der Leser wird sagen, das sei Utopie; gewiss, für die lebende Generation und die gegenwärtigen Verhältnisse und wohlgemerkt für die gegenwärtige Methode der Arbeit!

Wenn man den der Arbeiterclasse nicht angehörigen intelligenten Jünglingen und Jungfrauen die Proposition machen würde, zur Zeit der Ernte oder zum Dammbau den ganzen Tag mit der Schaufel oder Sense und Sichel zu arbeiten, so würde man allerdings auf Schwierigkeiten stossen, wenngleich das Kriegshandwerk ebenfalls in seinen Forderungen gerade nicht subtil ist.

Wenn aber eine Dammarbeit durch 100 Arbeiter in einem Tage fertig gebracht wird, so werden 200 Arbeiter in zwei Tagen nur drei Stunden zu arbeiten haben. Man proponire der intelligenten Jugend einer Grossstadt, dass sie mit klingendem Spiele hinaus ziehe und ohne Ueberanstrengung zur Vermehrung ihres Appetites und Kräftigung ihres Körpers nützlich sei, und man wird sehen, dass die Theilnehmer nicht fehlen werden; es werden sich mehr melden, als man verwenden kann. Das ist ein Punkt, wo ich durch und durch Fourierist bin; die Civilisation hat das Verdienst, beinahe jeder Arbeit die Anziehung genommen und sie in eine Marter umgewandelt zu haben.

Mein Mitleid mit der arbeitenden Classe ist kein krankhaft platonisches; ich bedauere den Grubenarbeiter beispielsweise nicht, dass er ein so mühe- und gefahrvolles Gewerbe hat; sondern nur das ist das Empörende, dass er alle Stunden des Tages (mitunter auch der Nacht), fast alle Tage des Jahres und alle Jahre seines Lebens dazu verdammt ist, dass er mit einem Worte nichts ist als Maschine. Eine billigere Vertheilung der Arbeit thut da Noth!

Sind etwa die Zustände unserer Presse die richtigen?

Aus den Tagesblättern schöpft die grosse Mehrzahl ihre Motive für ihr Denken und Handeln; man sollte daher glauben, dass nur die uneigennützige Wahrheit und die tiefste Ueberzeugung die Feder führen. Wie sieht es da aus!

Als einzelne grosse Blätter sich an Actiengesellschaften verkauften, da mussten sie Beichte über ihre Einnahmen ablegen; es stellte sich da heraus, dass die verschiedenen Bestechungen, sei es nun in Form von Subvention oder Betheiligung, den grössten Antheil an den Einnahmen hatten. Es ist nichts Ungewöhnliches, dass man Tag und Summe kennt, die das eine oder andere Blatt für diese oder jene Haltung selbst von fremden Regierungen erhält. Was die Emissionsbanken von diesen Blutsaugern zu leiden hatten, ist allbekannt; dass die Witzblätter die Menschen förmlich ranzionirten, wie die Räuber in Italien und Griechenland die Reisenden, ist allbekannt. Nun vollends die armen Künstler oder gar Künstlerinnen!

Endlich tragen die Rivalitäten der Correspondenten und Redacteure untereinander noch das Ihrige bei, um die öffentliche Meinung irre zu führen. Dass die europäischen Ministerien sich solche Bestechungsgelder votiren lassen, ist bekannt; auch wird die Opposition eines Blattes gewöhnlich auf solche Motive zurückgeführt. Wie oft verweigert ein Blatt eine Notiz, weil sie der Regierung unangenehm wäre, wie oft wird eine Sängerin verurtheilt, weil sie bei einem Rivalen zuerst gesungen, oder die Liebesanträge eines Referenten zurückgewiesen!

Das sind die Presszustände der Civilisation und des rücksichtslosen Egoismus, von welchen einige wenige besser gestellte Eigenthümer und vielleicht einige echtfärbige Parteiblätter eine leidliche Ausnahme machen, doch was hilft das? Kann ein Eigenthümer oder Chefredacteur für die catonische Natur seines ganzen Personales einstehen? Alle Zeitungen nehmen einen mehr oder weniger anständigen *geschäftlichen* Standpunkt ein, daher sich denn auch das Judenthum besonders diesem Erwerbszweige mit der gewohnten Rücksichtslosigkeit zuwendet. Ich kann aber zwischen dem Amerikaner, der die Menschen auf den

Schiffen seinen Prämien zu Liebe in die Luft sprengt, und den Redacteuren, welche gegen bares Geld schlechte Politik und schlechte Geschäfte anpreisen, einen Unterschied nicht finden, höchstens dass der Amerikaner mehr Muth haben muss.

Wenn sich ein Soldat aus der Kaserne auf eine halbe Stunde entfernt, so wird er nicht so strenge bestraft, als wenn er es als aufgestellte Schildwache thut; wenn ein Schlosser sich besauft, so ist das etwas ganz anderes, als wenn es ein Maschinist thut, dem ein Eisenbahnzug anvertraut ist. Wenn ein Zeitungsliterat auch ansonst kein Cato ist, so müsste er es doch sein, wenn er Tausenden seiner Mitmenschen Motive liefert. Wie aber soll dieses Verhältniss umgekehrt werden, wenn der phänomenale Egoismus das einzige Motiv seines Handelns ist?

Nur Derjenige, der da weiss, dass der phänomenale Egoismus dort seine Grenzen haben muss, wo die Schädigung des transscendentalen beginnt, der wird das Mass halten!

Die Gesellschaftsformen sind Producte der Entwickelung, die keine scharfen Grenzen haben können, sondern in einander hineinwachsen. Eine absterbende Gesellschaftsform, wie es die Civilisation bereits ist, hat immer Bruchtheile und Merkmale der folgenden in sich. Die der Civilisation folgende gesellschaftliche Form kann man ganz gut mit Fourier als den Garantismus bezeichnen, auf welchen erst jene Form kommen kann, die das umgekehrte Bild der Civilisation volltändig bietet. An garantistischen Institutionen haben wir schon seit Jahrhunderten die Post und den Frachtenverkehr (welche durch die Eisenbahnen wesentlich ausgebildet wurden), Banknoten und Versicherungsanstalten, welche allerlei Garantien bieten und mit den bürgerlichen Rechten — diesem Typus der Civilisation — nichts gemein haben. Diese Garantien werden sich vermehren und

auf die Erziehung und endlich auf die Existenz sich ausdehnen. Durch die Erziehung und ein richtiges Moralprincip werden dann jene schöneren Zustände möglich werden, weil sich in den absterbenden Garantismus wieder der Socialismus hineinwachsen wird. Es ist ein sehr richtiges Bild, das Fourier geschaut, als er in den Beginn der Civilisation die chevaleresken Illusionen setzte, die sich später in die freiheitlichen, dann wirthschaftlichen, endlich socialistischen Illusionen verwandeln werden. Wir können nicht läugnen, dass wir uns in dieser Epoche der Civilisation befinden. Um so unbegreiflicher ist es, dass er glauben konnte, eine ganze Entwickelungsstufe überspringen und den Socialismus praktisch einführen zu können.

Das charakteristische und wichtigste Merkmal der der Civilisation folgenden Gesellschaftsform wird die solidarische Erziehung sein, durch welche die Garantie der Existenz schon gegeben ist. Das Collectivvermögen — ohne Aufhebung des individuellen! — und die Armeen der Cultur sind schon socialistische Gebilde, die in den Garantismus hineinwachsen; während die freie Liebe als allgemeine Institution das Moment einer schon sehr vorgeschrittenen socialistischen Gesellschaftsform ist.

Nun kommen wir zu des Pudels Kern.

Die Nothwendigkeit der Aufrechthaltung der Civilisation im Interesse der Cultur ist ein Vorurtheil, in dem die lebende Generation aufgewachsen ist; diese thäte wahrlich besser, wenn auch unter Aufrechthaltung der bestehenden Rechte, auf jenen langsam, aber sicher führenden Wegen dem Fortschritte zu huldigen; das wird sie aber insolange nicht thun, als das Moralprincip kein anderes geworden sein wird. Das Moralprincip auf Grundlage von Offenbarung heisst Religion; die Lebensanschauung und dem zu Folge auch das Moralprincip auf Grundlage von Erfahrung und Betrachtung heisst praktische Philosophie. Doch

so wie es verschiedene Offenbarungen und dem zu Folge auch verschiedene Religionen gibt, so gibt es auch verschiedene Philosophien. Diese ist also als Verwerthung des Ergebnisses der gesammten geistigen Arbeit der Menschheit das Wichtigste und Entscheidendste!

Nur ein mittelmässiger Kopf konnte in den Naturwissenschaften etwas anderes sehen, als Hilfswissenschaften, nur ein Egoist konnte sich mit der Bereicherung der Erfahrungen in der phänomenalen Welt allein begnügen und unserem Dasein keine höheren Zwecke unterlegen.

Ich glaube durch dieses Capitel das Streben gerechtfertigt zu haben, eine objective, vorurtheilsfreie Weltanschauung zu suchen und aufzustellen, die ein gutes Motiv liefert, aber sich auch eignet, ein Gemeingut zu werden; denn soll die Philosophie die Mutter der Religion der Zukunft werden, so muss sie einen solchen Grad der Gemeinfasslichkeit haben, dass sie jede Frau zu fassen vermag.

Nachdem aber dasjenige, was die Männer der Wissenschaft so leichthin „Phantasterei“ nennen, in hohem Grade geeignet ist, sichere Anhaltspunkte für philosophische Speculation zu liefern, wie das alle grossen Denker anerkannten, so ist dadurch erwiesen, was zu erweisen war, dass die Ideen des ersten Bandes der Vorurtheile trotz aller Approbation insolange Phantastereien bleiben, als die Ansichten des dritten Bandes nicht Gemeingut der Intelligenz werden.

Es liegt darin auch nichts Ueberraschendes.

Ob die Bilder der Zukunft richtig sind, können nur die Bürger der späteren Generationen entscheiden; dass aber das Bild unserer gegenwärtigen Zustände nicht übertrieben ist, wird wohl Niemand leugnen. Mit welchem Rechte kann man nun behaupten, dass eine Anschauung, wie die meine, welche alle unsere Handlungen von schweren

ewigen Folgen begleitet darstellt, nicht etwas sehr praktisches sei? Wer das läugnen würde, müsste consequent behaupten, dass mit Aufhebung der Strafen, Gerichte und Staatsorgane sich der Betrug, der Diebstahl, der Raub und Mord vermindern werden. Ich behaupte mit Recht, dass Derjenige, welcher seinen Zeitgenossen zuruft, und ihnen auf verschiedene Weise beweist, dass sie mit ihrem phänomenalen Egoismus die Rechnung ohne Wirth machen, für Aufbesserung unserer socialen Uebel mehr leistet, als irgend ein Anderer. Schon der blosse Zweifel, dass unser Handeln doch möglicherweise Folgen haben könnte, wird gute Früchte bringen; sehen wir doch, dass Verbrechen durch die Ungewissheit, ob die That und der Thäter an das Tageslicht gezogen werden, oft unterbleiben. Dort wo ein Verbrecher die Gewissheit hat, dass ihn der Arm der Gerechtigkeit erreicht, wird er die That kaum verüben.

3. Was können wir leisten.

Hat die von mir vertretene Anschauung Gegner, so hat sie auch Freunde, deren jüngerer Theil am liebsten gleich Hand ans Werk legen möchte, und dieses Ziel durch ein solidarisches Vorgehen zu errreichen glaubt. Ich halte es daher für angezeigt, etwas zu ihrer Ernüchterung beizutragen. *Pas trop de zèle!*

Der Vereinigung mehrerer Menschen zu irgend einem bestimmten Zweck verdanken wir allerdings fast alle Errungenschaften der Cultur; es liegt darin eine grosse Gewalt, und wenn die Ziele oder Mittel auch nicht immer die besten und geeignetsten waren, so hat das Vereinsleben doch mehr genützt als geschadet, wogegen die Beschränkung in Bezug auf Genossenschaften immer mehr geschadet als genützt hat. Die Religionsfreiheit hat durch viel Blut erkämpft werden müssen, und die Krankheit des Nihilismus in Russland

wäre nie entstanden, wenn die Freiheit menschlicher Bestrebungen nicht auf so barbarische Weise unterdrückt worden wäre. Der Auswuchs auf der einen Seite ist immer dem Drucke auf der anderen proportional; England, Italien und Russland liefern das praktische Beispiel. England kennt seit Jahrhunderten keinen revolutionären Terrorismus; Italien hatte zur Zeit des Druckes seine Carbonari, und Russland, wo der grösste Druck herrschte, hat seinen Nihilismus — Ursache und Wirkung sind immer proportional.

Es kann daher nicht überraschen, dass in einer Zeit, wo es Thierschutz-, Alpen-, Trabbrenn-, Eislauf- und andere Vereine gibt, Menschen, welche an dem Gedanken eines zu bildenden Collectivvermögens zu Gunsten Eigenthumsloser Gefallen finden, an die Bildung eines Vereines ad hoc denken. Es gehört aber zu den Verkehrtheiten der Civilisation, dass dort, wo ein Thierschutzverein gestattet wird, ein Menschenschutzverein auf Hindernisse stosst. Von langer Dauer kann und wird die Opposition nicht sein, doch kann sie gegenwärtig noch nicht schaden; denn die Nothwendigkeit eines solchen Vereines wäre erst dann unabweislich, wenn es sich um die Verwaltung des Vermögens und die Verwendung der Zinsen handeln würde. Da wir aber bereits ein, wenn auch sehr bescheidenes, Collectiveigenthum haben, nämlich die verschiedenen bestehenden Stiftungen für humanitäre Zwecke, welche in der Regel und relativ noch am besten durch die Gemeinden verwaltet werden, so ist es weit weniger wesentlich, einen Verein zu bilden, der erst mit der Zeit ein Vermögen zu verwalten haben würde, als die Menschen, und insbesondere die Kinderlosen zu veranlassen, dass sie durch ihre letztwilligen Bestimmungen die bestehenden Stiftungen vermehrten. Das wäre Etwas, zu was man weder einen Verein noch einen behördlichen Consens braucht.

Man darf sich keinen Illusionen hingeben, ein solcher Verein hat viele Gegner; es gibt überall Neffen und Erbschleicher, die sich durch solch eine herrschende Meinung beeinträchtigt fühlen; die hohe Geistlichkeit kann leicht in einem solchen Vereine eine Erwerbstörung erblicken; endlich existirt die bekannte ökonomische Kurzsichtigkeit der Regierungsorgane, die in dem Wörtchen „collectiv" den leibhaften Socialismus wittert, nicht ahnend, dass gerade durch dieses Wörtchen der wirkliche und gefährliche frühzeitige Socialismus am besten bekämpft werden kann.

Was ist weiter nothwendig?

Die Menschen aus ihrem phänomenalen Rausch zu erwecken und zu ernüchtern; dazu bedarf es aber ebenfalls keines Vereines, weil es sich ja immer um jene handelt, die ausserhalb des Vereines stehen. Diese Ernüchterung kann im Wege der zufälligen und durchaus nicht gesuchten Discussion, durch ein gutes Buch, durch das gute Beispiel, oft auch nur durch ein Wort zu rechter Zeit erfolgen. Das kann auch keine Polizei hindern; es kann keine Behörde der Welt mich zur Rechenschaft dafür ziehen, dass ich das *„fruges consummere natus"* nicht als einzigen Lebenszweck auffasse und eine idealere Weltanschauung habe, denn sonst müsste man ja alle gläubigen Christen, Mohamedaner und Buddhisten einsperren, und nur die Materialisten und Juden frei lassen.

Die Ueberzeugung, dass das menschliche Dasein nur eine vorübergehende Erscheinungsform darstelle, wäre aber nur das Mittel zum eigentlichen Zwecke, der da ist, den rücksichtslosen phänomenalen Egoismus zu zerstören. Der eigentliche näherliegende Zweck, den diese derzeit imaginäre Verbrüderung zu verfolgen hätte, wäre, der menschlichen Daseinsform jene B e d i n g u n g e n der E x i s t e n z zu b i e t e n, w e l c h e e i n e g e d e i h l i c h e E n t w i c k e l u n g e r m ö g l i c h e n, während sich gegenwärtig nur eine kleine Minorität in dieser Lage befindet, nämlich die Mittelclassen.

Die Armen und Reichen sind diesbezüglich gleich schlecht daran; die einen werden gar nicht erzogen, die anderen verzogen.

Der einzige und sicherste Weg, unsere gesellschaftlichen Zustände in diesem Sinne zu verbessern, ist die menschenwürdige Erziehung der nächsten Generation, was aber ohne ein entsprechendes Collectiveigenthum nicht möglich ist, daher denn ein solches zu bilden die uns zunächst liegende Aufgabe sein müsste. Wir hätten, wenn wir als Verein bereits existiren würden, um concret zu sprechen, durch Wort und Beispiel die Kinderlosen zu veranlassen, einen Theil ihres Vermögens als Collectivcapital der Menschheit zu retten, in Form einer Stiftung, wodurch sie sich der Schuld entledigen, die jeder von uns den vorangegangenen Generationen schuldet.

Dieser Zweck ist etwas, was auch ohne Verein die Behörde abermals und ebensowenig zu hindern in der Lage ist, als sie die Motivirung (nämlich eine idealere Weltanschauung) zu hindern vermag. Sie kann mir nicht verwehren, einen Theil meines Vermögens den Waiseninstituten zu vermachen, und es kann mich Niemand der strafgerichtlichen Untersuchung überliefern, wenn ich das dritten Personen gegenüber als meine und jedes Menschen Pflicht hinstelle und dazu einrathe. Ich weiss allerdings, dass die Leistungsfähigkeit in unglaublichen Missgriffen bei den Staatsorganen sehr gross ist, aber das geht denn doch nicht!

Wir brauchen also eigentlich keinen Verein.

Die Freunde dieser Anschauung werden vielleicht einwenden, dass der Ideenaustausch, das Gefühl der Zusammengehörigkeit ohne ein Vereinsleben in Wegfall käme, und dadurch die Thatkraft leiden würde; doch hätte das dort seine Richtigkeit, wo es etwas zu beschliessen oder zu thun gibt, was eben hier noch nicht der Fall ist. Derjenige, der

dem geistigen Bande, der menschenfreundlichen Verbrüderung bereits angehört, hat schon beschlossen. Was endlich das Gefühl der Zusammengehörigkeit anbelangt, so ist dem leicht abzuhelfen; es kann sich ja auch nur um eine kurze Dauer handeln, denn einmal wird sich der heilige Geist doch auch über die Ministerialräthe der verschiedenen Regierungen ergiessen! Die Minister haben in parlamentarischen Regierungen bekanntlich keine Zeit; sie sind beständig auf der Jagd; sie müssen die Minoritäten abschiessen, die Majoritäten züchten und das Revier — das Portefeuille genannt — erhalten; die Interessen der ihrer Leitung anvertrauten Menschheit treten begreiflicherweise in den Hintergrund.

In unserem gegebenen Falle handelt es sich weit mehr um einen concreten passenden Namen, als um den Vereinsapparat, der früher oder später doch seine Existenzberechtigung erkämpfen wird. Jetzt hat das noch seine Schwierigkeiten. Du sublime au ridicule il n'y a q'un pas! Die Inscenirung eines solchen Vereins wäre auch nicht so leicht. Was würde die „Gesellschaft“ sagen, ruft der Aristokrat; was die hohe Regierung, der Hofrath; was würde die Presse schreiben, denkt der Abgeordnete, und was der wissenschaftliche Club, meint der Professor — im Stillen. Die Idee ist noch jung, nicht acclimatisirt, und nur selbstständige Männer können sie cultiviren.

Es gibt Wagnerianer, welche Freunde der Wagner'schen Musik sind, sich als solche bezeichnen und von Anderen bezeichnet werden; es gibt Vegetarianer, Spiritisten, Kantianer, Freunde des Renaissance-Styles und der Jagd — auch ohne Verein! Es würde sich also nur um einen concreten Ausdruck handeln, der die Sache gut oder gar nicht definirt. Ein solcher Ausdruck wäre der Kosmopolit, denn es handelt sich um eine kosmopolitische Idee; doch wäre das nur für Oesterreich passend, wo es Dualisten, Födera-

listen, Centralisten, Nationale, Klerikale, aber keine Kosmopoliten gibt, wenngleich Oesterreich mehr als irgend ein Staat darauf angewiesen wäre, und durch den Kosmopolitismus sogar eine Ueberlegenheit sich verschaffen könnte. Im Auslande jedoch würde der Ausdruck nicht passen, denn es kann Kosmopoliten geben, und es gibt auch deren, die keine Verwandtschaft zu diesen Ideen haben.

Es scheint viel besser, zu einer anderen Bezeichnung zu greifen, welche eben gar nichts definirt und eine internationale Bedeutung haben kann. Jeder weiss, was das heisst, ein Rother, auch was ein Schwarzer bedeutet; die Revolution und die Geistlichkeit haben diese beiden Farben bereits occupirt, und es gibt Rothe und Schwarze in allen Staaten Europa's; die blaue Farbe wäre aber noch frei; sie ist nicht nur die Farbe des Himmels, sondern nach der phantastischen Kosmogonie Fouriers, des grössten Menschenfreundes dieses Jahrhunderts, die Farbe der Liebe. Gelb war ihm die Farbe des Familiensinnes; mischt man diese beiden Farben, so wird daraus Grün, das war ihm die Farbe der Arbeit. Insofern ist das Bild zutreffend, denn Familiensinn und Liebe führen wirklich zur Arbeit. Bleiben wir also bei Blau! Wenn dadurch auch nichts anderes gesagt wäre, als dass Blau im Gegensatze zu Roth und Schwarz, also zu Jakobinern und Finsterlingen, stehe, so ist das schon etwas.

Ein Freund der blauen Farbe zu sein, ein Blauer, das kann mir Niemand wehren. Niemand kann mich hindern, blaue Steine oder Blumen mehr zu lieben als andere, oder die Farbe des Himmels schön zu finden u. s. w. Das gibt Anknüpfungspunkte genug und keine Behörde der Welt kann eine Gesellschaft, die keine Statuten, keine Versammlungen, keine Präsidenten oder Verwaltungsräthe, ja nicht einmal andere Zusammenkünfte hat, als sie etwa Wagnerianer oder Vegetarianer haben, wo auch nichts beschlossen

wird, beanständen. Sie kann das umsoweniger, als die Blauen, die Freunde der Menschheit, principiell Fanatiker der Ruhe sind, welche den zwar langsamen, aber doch sicheren Fortschritt der schlechtesten Regierung, dem materiellen Rückschritt der siegreichsten Revolution vorziehen.

Geheim ist die Gesellschaft auch nicht, und der leuchtende und erwärmende Lichtstrahl, welcher die „Blauen" beseelt, kommt aus der vierten Raumdimension, wohin eine schon über die dritte Dimension nur schwer verfügende Polizei nicht hinreicht! Nichts auf der Welt kann die Blauen verhindern, der nächsten Generation schon heute vorzuarbeiten, welche zuverlässig mit allen diesen, durch die Vorurtheile bereiteten Hindernissen nicht mehr zu kämpfen haben wird.

Die Verbreitung eines Gedankens geht über alle Erwartung schnell, wenn der Gedanke gemeinfasslich und der richtige ist. Habe ich mit meiner Anschauung recht, findet sie den Beifall wenigstens jener Menschen, die in der phänomenalen Welt und deren Freuden nicht ganz und gar untergegangen sind, so braucht man an einer baldigen Lösung nicht zu verzweifeln. Nehmen wir an, dass ich jedes Jahr einen Menschen überzeuge und gewinne, und noch zehn Jahre lebe; nehmen wir an, dass ein Jeder von diesen alljährlich Einen gewinne und ebenfalls zehn Jahre lebe, Ziffern, die im Durchschnitte gewiss nicht zu hoch gegriffen sind; nehmen wir deren Richtigkeit an, so hätten wir in 10 Jahren ungefähr 1000, in 20 Jahren 1,000.000 und in 30 Jahren mehr Menschen, als es intelligente Wesen auf der Welt gibt, die alle geschworene Feinde jeder Revolution, Freunde der friedlichen wirthschaftlichen Entwickelung der Menschheit und direct oder indirect Gründer eines Collectiv-Eigenthums wären. Auf Wunsch des Buchhändlers wurde von den zwei Bänden eine starke Auflage (je 1500) gemacht; es unterliegt auch keinem Zweifel, dass jedes verkaufte Exemplar mehrere Leser hat. Befindet

sich nun in den drei Bänden genügendes Material, um nur einen Bruchtheil bescheidenster Art zu gewinnen, — zu welcher Hoffnung mich übrigens zahlreiche Zuschriften berechtigen — so können noch einige Jahre gewonnen werden, und könnte die lebende jüngere Generation schon greifbare Resultate erzielen.

Daß ist der freundschaftliche Rath, den ich Jenen zu ertheilen mir erlaube, welche meinen Ideen nicht nur sympathisch entgegengekommen sind, sondern dem Gedanken die schnelle That folgen lassen wollten. Man darf eine Frucht nicht unreif vom Baume nehmen, man soll nichts forciren; aber man kann allerdings dazu beitragen, dass sie früher reife.

Die Menschen lebten zweifelsohne einst wie die wilden Thiere im Walde, bis sich nach und nach das Familienleben, und durch dessen Erweiterung auf Stamm, Kirche und Nation (Sprache), die Cultur entwickelte; doch hielt der phänomenale Egoismus damit gleichen Schritt, denn es gibt nicht nur einen persönlichen, sondern auch einen nationalen und kirchlichen Egoismus, letzteren sogar mit transscendentalem Aushängeschild. Diese, jede kosmopolitische Idee hemmenden Schranken im Interesse der Menschheit zu beseitigen — denn einmal geschieht es doch — kann nur im Wege der Substitution des transscendentalen Egoismus langsam und gefahrlos geschehen. Den Schwarzen die Macht über die Massen, den Rothen das Cultur zersetzende Gift zu nehmen, vermögen nur durch männliche Ruhe und Objectivität — die Blauen!

Zwölftes Capitel.

Gibt es Vorurtheile im Gebiete der Philosophie?

Definition, Umfang und Aufgabe der Philosophie.

Um obige Frage beantworten zu können, müssten wir uns früher über den Begriff der Philosophie einigen.

Ich habe immer die Ansicht vertreten, dass die Philosophie die Aufgabe habe, aus der Erfahrung auf die tiefer liegenden Ursachen, aus der gegebenen phänomenalen Welt auf die transscendentale Weltunterlage zu schliessen, und kann mich den gewöhnlichen Definitionen als der „Wissenschaft von den Begriffen, Principien“ u. s. w. nicht anschliessen. Aus diesem Unterschiede der Anschauung ergibt sich mit Nothwendigkeit, dass der Umfang, den ich der Philosophie bestimmen würde, ein weit geringerer ist, als den sie in der Gegenwart auf allen Lehranstalten und in allen Büchern hat. Ich muss daher vor Allem diesen Unterschied rechtfertigen.

Schon die Zusammensetzung des Wortes „Philosophie“ beweist, dass so sich mehr ums Denken als Wissen handelt, sonst würde sie nicht von σοψια sondern γνωσις abgeleitet werden müssen, oder vielmehr mit Letzterem zusammengesetzt worden sein. Klar geht dies aber aus der Betrachtung der phliosophischen Systeme hervor.

In der alten Zeit suchte man die Weltunterlage bald im Wasser, bald in der Luft, dann in den Zahlen, im Werden, den Atomen. Sokrates war der erste, der sich dem Erkenntnissvermögen zuwendete; Plato hatte die Ideen als Weltunterlage, endlich begann der Zweifel an der Realität unserer Vorstellungen einerseits und — durch Baco von Verulam — die Nothwendigkeit der Erfahrung als Unterlage unserer Forschung andererseits den Boden der Philosopie richtig zu stellen. Descartes machte die Thatsache des Denkens zum Ausgangspunkte der Philosophie, Leibniz die Monaden zur Weltunterlage. Locke und noch mehr Kant lieferten den Beweis, dass unsere Weltvorstellung eine Frucht unserer Organisation sei, und der Welt ein unbekanntes „Ding an sich“ zu Grunde liege, welches Schoppenhauer als den Willen, Hartmann als ein Unbewusstes erkennen wollten.

Aus dieser kurzen Betrachtung geht hervor, dass es sich immer um die Erklärung der Welt, um die transscendentalen Ursachen in der Philosophie handelte, was meinem Leser um so klarer werden wird, wenn wir die Philosophie mit Religion und Naturwissenschaft vergleichen. Die traditionellen Religionen geben ebenfalls Aufschluss über die transscendentale Weltunterlage, aber immer auf dem Wege einer Offenbarung, die von der Philosophie verworfen werden muss, weil diese sich auf die Erfahrung zu stützen hat; beide haben dasselbe Ziel, aber ganz andere Mittel. Die Naturwissenschaft hingegen hat mit der Philosophie dieselbe Unterlage, nämlich die Erfahrung; aber die Wissenschaft beschränkt sich auf das Phänomenale und lässt das Transscendente liegen, was ganz richtig ist. Die Naturwissenschaft zeichnet sich durch die Solidität aus, mit der sie ihre Kenntniss vermehrt, während die weittragenden Entdeckungen doch nur durch das Suchen nach der tieferen Unterlage gemacht wurden; es gibt eben unter

den Naturforschern auch Philosophen, und unter den Philosophen auch Naturforscher.

Wenn ich ein Gewicht an einen Strick aufhänge, so wird der Mann der Wissenschaft die Spannung der Anziehungskraft der Erde zuschreiben, die Anziehungskraft und die nothwendige Widerstandskraft bemessen u. s. f. Der Philosoph wird aber z. B. die Frage aufwerfen, was die Anziehungskraft ist, oder wie das Gewicht durch den Strick gehalten werden könne, da die Moleküle doch durch den Aether getrennt sein sollen, also ein eigentlicher Zusammenhang im Stricke gar nicht besteht?

Das tiefer Liegende, das Allgemeine ist immer dasjenige, was der Philosoph an das Tageslicht zu ziehen bemüht ist; er muss den Schein vernichten, und das Reelle suchen; er muss durch den phänomenalen Schein hin durch das Intelligible mit Hilfe seines Verstandes und der Vernunft zu erschliessen trachten. Auch der Sprachgebrauch entscheidet zu Gunsten dieser Auffassung, da man Jemanden leicht als Philosophen bezeichnet, der die phänomenalen Freuden ignorirt und tiefer speculirt; wo hingegen noch Niemand die Intriguen wegen Titel und Würden, oder Börsen-Geschäfte und Gelderwerb philosophische Speculationen genannt hat.

Nachdem ich bezeichnet habe, was ich unter Philosophie verstehe, kann ich zur Beantwortung der Frage schreiten, ob in deren Gebiete Vorurtheile zu finden sind.

Vorurtheile sollten in der Philosophie eigentlich nie vorkommen, weil diese nur aus dem eigenen Denken hervorgehen soll, daher keine fremde Autorität anerkennen darf; doch ist es erstens die Wissenschaft, die ihr falsche Prämissen liefern kann, die sich dann forterben; vor allem Anderen aber ist der Umstand verhängnissvoll, dass auf den Universitäten nicht — wie es sein sollte — Philosophie überhaupt, sondern eine bestimmte Philosophie, z. B. die

Herbart's, Hegel's oder Fichte's u. s. w. gelehrt wird. So wie ich nun ein Kind im jüdischen, katholischen oder buddhistischen Glauben erziehen und ihm alle diessbezüglichen Vorurtheile einimpfen kann, so ist es auch mit der Philosophie. Ein junger Mensch kann durch einen bedeutenden Kopf ganz gut unterjocht werden; er tritt ins praktische Leben, und hat dann eine vorgefasste Meinung über die Welt und deren Unterlage, gestützt auf fremde Autorität — er hat mit einem Worte Vorurtheile!

Nicht Herbart oder Schopenhauer hatten Vorurtheile, insoweit sie nicht durch die Naturwissenschaft geliefert wurden, wohl aber gibt es Vorurtheile der Herbart'schen und Schopenhauer'schen Schule. Ich habe bereits früher bemerkt, dass Philosophie und Religion das gleiche Ziel, aber andere Mittel haben; man könnte daher auch sagen, Religion sei eine auf Offenbarung gegründete Philosophie, oder Philosophie sei eine im Wege der Erkenntniss erworbene Religion. Sobald ich aber mein Beweismaterial auf die Autorität allein stütze und mich auf Pagina so und so viel von Kant oder Hegel berufe, so kann ich es den Theologen nicht verübeln, wenn sie sich auf Hiob 24, 25. oder auf Johannes 10, 9. berufen, und jede Autonomie zurückweisen.

Man muss zwischen Philosophie als Weltanschauung und Philosophie als Lehrgegenstand einen Unterschied machen. Der selbstständige Philosoph erkennt die Phänomenalität der Welt und sucht sich eine denkbare Unterlage; die sich daraus ergebende Moral kann er nun allerdings selbst ziehen, doch kann das eben so gut durch Andere geschehen.

Auf den Schulen müsste der Unterschied zwischen Philosophie überhaupt und einer bestimmten Philosophie scharf eingehalten werden. Betrachten wir uns einmal den Umfang der reinen Philosophie.

Das erste Fach, das der Philosophie zugewiesen wird, ist in der Regel die Logik. Die Logik als Vorbedingung eines richtigen Denkens, gehört — so wie die Mathematik — zu den Disciplinen des Verstandes, und ist für Jedermann eine Nothwendigkeit; sie gehört in die Schulen überhaupt, und nicht erst in die Philosophie. Die Psychologie gehört seit der Genauigkeit unserer Instrumente und Mikroskope den Physiologen, Anatomen, Aerzten, Biologen weit mehr als der Philosophie. Damit ist natürlich nicht gesagt, dass ein Philosoph sich nicht damit befassen darf, im Gegentheile, er kann aus ihr für seine Weltanschauung Daten holen, oder aus dieser etwas in jene hinübertragen, aber sie gehört nicht in die Philosophie. Die Moral oder das Moralprincip sind eine Consequenz einer schon bestimmten Philosophie, nicht der Philosophie überhaupt, weil mit der veränderten Weltanschauung sich auch das Moralprincip ändert. Insoweit als die Moralprincipien der verschiedenen Systeme übereinstimmen, besteht eben auch eine Uebereinstimmung der Philosophien. Eine Metaphysik im eigentlichen Sinne des Wortes hat es bis auf Zöllner nicht gegeben, insoweit wir aber einen Blick in die Physik einer vierdimensionalen Welt werfen wollen, so gehört das gewiss den Physikern zu. Der Leser wird nun ausrufen: Was soll also der Philosophie als Wissenschaft bleiben?

Die Philosophie kann als Lehrgegenstand nur zwei Aufgaben haben. Die erste ist die Kritik unseres Erkenntnissvermögens, um den Menschen die Ueberzeugung beizubringen, dass die von uns angeschaute Welt rein phänomenaler Natur sei, und dass ihr eine andere Welt nothwendig zu Grunde liegen müsse (es wäre also Kant's Kritik der reinen Vernunft und so manches Andere aus seinen und Schopenhauer's Schriften zu lehren). Die zweite Aufgabe einer Philosophie wäre, die Grundzüge der verschiedenen

philosophischen Systeme, nicht aber eine bestimmte Philosophie zu lehren, was zu Vorurtheilen führen muss.

Die erste Aufgabe würde den Zweck haben, dass Jeder die Ergebnisse der Naturwissenschaft mit Vorbehalt aufnehmen und das Phänomenale von der möglichen tieferen Ursache abtrennen würde; die zweite Aufgabe hätte den noch wichtigeren Zweck, dass Jeder sich jener Weltanschauung hingeben könnte, die seiner Ueberzeugung am meisten entspricht. Es gäbe dann keine Moralphilosophie, sondern Consequenzen der Weltanschauungen, also mehrere Moralphilosophien.

Man kämpft für die Freiheit des Glaubens, es muss aber eine Freiheit des Denkens auch geben. Beide sind illusorisch, insolange nur ein bestimmter Glaube dem Kinde, nur eine bestimmte Philosophie dem Knaben beigebracht wird *).

---

*) Das, was wir in der Literatur an Geschichten der Philosophie haben, ist dazu nicht geeignet; sie sind viel zu umfangreich und in der Regel voll kritischer Gedanken des Autors, der sich selbst zur Geltung bringen will. Ich habe mich daher mit dem Gedanken herumgetragen, einen Preis auszuschreiben, oder vielmehr sechs Preise für sechs je etwa fünf Druckbögen enthaltende Abhandlungen über bestimmte Gruppen von Philosophen; z. B. Leibniz und die Individualisten als eine Gruppe, Spinoza, Schopenhauer und Hartmann als zweite Gruppe u. s. f. In diesen Abhandlungen dürfte nichts enthalten sein, als die metaphysische Unterlage des Menschen und der Welt der betreffenden Philosophen mit der sich ergebenden Moral — ohne Kritik und Aufputz! Das erste ist von einem Deutschen, das zweite von einem Franzosen kaum zu erreichen; nur die Engländer machen gute Auszüge. Das Richteramt müsste drei in ihren Anschauungen verschiedenen, über die Preiszuerkennung aber in voller Uebereinstimmung urtheilenden Philosophen überlassen werden, und jene Schriften, welche den Preis erhielten, würden dann zusammen gedruckt und als eine Art Hexameron herausgegeben. Ich halte das für einen geeigneten Weg, kurze, fassliche und objective Auszüge zu erhalten und werde diesen Gedanken vielleicht noch ausführen, wenn ich genügende ermuthigende

Die zwei Aufgaben der Philosophie als Lehrgegenstandes wären also:

1. Die Beseitigung der Vorurtheile des gemeinen Verstandes im Wege der Kritik unseres Erkenntnissvermögens.

2. Die Geschichte der Philosophie.

So behandelt würde es wohl Irrthümer, aber keine Vorurtheile auf dem Gebiete der Philosophie und an den Universitäten geben können.

Aus dieser Unterscheidung geht weiters hervor, dass zwischen einem Philosophen und einem Professor der Philosophie ein gewaltiger Unterschied besteht; ein Philosoph kann nicht Jeder sein, ein Professor der Philosophie mit etwas Fleiss Jeder. Die sogenannte Intelligenz sieht die Sache freilich anders, und glaubt, dass der Professor das verstehen müsse; von dem Philosophen weiss sie nichts. So sind Hartmann, Drossbach, Mainländer, Bahnsen Philosophen, wenn sie sich auch an Schopenhauer oder Herbart anlehnen, aber keine Philosophie-Professoren, und gibt es sehr viele Philosophie-Professoren, die keine Philosophen sind, deren es immer viel weniger gibt, als Professoren. Mir ist die Aversion Schopenhauers ganz begreiflich.

Unterstützung finde. Der Glaube auf Grundlage von Autorität muss nicht nur auf religiösem, sondern auch auf philosophischem Gebiete gebrochen werden; man kann aber von einem jungen Menschen nicht verlangen, dass er die gesammte philosophische Literatur durcharbeite; ein gutes, objectives, bloss nach diesen Richtungen belehrendes und 400 Seiten nicht überschreitendes Buch existirt nicht und wäre für das autonome Denken von grosser Wichtigkeit. Auch die Religionen haben den Glauben an eine Vorsehung, Verantwortlichkeit und geistige Erhebung gemeinschaftlich; die Formen sind verschieden, nebensächlich, und gehören der Geschichte an. In den Schulen wird die entgegengesetzte Methode angewendet; auf das Letztere, die Form und den Unterschied, wird das Gewicht gelegt, und das Wesen der Sache kommt hübsch in den Hintergrund. Diese brüderliche Eintracht sind sich die Herren Pfarrer, Pastoren und Rabbiner gegenseitig schuldig!

Die gestellte Frage: Kann es in der Philosophie Vorurtheile geben? können wir nunmehr dahin beantworten:

Es können in der Philosophie Irrthümer vorkommen, zu Folge schlechter, von der Wissenschaft gelieferter Daten, zu Folge schlechter Schlüsse, zu Folge mangelnder Erfahrung; Vorurtheile kann es aber bei einem Philosophen nicht geben, denn er wäre dann kein selbstständig denkender Kopf; wohl aber kann es Vorurtheile bei Philosophie-Professoren geben, weil sie oder wenn sie lediglich auf der Grundlage fremder Gedanken stehen, daher vorgefasste Meinungen haben!

Schlusswort.

Ich wurde bei der Verfassung des dritten Bandes von dem Streben geleitet, meinem Leser eine Philosophie in gemeinfasslicher Form zu geben, die bei einigem guten Willen und wiederholtem Lesen mit sehr geringen Vorkenntnissen verstanden werden kann. Die erste Abtheilung dieses Bandes hatte die Bestimmung, den Leser zum Philosophen zu machen, d. h. durch Vernichtung der Vorurtheile des gemeinen Verstandes den phänomenalen Schein als solchen erkennen zu lassen.

Die zweite Abtheilung ist meine Philosophie, d. h. sie gibt dem Leser den Aufschluss, was ich von der Unterlage der phänomenalen Welt weiss und denke. Ob ihm das genügt, um meine Ueberzeugung zu theilen, das weiss ich nicht, aber ich würde sie ihm wünschen; sie macht den Menschen nicht schlechter.

Was endlich die von anderen Philosophen wie Leibniz, Herbart, Drossbach oder Schopenhauer, Hartmann, Bahnsen und Mainländer aufgestellten Unterlagen anbelangt, so verwerfe ich sie nicht, unterstütze sie nicht, sondern schiebe sie einfach zurück. Wer immer von ihnen Recht haben sollte in Bezug auf die letzten Unterlagen, in Bezug auf die directe Unterlage der menschlichen Erscheinung und phänomenalen Welt ist er im Unrecht; hinter

dieser steht vorläufig eine andere Welt und nicht eine Kraft oder Kräfte, am allerwenigsten der „Stoff". Das Letztere haben Philosophen nie behauptet, sondern die Männer der Wissenschaft!

Ist es mir gelungen, meinen Leser zu überzeugen oder auch nur seine Ueberzeugung in Bezug auf den modernen heilbringenden und allein seligmachenden phänomenalen Egoismus zu erschüttern, so wird der Leser in den gegebenen Motiven Kraft genug finden, um herzhaft für die phänomenalen Interessen der Menschheit einzutreten. Darin liegt das Hauptmotiv meiner transscendentalen Speculationen.

Der einzelne Mensch, nehmen wir an, mein Leser, lebt vielleicht im Durchschnitte noch 20 Jahre, und erlangt durch den Tod genügenden, wenn auch nicht vollen Aufschluss; die Belehrung hätte kaum einen Zweck! Die Menschheit aber lebt noch Tausende von Jahren in Tausend Millionen Individuen, da ist keine Zeit zu verlieren; die Culturentwickelung ist nur durch Vernichtung des herrschenden Egoismus zu retten. So erklärt es sich, dass ich für das transscendentale Interesse des Einzelnen und das phänomenale Interesse der Gesammtheit eintrete; denn das phänomenale Schicksal des Einzelnen ist eine sehr kurze Episode, das phänomenale Schicksal der Menschheit von langer Dauer. Und so wie ein gewisser Grad von phänomenaler Entwickelung nothwendig war, um aus dem Thiere den Menschen, aus dem Wilden den gebildeten Europäer zu machen, so kann nur eine höher organisirte Gesellschaft noch edlere Blüthen hervorbringen!

Darum fort mit allen Vorurtheilen! Gehen wir objectiv und wohlwollend an die Arbeit, und zwar an die ruhige und friedliche Arbeit! Wir haben nirgends Feinde zu besiegen, sondern nur Freunde zu gewinnen!

Wenngleich die drei Bände der „Vorurtheile der Menschheit" als selbstständige abgerundete Theile bestehen,

so bilden sie doch ein zusammenhängendes Ganzes, welches ein bestimmtes und klar gestecktes Ziel ebenso verfolgt, wie jeder einzelne Band.

Der erste Band hatte insbesondere nachzuweisen, dass der Staat oder die Gesellschaft, welche als moralische Persönlichkeit mit Schulden belastet dasteht, für ihre Mitglieder nichts zu leisten vermag, und dass die nur successive, keines Menschen Rechte schädigende Einschränkung des individuellen Vermögens nur durch die Bildung eines Collectiv-Vermögens auf die dort geschilderte Art und Weise erfolgen kann.

Es wurde weiters nachgewiesen, dass die Ewigkeit und Nothwendigkeit der Kriege, die Quelle unserer Passivität, ein Vorurtheil seien, weil Gleichgewicht und Abrundung der Staaten, im Interesse der Entwickelung und selbst der Nationalität (so lange diese noch Geltung hat), auch auf friedliche Weise erreicht werden können. Allerdings müsste man alle Diplomaten früher wegjagen, denn es gibt nicht leicht ein treffenderes Wort, als den Satz, dass das Schwert immer gut machen müsse, was die Diplomatie verdorben oder geschürzt hat.*)

Es wurde weiters nachgewiesen, dass wir uns weit weniger um die Liebesverhältnisse, und weit mehr um das Schicksal der Kinder zu kümmern hätten, und dass eine grössere Freiheit in der Schliessung der Eheverträge nur das Material verbessern, die Geburten vermindern und die Prostitution einschränken würde. Das sind die wesentlicheren Bestrebungen des ersten Bandes.

Dabei konnte ich offenbar nicht stehen bleiben, denn abgesehen davon, dass die ehelichen Verhältnisse und die

*) Das jüngste Product, der Berliner Vertrag, ist auch so eine Missgeburt und Brutstätte von Verwickelungen und unhaltbaren Zuständen.

fideicomissarische Beerbung der Kinderlosen in der Regel die Domaine der Priester sind, welchen es an frommen Stiftungen nicht fehlt, muss man die Religionsverschiedenheit als eine Quelle von Verwickelungen und Streitigkeiten aller Art anerkennen, z. B. gegenwärtig in Russland, Deutschland, Frankreich, der Türkei und in Asien überhaupt. Die nationalen Reibungen sind ein Jammer, sie haben aber wenigstens in der gemeinschaftlichen Sprache und der Gleichberechtigung einen begreiflichen Anlass; die kirchlichen Reibungen haben hingegen gar keinen Sinn, sondern sind vielmehr und in der Regel das Mittel für ganz andere Zwecke. Es gibt eigentlich nur Menschen, welche an der Religion, in der sie aufgewachsen, sei sie welche sie wolle, festhalten, oder sich von ihr emancipiren; die Ersteren werden leicht missbraucht, die Anderen verfallen zumeist dem phänomenalen Egoismus. Es ist also nothwendig, durch Zerstörung der religiösen und wissenschaftlichen Vorurtheile die Einen aus der Vormundschaft zu erlösen, und den phänomenalen Egoismus der Andern zu erschüttern. Das war und ist der Zweck des zweiten Bandes.

Die Erschütterung des Offenbarungsnimbus, komme er nun von der Kanzel oder dem Katheder, ist aber doch nur eine Negation. Wenn ich den Einen sage, eure verschiedenen Offenbarungen sind Lehren edler und begeisterter Menschen, aber nicht Gesetze eines göttlichen Willens; wenn ich den Anderen sage, die Wissenschaft hat sich verrannt, der Materialismus hat sich blamirt, deren Lehren stehen mit der Erfahrung im flagranten Widerspruche, so ist damit so wenig gedient, als wenn ich Jemand auf die Gefährlichkeit seiner Lage aufmerksam machen würde, ohne ihm die Mittel zu zeigen, wie er sich befreien kann. Es musste der Widerspruch gelöst werden, dass Religion und Wissenschaft gleichzeitig Wahres und Falsches beherbergen können; diese Aufgabe zu lösen ist nur möglich, wenn



man auf die Doppelnatur des Menschen und der Welt, die Kant durch die Unterscheidung des Dinges an sich von der Erscheinung angebahnt, zurückgeht.

Der dritte Band hat darum klargestellt, dass es keine empirische Realität, sondern nur Phänomenalität gebe, und dass die Realität in das transscendente Gebiet zu setzen ist; dass die Wissenschaft daher in ihrem vollen Rechte ist, falls und wenn sie sich auf das phänomenale Gebiet beschränkt, dass sie aber im Unrechte ist, wenn sie die intelligible Unterlage leugnet. Der dritte Band hat nachgewiesen, dass jede der bestehenden Religionen zwar die göttliche Autorität mit Unrecht für sich in Anspruch nimmt, dass aber in jeder Wahrheiten und Spuren der intelligiblen Welt zu finden sind.

Indem ich ferner nachgewiesen, dass der verderbliche, vergängliche Egoismus nur durch einen Egoismus höherer Art, der unvergänglich ist, ausgetrieben werden kann, so wird dadurch auch das Motiv geschaffen, die Ideale zu verwirklichen, wie wir es im vorigen Capitel gesehen.

Ich begreife aber vollkommen, dass der Inhalt des zweiten und dritten Bandes für Alle überraschend sein mag, die von religiösen oder wissenschaftlichen Vorurtheilen durchdrungen sind; doch was hat denn im Laufe der Zeiten nicht überrascht, was uns gegenwärtig ganz natürlich und selbstverständlich erscheint?

Die Existenz der intelligiblen Welt und unsere Beziehungen zu ihr vergleicht man am besten mit unserem Verhältnisse zur neuen Welt; hätte man über die uns zugeschwemmten Hölzer besser nachgedacht, hätte man bei Norwegen, Isländern und Grönländern besser nachgefragt, so würde man die Kenntniss einer anderen existirenden Welt erlangt haben. Dem analog ist in den Büchern der Alten genug zu finden, was die gelehrten Herren hätte stutzig machen müssen. Man hätte bei genauerer Kenntniss der Längen- und Breitengrade des alten Continents immer-

hin vermuthen müssen, dass in der grossen übrigbleibenden Wasserfläche noch verschiedene Erhebungen zu finden sein dürften, und man hätte sich nicht getäuscht. Genau so hätte ein reifliches Nachdenken oder die fleissige Lecture Kants unsere Wissenschaftler auch auf die Vermuthung bringen können, dass dem *mundus phänomenon* ein *mundus intelligibilis* zu Grunde liegen müsse. Das wäre sogar eine nothwendige Schlussfolgerung gewesen, und nicht blos eine Wahrscheinlichkeits-Annahme.

Nunmehr aber kommt der wichtigste Vergleich.

Wer hätte nach der Rückkehr des Columbus geglaubt, dass wir in so nahe Berührung und in eine solche Wechselwirkung mit der neuen Welt treten werden? Wer kann heute sagen, was für Folgen es haben wird, wenn wir im Laufe der Zeit uns dieses, vielen so fremde Gebiet, die intelligible Welt, geistig erobert haben werden?

Wenn eine Maske einmal erkannt ist, so pflegt sie das Incognito aufzugeben. Wird das geschehen?

Ich glaube ja. Hat die Menschheit den Planeten einmal unterjocht, hat sie das materielle und sociale Problem gelöst, so kann sie ungestraft mit ihren Gedanken in jene Regionen entweichen, und die Worte des grossen Sehers werden sich bestätigen: „Wer sucht, der findet; wer klopft, dem wird aufgethan."

Aber auch dazu müssen wir uns erst organisiren; kann man das?

Jedes Wesen muss für die Sphäre organisirt sein, in welcher es leben soll oder will, so der Fisch, der Vogel, der Mensch. Diese Organisation besorgen wir selbst, und ist die Grundidee Darwin's in Bezug auf Anpassung und den Kampf um's Dasein gewiss die richtige, der Fehler steckt nur in den drei unbegreiflichen Irrthümern, dass sich Alles in Keimzellen ablagern lasse, und dass von diesen Keimzellen der morphologische Bau und die Einheitlichkeit des

Bewusstseins hergestellt werde. Unsere Leiden und Arbeiten sind als die Mittel der Entwickelung unseres Charakters, selbst der Verfeinerung unserer Sinne zu betrachten, aber nicht etwa nur im phänomenalen Sinne, sondern darüber hinaus; die phänomenale Existenz scheint nur das Mittel zu sein, Eigenschaften zu erwerben. Dem entsprechend wird unsere Beschaffenheit gewiss entscheidend sein für unsere Existenz in und ausserhalb der phänomenalen Welt; wir werden in jener Sphäre existiren und wirken, für die wir uns organisirt haben. Da liegt auch der Lohn und die Strafe; die Ewigkeit ist nur eine relative; wer ewig nichts lernt, bleibt ewig ein Esel, doch liegt diese Argumentation nicht nur in der Natur der Sache; sie wird durch die Erfahrung unterstützt. Wenn man die Mystik der Vergangenheit und Gegenwart durch ein Bad vorurtheilsfreier Beurtheilung von ihren Schnacken befreit, so bleibt als Residuum: „Grösstmögliche Beseitigung der phänomenalen Befangenheit, Hervortreten des intelligiblen Subjectes und Function des Metaorganismus.“ Das wird zweifelsohne immer mehr zunehmen; ich glaube, dass die schöne Maske immer mittheilsamer und erkennbarer werden wird. Diejenigen, die da glauben, dass die unendlichen Zeiträume und der ewige Kampf um's Dasein ein und dieselbe Daseinsform in Bandwürmer und Elephanten spalten konnte, haben gewiss kein Recht, an dieser Möglichkeit zu zweifeln!

Ich verabschiede mich nunmehr von meinem Leser auf längere Zeit, vielleicht auf immer! Ich weiss, dass meine ihm dargelegte Anschauung einen verschiedenen Eindruck hervorbringen wird; Denjenigen nun, die sich ein Bild unserer möglichen zukünftigen Zustände zu machen und dafür sich zu begeistern vermögen, lege ich die Ziffern an's Herz, die sich auf Seite 357 befinden, 1, 10, 1000, 1,000.000!

Ich gebe nunmehr das Wort einem Dichter:

Vom Pythagoreischen Lehrsatz.

Gedicht von Chamisso.

Die Wahrheit, sie besteht in Ewigkeit,
Wenn erst die blöde Welt ihr Licht erkannt;
Der Lehrsatz, nach Pythagoras benannt,
Gilt heute, wie er galt zu seiner Zeit.

Ein Opfer hat Pythagoras geweiht
Den Göttern, die den Lichtstrahl ihm gesandt:
Es thaten kund, geschlachtet und verbrannt,
Ein Hundert Ochsen seine Dankbarkeit.

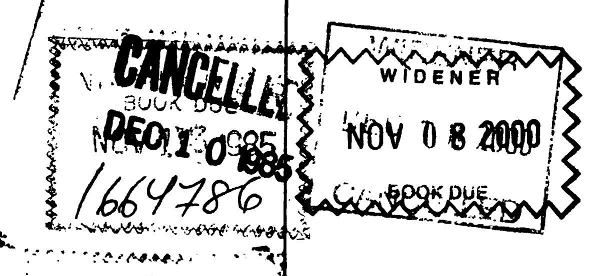
Die Ochsen seit dem Tage, wenn sie wittern,
Dass eine neue Wahrheit sich enthülle,
Erheben ein unmenschliches Gebrülle;

Pythagoras erfüllt sie mit Entsetzen;
Und machtlos, sich dem Licht zu widersetzen,
Verschliessen sie die Augen und erzittern.

Namens-Verzeichniss

der im dritten Bande genannten Schriftsteller.




CANCELLED
DEC 1 0 1985
1664786
WIDENER
NOV 0 8 2000
BOOK DUE
CANCELLED

